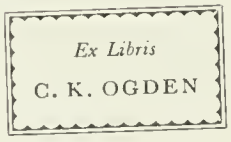
THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
RIVERSIDE



KWV

Yünkang: Kopf eines Bodhisattva
5.—6. Jahrh. n. Chr.

ID# 1078435

FRIEDRICH PERZYŃSKI

VON CHINAS GÖTTERN

REISEN IN CHINA

MIT 80 BILDTAFELN

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Copyright 1920 by Kurt Wolff Verlag in München und Leipzig
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

„Siehst Du, wie ich mich in jedem Lande nach den Ernten erkundige, nach den Erzeugnissen, dem Verbrauch? Wieviel Öl man macht, wieviel Kartoffeln man frißt? Und in jedem Hafen: wieviel Schiffe, welcher Tonneninhalt? wieviel Abfahrten? wieviel Einläufe?"

FLAUBERT.

DANK AUS HEILUNGT'AN

REISEN — das ist nicht die zeitvergeudende Beschäftigung geistig verkümmernder Menschen, die mit der Eisenbahn Kontinente durchkreuzen und die Vollkommenheit unserer und ihrer eigenen Zivilisation anstaunen, weil sie nun schon fast allerorten auf einer Sprungfedermatratze bei elektrischem Licht die letzten Reuterdepeschen genießen können, und die in die Speisesäle großer Hotels jenen faden Alltagsgeruch hineintragen, den Snobismus für das Aroma Wohlerzogener hält. Ich rede hier nicht nur von der genugsam bekrittelten Spezies der Globetrotter, auf deren Naivität sich allerwärts sehr fruchtbare und amüsante Bluffindustrien aufgebaut haben, sondern auch von dem ebenfalls nicht kleinen Bruchteil jener sich und anderen gegenüber anspruchsvoll auftretenden Kulturbeflissenen, die unfehlbar, sobald sie einen großen Ozeandampfer betreten oder ihn im Hafen verlassen, in eine wahre Einsamkeitsfurcht und den erbärmlichsten Mitläufer-Schlendrian verfallen, der sie aller abenteuerlichen Zufälle, des einzigen Reizes künstlerischen Reisens, beraubt.

Wo kann man noch reisen wie in China? Es ist umständlich und komfortabel zugleich. Dieses Land, unbarmherzig monoton für den, der es an einem stahlblauen Frosttage mit der Eisenbahn durchjagt, überschüttet den geduldig Abwartenden allmählich mit so viel unschuldigkleiner und strahlend-großer Schönheit, spiegelt ihm, unberührt von unserer den Erdkreis in einen Ring der Nüchternheit und Gesetzmäßigkeit einengenden Zivilisation, so oft geträumte Abbilder antiken und biblischen Lebens wider, daß er sich hier dem Reisen wie einer köstlichen Robinsonade ergibt.

Die Verkehrsmittel sind Gott sei Dank kläglich. China besaß Ende des Jahres 1912 ca. 8000 km Eisenbahnen, und es wird bei dem gegenwärtigen Stande der Finanzen noch eine geraume Zeit dauern, bis man in 6—8 Tagen seinen Ost-West-Durchmesser, von Kiangsu (Shanghai) nach der westlichsten an Tibet grenzenden Provinz Szech'uan durchrasen kann. Man kommt leidlich bequem und schnell nach Ich'ang (am linken Ufer des Yangtze, Provinz Hupeh); von dort sind es etwa 30 Tage mit einer Art Hausboot nach Chungking in Szech'uan. Dies ist ein erheiterndes Beispiel. China besitzt große Touristen-Gasthäuser in den Vertragshäfen, durch all den fatalen Glanz und sowohl überreichliche wie unnüancierte Verpflegung gekennzeichnet, die feiner organisierten Menschen den Aufenthalt in ostasiatischen Hotels schnell verhaßt machen. Doch schon in Tsinanfu, der Hauptstadt Shantungs, steht im „Empfangszimmer" des einen Gasthauses ein großes Billard, auf dem man die Mäntel ablegt, während am Schanktisch, dicht daneben, Herren aller Bildungsklassen mittelalterlich um Liköre würfeln, und im anderen ist eine Metzgerei mit der Wirtschaft verbunden, die frisch geäußerte fleischerne Wünsche der Gäste mit erquickender Schnelligkeit erfüllt. In Peking selbst (der einzigen Weltstadt, in der der Zylinderhut verpönt ist) war noch um die Wende des Jahrhunderts ein Hotel der Tatarenstadt das Quartier der fremden Gesandten, dessen Fassade sich harmonisch einfügt in die Karawanenstadtstimmung der Hatamênstraße mit ihrem Durcheinander von schellentragenden Pferdchen, Eseln, Maultieren, Kamelen, von Lämmerherden und schwarzen Schweinen, von geflügeleinkaufenden Köchen, ballenschleppenden Seide- und Pelzhändlern, von der blühenden Profession der Dungkärrner, von sonnverbrannten nacktbrüstigen Bettlermüttern, deren Bambini „heute noch keinen Reis gegessen haben", von seltsamen Tierfreunden, die ihre Vögel auf Stangen oder in Käfigen spazierentragen oder -fahren, kurzum von einem Völkchen, das dem Zeltleben noch gar nicht so lange entwachsen zu sein scheint.

Hierher nach Heilungt'an, einem Kloster der Westberge, das ich, weil ich es sehr liebe, schon wiederholt besucht habe, geht natürlich

auch keine Eisenbahn. Es liegt etwa fünf Stunden von Peking. Diesmal bin ich zu Pferde gekommen, bin in gnadenloser Tropenglut vorbeigetrabt an großen Trupps von Mandschusoldaten, die auf kleinen zottigen aber kräftigen Paßgängern sitzen oder zusammengepfercht in Maultierkarren – lauter blutjungen Burschen, deren feines Oval und schmale Adlernasen die lange Inzucht der Aristokraten verraten – habe den zerfallenen Tempel, mit der Front offen nach der Straße, zwischen den Weiden und Pappeln der Chaussee wiedergefunden, in dem noch immer drei ausgediente Gottheiten auf morschen Sockeln knien, Idole aus Holz, außen mit Stroh verkleidet und mit Schlamm verschmiert, halb begraben von dem sich lösenden Schutt der Wände und des Daches, und wie so oft, habe ich den Zustand der viele Kilometer langen Straße, für chinesische Begriffe einer wahren Prachtstraße, bewundert, für die, wie für die Restaurierung des Sommerpalastes, der Millionenetat des ehemaligen „Marinedepartements“ herhalten mußte, verwaltet „auf Befehl des Kaisers“ vom Obereunuchen Li Lien-ying, dem dabei die Taschen bedrohlich anschwollen. Dann verritt ich mich, geriet in hohe Kaoliangfelder, trank halb verdurstend Tee in jeder Teeschenke und fand schließlich einen Eseltreiber, der mich über den säbelhiebengen Wang êrh shan-Paß brachte, wo zwischen mächtigen kahlen Steinwänden, in denen wir klein wie Erbsen wurden, der bleierne Mittagshimmel hing.

Heilungt'an ist, wie ein rechtes chinesisches Kloster sein soll, terrassenförmig einen Hügel hinaufgebaut. Gelbglasierte Ziegeldächer, von weither in der Sonne glitzernd, heben sich aus mächtigen Baumkronen heraus wie ein funkelndes Diadem. Am Tor empfängt mich ein dienender Bruder. Er zeigt mir lächelnd seine Hand; die beiden hohlen Eisenkugeln sind noch darin und laufen in erstaunlich adretten Kreisen, fast ohne sich zu berühren, in der Handfläche. Die Lebensspule ist abgehaspelt, Post und Zeitungen gibt es hier nicht, man hat sich längst ausgesprochen, und wenn die paar Eierfrüchte, Mohrrüben oder Lauch im Garten gestochen sind, wenn der Teekessel dampft, rollen die beiden

großen Metallmarmeln unaufhörlich, stundenlang in der Hand des Mönches. „Ich würde, kehrte ich in die Welt zurück, in meiner Tasche immer einen Kugelfänger haben und den ganzen Tag damit spielen, um nicht reden zu brauchen.“ Rousseaus Gedanke ist in China längst praktisch durchgeführt; anstatt mit den Beinen zu wippen, von den Fingern zu frühstücken oder Patience zu legen, spielt man hier mit Nüssen oder Kugeln, und wie reich der Bedarf an Metallkugeln sein muß, verdeutlicht ein amüsanter Reim:

Pao ting fu san tsung pao:
t'ieh ch'iu, chiang sze, chun pu lao

(drei Dinge Paot'ingfus sind berühmt: Metallkugeln, Kleister und gedörrtes Fleisch).

Mein Koch ist bereits angelangt, hat das Feldbett, das wie ein Kamerastativ zusammengeklappt werden kann, aufgestellt, das Moskitonetz über das ebenfalls zusammenklappbare Bambusgerüst gelegt, die Getränke gekühlt und sich in der Klosterküche heimisch gemacht. Unsere deutschen Köchinnen, die bei der Bestellung eines Puddings eine Miene ziehen, als verlangte man von ihnen die Lektüre eines Kantischen Werkes, würden staunen, sähen sie, wie ihre chinesischen Kollegen schweigend und lächelnd mit den primitivsten Mitteln Leckerbissen aller Art bereiten. Geflügel, Obst, Tee, Eier und heißes Wasser erhält man fast überall unterwegs, Fleisch, Gemüse, Butter, Milch, Brot, Reis und Getränke, rechtzeitig eingekauft und gut verpackt, schleppen Riksha, Karren, Esel für belanglose Beträge tagelang durch Pfützen, über steile Bergkämme, durch Regenschauer und Staubstürme, und umfangreiche Ballen von Schlafdecken, Leib- und Tischwäsche, Kleider und Toiletteartikel sowie Kochgeräte werden in zwei Hälften auf dem Eselrücken balanciert, daß man dem armen Grauschimmel, der mit seiner niederziehenden Last wahre Gemsentouren vollbringt, all die dummen Dinge abbittet, die Fibeln und Lesebücher, von Stubenmenschen fabriziert, uns über ihn beigebracht haben. Ich esse also von meinen eigenen Tellern, mit meinem eigenen Besteck, gebe das Menu selbst an und schlafe im eigenen Bettzeug.

Peking, Westberge: Marmorterrassen des Pi yün sze

Nahezu jedes Buch über China ist voll des Geschreis über den Schmutz chinesischer Gasthäuser. Das Kuan tien, die Beamtenherberge, der vornehmste Typ, verdient in den seltensten Fällen den Namen eines Gasthauses. Es ist eine leere Scheune, deren zerrissene Fensterscheiben man von dem vorausgeschickten Diener ausbessern läßt, der gleichfalls dafür sorgt, daß der „Wirt" ein paar Stühle und Tische in die Zimmer stellt. Alles andere, vor allem das Bett, bringt man selbst mit. Auf den Eisenbahnen wird mit üppigem Freigepäck gereist; nur die von Deutschen erbaute Shantungbahn, für preußische, nicht für chinesische Verhältnisse berechnet, schikaniert ihre Fahrgäste durch einen absurd hohen Gepäcktarif.

Hier im Kloster, dessen Fußböden mit Steinfliesen belegt sind, habe ich ein mit billigen, aber geradlinigen Möbeln ausgestattetes Schlaf-, Wohn- und Dienerzimmer. Alle haben K'angs, gemauerte mattenbelegte Estraden, auf denen, so hart sie sind, die Chinesen ihren wahrhaft animalischen Schlaf schlafen. Der Abt des Tempels schickt mir ein paar Lotosblumen in einer Vase und geschnittene Lotoswurzeln, die mit Zucker angemacht wie süße Rettige schmecken, und obwohl ich weiß, daß er meine Zigaretten stiehlt, revanchiere ich mich mit kalifornischen Birnen. Er sitzt stundenlang vor der Tür seines sauber gehaltenen Häuschens, liest ungern (seine Augen seien schlecht), macht sich nach der Mahlzeit, die aus Gemüsen und nur einmal in der Woche aus Hammel- oder Schweinebraten besteht, wie ein Tiger im Käfig etwas Bewegung, legt sich an schönen Sommerabenden, wenn tausend Sterne glänzen und nur der Liebessang eines Esels die Stille des Klosterhofes zerreißt, lang auf eine Matte, um sich wie ein Tier zu lüften, und gähnt. Nie habe ich ein so umfangreiches und vorwurfsvolles Gähnen vernommen. Es scheint, der Buddhismus züchtet keine Gymnosophisten mehr.

Auch ich, fern von der engen europäischen Welt Pekings, feiere das Fest des Alleinseins. Hier auf der Marmorbank, vor dem Marmortisch des Hofes, zu dem das runde Mondtor führt, unter dem Dach der alten Zypresse fällt mein Ich in großen Schlacken von mir ab. Ich bin

ein Mönch, der morgens und nachmittags das Tempelgong schlägt, wenn er die Speisen vor die Götter gesetzt und Weihrauch angezündet hat, ich höre den Specht, der in der Konifere hämmert, das Zirpen der Wasserhühner, das metallene Schrillen der großen Zikaden, von denen eine zuweilen lebensmüde von den Bäumen fällt, um von dicken Ameisen sofort kunstvoll ausgesogen zu werden; ich höre, wie drollig der Wind im Laub des „lachenden Yangbaumes" knattert. Durch die Bambusse und die doldenförmigen Kronen der Weiden unter mir schimmern silbern die rechteckigen Tümpel der Reisfelder, in denen ein Bauer steht mit nackten braunen Beinen und hochgeschürztem indigoblauen Kittel. Lotosse blühen im Hochsommer, wo im Frühjahr zarte Reissprößlinge kerzengerade in die Höhe streben, die Getreidefelder dahinter färben sich, aber die Berge am Horizont, kahl wie der Schädel eines Lohan, taucht der Glanz der Sonne allabendlich in dasselbe rötliche Violett, während der Himmel und die Luft weich wie blaßblauer Mull zu erzittern scheinen.

Dies ist nur ein kleiner Ausschnitt. Heilungt'an hat eine Quelle, die der „schwarze Drachenteich" aufnimmt; sein Name veranschaulicht einigermaßen seine bizarre Form. Er ist sauber ummauert wie ein antikes Kaiserbad. Bedeckte runde Wandelgänge schließen ihn ein, und von ihnen führt eine breite Freitreppe ins Bad. Das Wasser ist klar, smaragdgrün wie Feits'ui und helloliv wie die Edelpatina einer alten Bronze; blaßblaue Blüten schwimmen auf seinem Spiegel: von den Wistarien, die sich lianenartig um alte Akazien winden und ihre Zweige in diesen Märchenteich hineinhängen lassen. Hier lassen sich nach dem Bad Stunden mühelos genug vertun: die Quelle gluckst, Elstern flattern schwerfällig auf, dünne Weihrauchwolken schweben aus den höher gelegenen Tempeln in die Teichrotunde.

Vergoldete und bunt bemalte Götter, wie sie sich die Phantasie der Bauern träumt, hocken schweigsam, staub- und spinnenwebbedeckt, auf den Altären. Zuweilen kommen die Dörfler, ein armes, gutmütiges, in Indigofetzen gekleidetes Volk. Der Prior amtiert im Zeremonialkleid,

die Bauernbuben machen ihren Kotau (wie man sich die Hände wäscht oder die Nase schnaubt) und brennen Feuerwerk ab. Diese alten wurmzerfressenen Götter sind harthörig trotz der bis auf die Schultern herabhängenden Ohren; einer durch Knallen und Zischen aber unterstrichenen Andacht können auch sie sich nicht verschließen.

Armselige Hirtenjungen, anspruchsloser als ihre Herden von Lämmern, Kühen, Maultieren, Eseln und Pferden, begegnet man dann und wann auf den Bergketten südlich von Heilungt'an — sie rufen einem zu, um ihre Stimme zu hören — sonst keiner Seele, keinem Vogel, keinem Baum, kaum einem Strauch oder einer mageren Blume. Aber grün ist dieser große Hügelreigen, den Einsamkeit in zauberisches Schweigen hüllt, und groß und seltsam sind die Blicke hinunter in die Täler, die westlichen Berge entlang, um die sich Wolkenschwaden legen wie Rauchringe und auf denen kleine weiße Punkte blitzen: Klöster, wie aus Menschenhaß hochemporgehoben zu den Höhen, wohin Natur den Raubvogel und nur selten Neugierde den Wanderer treibt.

In die Täler reite ich manchmal hinab. Nicht, um die schönen Punkte der Westberge aufzusuchen, die Marmorterrassen von Pi yün sze, die Villen-Tempel der Groß-Eunuchen, die acht berühmten Orte — Pa ta chü — mit dem verträumten Lung wang t'ang-Kloster in der Mitte, Wo fo sze mit seinem Riesenbuddha. Nein, es geht nur ein paar Li nordostwärts, nach Wên ch'üan sze, wo man im Tempel warme Quellen in einem Schacht aufgefangen hat, und wo ich bade. Auf die Priesterzöglinge wirkt mein Erscheinen, mein wohliges Plätschern, meine umständliche Toilette immer wieder als neue Sensation. Jedes Kleidungsstück wird betrachtet und betastet. Dann trotte ich zurück durch ein Stück Java, durch ganz tropisch anmutende Landschaftsstrecken, in denen der Humus dampft von Fruchtbarkeit, und hohe Zuckerrohrstauden an Bächen, die Sommerregengüsse überfüllten, steil hineinragen in die dunstumflossene Silhouette der Berge.

So vergeht mit kleinen Spaziergängen, mit Träumereien, mit kalten und warmen Quellenbädern ein stiller Tag nach dem anderen. Abends,

nach der Mahlzeit, wechsle ich ein paar Worte mit dem Oberpriester. Wir sprechen von politischen Ereignissen, von Peking, von der Ta Yüanfu hut'ung, in der ich wohne, von den Buddhahandzitronenbäumen im Haus mit den „Fenstern der Netzmalerei", von meinem Felsengarten und meinen Blumen. Lautlos sinkt über Wandelgänge und Teich die Dämmerung. Der Diener stellt Windlichter auf den Tisch, Heilungt'an versinkt langsam, und die große Stadt, nur eine halbe Tagereise von hier, kommt näher und näher. Wie ist sie bunt, wie schwer zu fassen, wie wird man ihrer überdrüssig und wie lernt man sie immer wieder aufs neue lieben! In der tiefen Stille dieses Klosters höre ich ihr Raunen, rieche ich ihr Sesamölaroma.

Sie schildern zu wollen, wäre Vermessenheit; man kann nur fühlen lassen, was sie einem gab. Es sind Worte, und Worte sind ein magerer Dank.

PEKING

PEKINGS Kern bildet die verbotene Stadt. Von einer roten Mauer und einem Wassergraben umgeben, schließt sie sich, ein Märchen aus Stein und Holz, vor dem brandenden Leben der Hauptstadt ab. Genügen nicht schon die Wörter Harem und Eunuchen, daß unsere Phantasie in anmutigen Kurven zu kreisen beginnt, daß sie uns einen Hof vorspiegelt, an dem Willkür, Ränkespiele, Käuflichkeit und schönfrisierte Laster die Geschicke der Menschen verflechten und selbst Blutsverwandte aufeinander hetzen?

Aus einem Erinnerungsbuch, den Aufzeichnungen der Mandschuprinzessin Der Ling, die zwei Jahre in der verbotenen Stadt verbrachte, steigt die Gestalt der Kaiserin-Witwe Tz'e hsi in gewaltiger Silhouette auf. Ihre Mittelalterlichkeit ist bezaubernd: sie schläft in einem Gemach, in dem Riechkissen einen hirnlähmenden Duft verbreiten; ihr Lieblingsparfüm ist Moschus. Bewacht wird ihre Ruhe allnächtlich von zwei Eunuchen, zwei alten und zwei jungen Dienerinnen, die ihre Füße massieren, und zwei Hofdamen; im Nebenzimmer schlafen außerdem noch sechs Verschnittene auf dem kalten Fußboden. Jeder ist dem anderen zur Kontrolle übergeordnet; einigermaßen verläßlich und reinlich erscheinen ihr nur die Hofdamen, die ihr Bett machen müssen. Mißtrauen und Argwohn verlassen sie auch des Nachts nicht: eins ihrer mit getrockneten Blumen gefüllten Kopfkissen ist mit einem Loch für das Ohr zum Horchen versehen. Niemand darf, auch die junge Kaiserin nicht, sitzen, wenn sie im Zimmer ist, und stehend nehmen die Damen des Hofes sogar das Mahl ein. Tz'e hsi ist abergläubisch bis zum Abge-

schmackten (sie selbst nennt es Frömmigkeit); für jede Handlung von Belang zieht sie ihre Agenda glücklicher Tage zurate, und sie fastet und betet tagelang, um Regen zu erflehen. Sie liebt es, selbst bei kleineren Spaziergängen von einem Dienertroß gefolgt zu sein, der ihr Kleider, Schuhe, Taschentücher, Zigaretten, Wasserpfeifen, Parfüme und den berühmten mit gelbem Satin bezogenen Stuhl überallhin nachtragen muß, wohin sie geht und wo sie ißt (sie ißt überall). Gekotaut wird bei der geringsten von seiten der Kaiserin erwiesenen Freundlichkeit und auch dann, wenn irgendeine Botschaft von ihr überbracht wird. Die Seele dieses von Neid, Argwohn, Unbildung und Despotismus beherrschten Hofes aber sind die Eunuchen, voran Li Lien-ying, alt und häßlich wie ein Ochsenfrosch, ein entmannter Mandarin höchsten Grades, gegen Blut und Opiumräusche erbaulich abgestumpft. Vor ihm zittern selbst die Hofdamen, denn er hat den Tod vieler Menschen, vor allem seiner Brüder-Eunuchen, auf dem Gewissen. Er ist's, der dafür sorgt, daß der Sack mit Bambusstäben jeden Kalibers für Züchtigungen stets zur Hand ist, der einen jungen Verschnittenen zu Tode prügeln läßt, weil er der Kaiserin-Witwe bei der Morgentoilette versehentlich ein paar Haare ausgekämmt hat. Die Untereunuchen halten sich schadlos durch Scherze verwandten Stils: da das Volk sie mit der Krähe, dem Unglücksvogel, identifiziert, fangen sie diese Vögel ein, binden Feuerwerkskörper an das Bein, geben ihm die Freiheit und genießen dann, Wein trinkend und mit geladenen Freunden konversierend, den Anblick des in der Luft zu Stücken zerreißenden und verbrennenden Vogels. Am Geburtstage der Kaiserin-Witwe aber entfalten die Eunuchen attischen Witz. Tz'e hsi pflegt dann zehntausend Vögel, die aus ihrer Schatulle gekauft werden, zur „glücklichsten" Stunde des Tages von einem Hügel herab aus den Käfigen zu lassen, und alles ist gerührt über die Barmherzigkeit der Monarchin. Auf der anderen Seite des Hügels aber liegen ein paar Eunuchen auf der Lauer und fangen den größten Teil der Vögel wieder ein, um sie zu verkaufen.

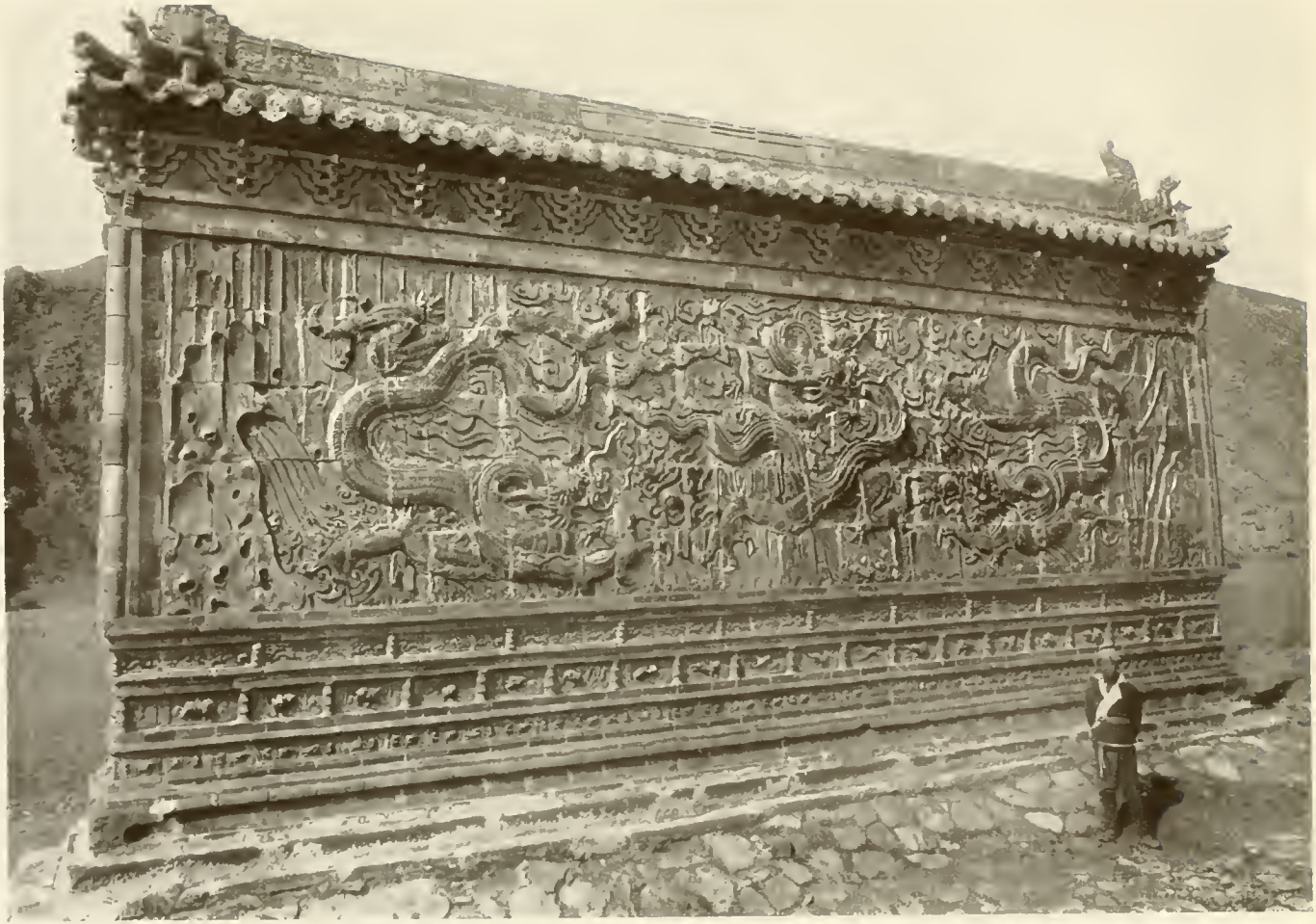
Das Verhältnis Tz'e hsis zu ihrem Neffen, dem unglücklichen Kaiser Kuang hsü, ist bekannt. Sie läßt ihn auf Schritt und Tritt über-

wachen, schließt die Verbindungsgalerie zwischen seinem Palast und dem der jungen Kaiserin, damit jede längere Aussprache zwischen beiden verhindert wird, und zwingt ihn, sie Chin Baba, lieber Vater, anzureden, denn nichts erbost sie mehr als ihr Geschlecht. Man erfährt nicht, wie sie den Willen Kuang hsüs (seine Reformfreundlichkeit hätte, wenn auch vielleicht nicht ihm, so doch den Mandschus höchstwahrscheinlich den Drachenthron erhalten) zu brechen verstanden, ob durch Zuhilfenahme von Opium oder anderen Ausschweifungen; sie war jedenfalls Mann genug, sich bei der geringsten Unbotmäßigkeit seiner auf mittelalterliche Weise zu entledigen. Denn Chinas (vermeintliches) Wohl ging ihr über alles, und Chinas Todfeinde schienen ihr Reformen und Christentum. Die Minister und Vizekönige wissen das und schieben die von der Kaiserin-Witwe selbst vorgeschlagenen Neuerungen immer wieder ad calendas graecas hinaus. Und als sie stirbt, ihrem ganzen Naturell nach wahrscheinlich in einem Wutkollaps, schickt sie, so sagt man und glaubt man gern, ihrem kaiserlichen Neffen das Todesurteil. Er geht still und gehorsam, völlig zerrieben von der Energie dieses antiken Weibes, aus seinem Sklavendasein.

Auf der Mauer der Mandschustadt, der einzigen Straße der Metropole, in der man vor Belästigungen des Rikshakuli-Geschmeißes und der Bettler sicher ist, wird der Blick des Spaziergängers immer wieder von der strengen Nordsüdachse der kaiserlichen Paläste angezogen. Aus den Spitzen der Bäume ragen ihre ockergelb glasierten Dächer als ein charakteristischer und wuchtiger Farbton heraus. (Noch sind die Bäume nur zart belaubt; es ist Frühling. Nirgendwo greift er so ans Herz wie in Peking. Wie die Erde seit fünf Monaten nach Regen dürstet, so lechzt das Auge, maßlos ermüdet vom Grau und Gelb der Wege und Lößgebirge, nach dem hellen Flötenton des Grüns einer Wiese oder eines knospenden Baums.) In den ewig blauen Himmel, vom Dunst der Ferne umflossen, windet sich zwischen den Dächern die an eine Priesterglocke erinnernde Kuppel der weißen Pagode, erbaut vom ersten Ch'ing-Kaiser im siebzehnten Jahrhundert, hinein, und östlich von ihr,

ein dreigestrichnes Fis, schneiden die Horizontalen der Pavillondächer in die Luft, die den Meishan, den „Kohlenhügel", voller Anmut bekrönen. Dieser Kohlenhügel weckt in den Chinesen Erinnerungen, die nicht weniger traurig stimmen als das Geschick des Kuang hsü. An einem seiner Bäume hat sich der letzte Kaiser der vorhergehenden, der Ming-Dynastie, erhängt, von seinen Mandarinen verraten und schwer bedrängt von dem Generalissimus der heranstürmenden Rebellen, nachdem er sich vorher durch das Ziehen des kürzesten Bambusstabes, einer Art chinesischen Orakels, zum Tode verurteilt hatte.

Dem Neuherzugereisten, der von der Mauer das Stadtbild nach markanten Gebäuden absucht (unter denen er schwerlich, wenn er einige Kultur hat, die vorlauten Kirchtürme der europäischen Gotteshäuser begreift), muß die bescheidene Höhe der Gebäude auffallen, die sich nie über zwei Stockwerke erheben. An Stelle einer von hygienischen Bedenken diktierten Baupolizeiordnung tritt in China ein ungedrucktes Gesetz, das nicht weniger streng und heute eigentlich völlig instinktiv befolgt wird, die Rücksicht auf „Fêngshui". Das sind die Wind- und Wassergötter, die „wohlbekannte Schar, die schwebend sich im Dunstkreis überbreitet" (Conrady hat sie uns Europäern durch dieses glückliche Zitat erheblich nähergebracht.) Sie wirken in der Erde und hausen in der Luft, verursachen, wenn man sie stört, Dürre, Überschwemmungen, Hungersnöte und Seuchen. Darum darf man die Gräber nicht durch Egge oder Schaufel und die Erde nicht durch Picke oder Dynamit aufwühlen, was geriebene Chinesen nicht hindert, gerade aus den Gebeinen der Vorfahren ein Terrainspekulationsobjekt zu machen, und die Luftströmungen nicht durch Telegraphenpfähle, durch Türme oder irgendwelche absonderlich hohe Gebäude hemmen. Nur eine Pagode kann, wenn Unachtsamkeit gegen diese Gebote gesündigt hat, im Umkreis des Blickes von der Pagodenspitze aus die Geister wieder besänftigen. Mit dem Glauben an „Fêngshui", an die jedem Organismus wohltätigen südlichen Winde und die kalten und vernichtenden des Nordens, hängt es zusammen, daß die Toten mit dem Antlitz nach Süden gebettet und



Nahe Ta tung fu, Shansi: Fünffarbig glasierte Fengshui-Mauer

die Wohnstätten der Lebenden ebendahin orientiert werden. Dies gibt auch Peking sein Gesicht. Es steht wunderbar „auf Achse“, und die „Kaiserstraße“ nebst ihrer in die verbotene Stadt führenden Verlängerung schneidet wie ein Scheitel durch die Metropole. Dort, in der verbotenen Stadt, erscheint diese Nordsüdachse dem Auge des auf der Mauer Spazierenden noch stärker betont durch Tor auf Tor, gleich einem chinesischen Leckerbissen, kandierten Paradiesäpfeln, lotrecht aneinander gereiht. Jedes dieser Tore schmückt ein die Erwartung steigernder poetischer Name, und in der Mitte, im Herzen Pekings, steht dann jenes, hinter dem sich die kaiserliche Wohnung, tempelartig gegliedert wie für einen rechten Stellvertreter des höchsten Herrn, erhebt, eine Pforte mit dem übervollen Namen: Tor der himmlischen Reinheit.

Taugt dieses Pathos nicht mehr für unsere demokratische und ironische Zeit? Wir sind es, die Mißtrauischen und Ironischen, die mit dem Pathos wie mit jeder leicht lächerlich wirkenden Emotion Maßhaltenden, die unendlich verlieren, wenn der Kaiser von China, dieser herrlich barbarische regenbogenbunte Begriff, wenn dieser letzte große exotische Phantasie- und Stilwert aus dem Leben gestrichen wird, aus diesem Leben der Massenstreike, der Altersversicherung, der Mimikriuniformen, der aeronautischen Gepäckbeförderung, der elektrischen Hinrichtungen. Wer wird, wie einst der Kaiser, auf dem Altar des Himmels, jener wundervollen marmornen Arena, zur Wintersonnenwende im sternbilderbestickten Gewand das nächtliche Opfer bringen? Wird es der auf eine „gute Presse“ bedachte Präsident sein, in Khaki-Generalsuniform und hohen Lackstiefeln, die Finger militärisch am Käppi, den neuen Herrgott salutierend? Oder faßt er, ganz amerikanisch, seine Meinung über solche „circenses“ in dem Wort zusammen, das ein junger chinesischer Christ bei der Führung durch die Heiligtümer des prächtigen Tempels Tai miao zu T'ai yüan fu als einzige ihm von seinem Missionar eingetrichterte Erklärung mir so lange wiederholte, bis ich es ihm aus dem beredten Munde nahm: no use?

Verdrossen lehnt man in seiner Riksha und läßt sich von dem unermüdlich Kuai tsou! (Platz!) schreienden Kuli, dessen schweißgebadeter Körper das berühmte chinesische Knoblauch-Zwiebel-Sesamöl-Aroma ausströmt, über die Löcher und Rinnen des Kaiserstraßendammes hinwegschütteln. Hinter der Himmelsbrücke, einem architektonischen Zierstück ohne Funktion, das kein Wässerchen überspannt, sondern nur, echt chinesisch, den Verkehr hemmt, nimmt Peking buntesten Vorstadtcharakter an: Buden aus Strohmatten sind aufgeschlagen, in denen eine elende Theatertruppe ihre Darbietungen vor einem von Flöhen und Krätze geplagten Publikum zu Gehör bringt. Unter einem anderen Strohdach entwickelt ein Geschichtenerzähler für ein paar Kupferkäsch seine Mimik. Ein Bauer sitzt vor einem Wahrsager, der mit dünnen Lippen und den falschesten Augen der Welt auf den gespannt Lauschenden einredet, die ernstesten Möglichkeiten mit der Faust und den hageren Fingern unterstreichend. Es ist eine Art Hypnose. Neben einem Aquarium, einem Schnupftabaksfläschchenhändler, einer Gauklergruppe, die mehr mit dem Munde als mit Händen und Füßen arbeitet, erheben sich die Eßbuden und Konfitürenzelte, die Bäckereien und Teeausschänke. Viele Speisen sind fertig; sie schwimmen in kupferroten, laichgrünen, tabakfarbenen Saucen und werden aus großen bemalten Schüsseln, die wie Kessel mit Draht geflickt sind, für die Käufer in kleine henkellose Schalen gefüllt und von dort aus mit Eßstäbchen in den schmatzenden Mund geschaufelt. Fertig ist auch der große gelbe Pudding aus Reismehl, auf dessen honiggelber Kruste zwischen den Melonensamen und Rosinen sich ein ganzes Heer von Fliegen tummelt. An anderen Stätten aber geht die Anfertigung der Speisen vor den Augen der Passanten vor sich. Teig wird gerollt und geschnitten, süße Kartoffeln werden gekocht, und spritzkuchenartiges Gebäck färbt sich knusprigbraun in der ölspritzenden Pfanne. Die Düfte wenden sich schwerlich an feinere Geruchsnerven, aber sie sind nicht übler als in den Armenvierteln Londons, und über alles Unappetitliche breitet harmlose Fröhlichkeit, Nüchternheit und Rücksicht einen liebenswürdigen Schleier. Noch regiert Konfuzius; der

zerlumpteste Kuli macht seinem Freunde bei der Begrüßung einen tiefen Knicks. Und niemand sieht einen Widerspruch zu diesen Lebensformen, wenn er sich im nächsten Augenblicke an einem Stande, der Eselsfleisch feilbietet, ein paar bläulich schimmernde Leckerbissen aussucht und schmoren läßt. Im Blau des Himmels aber schwimmen zu dieser Jahreszeit, in der der Wind selten ermüdet, uns ein paar Sandkörner unter die Augenlider zu blasen, allerliebste Drachen. Man begreift, wie lustig es selbst für Erwachsene sein muß, Kindern diese Launen künstlerischer Phantasie steigen zu lassen. Sie sind nicht rhombenförmig wie unsere blöden Papierdrachen daheim, sie haben Kaulquappen-, Drachen-, ja selbst Taschenkrebsformen, sind sehr effektvoll auf Fernwirkung hin gefärbt und machen unendlich komische stoßweise Bewegungen.

Eine lange monotone Umwallung, die des Himmels- und des Ackerbautempels, säumt beiderseits Straße und das danebenliegende Feld ein, und man wünscht sich eine andere Ouvertüre zum Eingang in den Himmelstempel als den Anblick von ungeniert hockenden Männern, die hier alltäglich auf himmlischem Boden statt auf dem des Ackerbaues ihr Scherflein darbringen. Doch wir sind in China; es gilt, ästhetische Hemmungen graziös zu überwinden. Ehe man sich's versieht, stürzen drei zerlumpte Herren mit den tiefgefurchten Stirnen, die in Europa analphabetische Neigungen verraten, in China aber Schmuck weiser alter Leute sind, auf uns zu, die lederharten schmutzkrustigen Hände zum Bakschisch erhoben. Es sind die Kustoden des Himmelstempels. Sie leben von Trinkgeldern, und an jedem der unendlich vielen Tore strecken sie die Hand aus, bevor sie öffnen, und immer wieder sind es andere, noch armseligere, noch mehr verlauste, geflickte, grünspanzähnige Ehrenmänner. Ein Revolver erschreckt sie nicht, eher schon eine Kamera.

Man durchquert einen Zypressenhain, eingefaßt von Mauern, Mauern, Mauern. Es wird plötzlich still um einen herum; Peking

versinkt. Eine Elster fliegt auf, vom Menschenschritt gestört. In der südöstlichen Ferne taucht eine Kuppel aus dem Immergrün der Baumwipfel, ein mächtiger Komplex tiefen Veilchenblaus, ein berauschender Akkord. Er klingt wie die Verheißung eines architektonischen Märchens.

Doch die Kustoden, deren Hände sich plötzlich zu verzehnfachen scheinen zu denen eines tibetanischen Gottes, öffnen erst die Pforte zu einer nüchternen Anlage. Ch'aikung, die Halle der Enthaltsamkeit, verdient diesen Namen. Das grünglasierte Ziegeldach, auffallend einfach gegliedert für einen chinesischen Tempel, lastet bedrohlich-wuchtig auf schmucklosen Mauern, und das Innere ist leer bis auf eine Bank mit ihrem fünfteiligen Schirm dahinter. Hier fastete der Kaiser in der Nacht vor dem Opfer. Bank und Schirm freilich sind eines Kaisers würdig, und wenn 1900 statt der Entfaltung sinnlosen Vandalismus mit größerer Sachkenntnis geplündert worden wäre, so sähen wir diese verzwickte Arbeit eines begnadeten Holzschnitzers, dessen Messer jede Schwierigkeit spielend bezwang, heute in einem europäischen Museum. Man hastet, in der Vorahnung eines ästhetischen Erlebnisses, die Stufen herunter (all marble, sagt der Kustode) und steht bald in neuen Alleen, vor neuen Mauern. Diesmal sind sie mit tiefblauen Ziegeln gedeckt, jenem köstlich warmen und starken Ton der über das Grün der Allee hinwegragenden Kuppel. Drei barocke Marmorpailou, in Holztechnik gedachte, aber aus Stein gemeißelte Pforten, halten den Blick nicht auf, der den Schritten vorauseilt. Und wenn wir die neuen Marmorpforten des äußersten konzentrischen Kreises durchschritten haben, wissen wir, daß unsere Erwartung uns nicht betrogen hat.

Vor uns erhebt sich ein Altar von drei konzentrischen Terrassen, die wie ihre nach den Himmelsrichtungen orientierten Haupttreppen von Balustraden eingefaßt sind. Die Lösung des Themas scheint einfach genug. Sie ist gleichzeitig so schlagend, daß die Estrade wohl für lange der Pleinairaltar bleiben wird. Denn selten hat sich ein Architekt so unmittelbar an die Phantasie des Beschauers (mit der in China ja jeder

Peking: Himmelstempel

feinere Künstler rechnet) gewandt. Der Blick geht wie gebannt die sich zweimal um sechzig Fuß verjüngenden Marmorterrassen herum, und diese Spiralbewegung nach der Höhe zu wird betont durch die kokett verzierten Säulenknäufe, die wie Kerzenflammen in die Höhe zeigen. Mitten in dem unaufhaltsamen Empor bricht die Architektur mit der eigentlichen Plattform ab. Man erkennt schnell, daß die Verbindung mit der Höhe, mit dem Himmel aufgenommen werden soll durch eine menschliche Gestalt, die in ihrem weithin sichtbaren, von der Luft scharf abgegrenzten Umriß die Vereinigung mit dem höchsten Herrn vermittelt. Dieser Mensch, der Darbringer des Opfers, das sich in Rauch und Flammen emporwindet, ist der Kaiser, und wenn er in seinem mit allen Himmelsemblemen bestickten Gewande, mit der Perlenkrone auf dem Haupt, umgeben von Prinzen und Mandarinen, Musikern und Tänzern, die Hände erhebt und die drei Kniebeugen und die neun Kotaus verrichtet, scheint er der wahre Mittelpunkt der Welt und das gegebene Bindeglied des Menschen mit dem Shangti, dem Geist des Himmels.

Ein besonderer Zauber spricht aus den Proportionen dieser Architektur. Wer Treppen und Trittplatten abschreitet, entdeckt denn auch, daß der Zahl 9, die in der chinesischen Zahlensymbolik eine große Rolle spielt, hier eine artige Huldigung dargebracht ist: die Zahl der Treppen, der konzentrischen Kreise auf der obersten Plattform, der Geländer, ja, der einzelnen Trittsteine läßt sich jedesmal durch neun teilen.

Doch ist es nicht der edle Aufriß allein und die Liebenswürdigkeit architektonischer Einzelheiten, wie der geländerstützenden Vasen mit üppig herausquellenden Wolken in ling chih-Form oder der Säulenknäufe mit ihrem Drachen- und Wolkenrelief, aus dem Marmor gemeißelt, als wäre er Rotlack oder Elfenbein, die sich sofort tief in das Gedächtnis des Besuchers einschreiben; es sind seine Farben, Farben, die wir Okzidentalen nie gewagt hätten, auf unsere Baukunst anzuwenden. Pompejanisch rotgetünchte Mauern mit grünglasierten Ziegeln, andere

wieder mit solchen aus tiefem Blau, ein dreiteiliges Tor, mit seinen hufeisenbogigen stukkoeingefaßten Öffnungen gleich großen Augen den Blick des auf dem Altar Stehenden anziehend, gedeckt abermals mit blauen Ziegeln und verziert unter den Dachsparren mit grün- und gelbglasierten Kachelbändern, seitwärts in reizenden gelben Säulchen endigend; hinter ihm die „Blaue Kammer", die Namenstafeln der verstorbenen Ch'ing-Kaiser enthaltend; ein allerheiligster Pavillon mit anmutvoll geschweiftem Dach aus veilchenblauen Ziegeln und mattgoldener Kuppel, und nach längerem Abstande in derselben Achse, nach abermaligem pompejanischrot, grüngelben Sparrenwerk, nach dem Weiß der marmornen Balustraden, dem Grün der Baumalleen eine neue noch üppigere Flut von tiefem Veilchenblau, bekrönt von mattem Gold: die drei runden Dächer des Erntebitttempels, das ganze südliche Stadtbild beherrschend, der schönste Gruß, den Peking dem Zureisenden von weither entgegenschickt.

Das alles ist mit wahrhaft königlicher Raumverschwendung über einen langen erhöhten Damm, über den beiderseits die Wipfel der Zypressen sich neigen, verteilt, und auf dem Wege zum letzten Rundbau, dem Erntebitttempel, hat man Muße, über die Kunst des Architekten ein wenig nachzudenken, der uns so geschickt bei langem Atem erhält. Denn er spannt unsere Neugier immer wieder durch abwechslungsreiche Tore, beschäftigt uns durch kleine Seitensprünge wie den mit Marmorbalustraden eingefaßten altanartigen Austritt an der Ostseite (auf dem der Kaiser, unter einem Zeltdach natürlich, sein Gewand wechselt), führt den Blick bis an die Peripherie der weiten Parkoase und zurück dorthin, wo sie mit Mauer, Tor und Kuppel zu geschlossener Architekturgruppe zusammenwächst. Er gönnt uns, weil er nie häuft wie die Baumeister Nikkos, der japanischen Museumsstadt, gern genommene Rast, bei Kleinem zu verweilen: bei einem wunderhübsch ersonnenen marmornen Flaggenstangenhalter, bei den mit Drachen, Phönix, Bergen, Wellen und Wolken gefüllten marmornen Reliefplatten der Haupttreppen (die nur links und rechts beschritten werden können,

Yüan ming yüan einst:

Lustschloß Hiai k'i ts'iu

denn in der Mitte ist der Geisterweg!) dem unter jedem Balustradenpfeiler herausspringenden gotisch anmutenden Fabeltierkopf, oder bei jenem Ingredienz chinesischer Architektur, in dessen Placierung und Tönung die Ostasiaten unübertroffene Meisterschaft erlangt haben, der Kartusche des Erntebitttempels, die mit ihrer goldenen Inschrift auf blauem Grunde in goldgeschnitztem Rahmen gewissermaßen in den Kuppelbau hineingewachsen ist.

Einer der ersten Ausflüge, die der Tourist von Peking aus unternimmt, gilt dem alten und neuen Sommerpalast (Yüan ming yüan und Wan shou shan). Yüan ming yüan ist heute nichts als ein großartiges Trümmerfeld. Man wandert stundenlang hügelauf- und ab an grandiosen Seeanlagen vorbei, über die sich Brückenreste spannen und in die sich Ruinen von Inselpavillonen und marmorner Altane hineinschieben, jeder mit einer bewundernswert gedehnten Aussicht. Bis man an dem von den Jesuitenpatres Castiglione und Benoit entworfenen europäischen Palastteil anlangt, der mit seinen üppigen Barockformen, den Muschelsopraporten, den festongeschmückten Pfeilern, den verschwenderisch angebrachten Voluten immerhin noch einen zusammenhängenden in dieser Wildnis doppelt auffallenden Komplex darstellt. Wo heute unkrautüberwucherte Säulenstümpfe, marmorne Balustradentorsi, Scherben buntglasierter Dachziegel den Schritt hemmen, standen einst blühende Bäume, gab es sanft ansteigende Wäldchen, Uferwege mit einer Überfülle von Blumen, die natürlich bizarr aus Grotten hervorsproßten, Böschungen, künstlich aufgeworfen, aber durch herausragende und wieder zurückweichende Felsstücke natürlicher Bildung ähnlich gemacht, und über die Lotosteiche, über Seen und Kanäle eilten Prachtdschunken, bogen sich Marmorbrücken mit abwechslungsreich gemeißelten Geländern und Ruhepavillonen am Ende oder in der Mitte, von Insel zu Insel bequeme Zugänge schaffend und die Landschaft um einen neuen Nerv der Schönheit bereichernd. Mehr als zweihundert Paläste, manche ganz aus Zedernholz gebaut, waren über diesen Park verstreut, den der frère

Attiret „un vrai paradis terrestre“ nennt, und im Palast des Herrschers, im Labyrinth der Säle, Höfe und Gärten, die zu betreten kaiserlicher Egoismus selbst den Großen des Reiches mißgönnte, waren die edelsten Porzellane, Lacke und Bronzen des Ostens angehäuft, flimmerten Gold- und Silberbrokate, duftete das kostbare Holzwerk, sprudelten die farbig glasierten Fontänen, mühevolle Werke des Jesuitenpaters Benoit, unter ihnen eine von wasserspeienden Pferden gebildete Wasseruhr, der ganze Stolz Kaiser Ch'ien lungs.

Das alles ist heute in Stücke gerissen und geschlagen und bis zu peinlich herausfordernder Wirkung verwahrlost; die Kunstschätze sind in alle Winde zerstreut.

Wer die Geschichte der Beziehungen Chinas mit dem Abendlande nachliest, am besten in einem orthodox-katholischen Werk, wird in einer Aufwallung kritischer Laune kaum davor zurückschrecken, den Proselytenmachern des Christentums mittelbar die Hauptschuld an der Vernichtung dieser Kulturarbeit dreier mediceischer Kaiser zuzuschreiben, auf deren gewaltiges Ansehen allein hin eine in ihren Wurzeln faule Dynastie ein ganzes Jahrhundert erbarmungswürdiger Mißwirtwirtschaft überdauern konnte.

Es war 1245, als die Abgesandten des Papstes von dem zu bekehrenden Großkhan der Tataren eine Antwort erhielten, die nicht nur reichlich nach Blut und Eisen schmeckte, sondern daneben noch einige Pfefferkörner subjektiver Wahrheiten enthielt: „Ihr habt dem Willen Gottes und Genghiskhans nicht gehorcht, und Ihr habt meine Gesandten ermordet. Darum hat Euch Gott in meine Hände gegeben. Ihr, Bewohner des Okzidents, betet Gott an, Ihr glaubt, die einzigen Christen zu sein und Ihr verachtet die anderen: woher wißt Ihr, wem er seinen Beistand gewährt? Auch wir verehren Gott, und mit seinem Beistand verwüsten wir die Erde . . . .“

Ein Jahrzehnt später gibt ein anderer Khan christlichen Abgesandten gegenüber einen Beweis seiner duldsamen Gesinnung: „Wir Mongolen“,

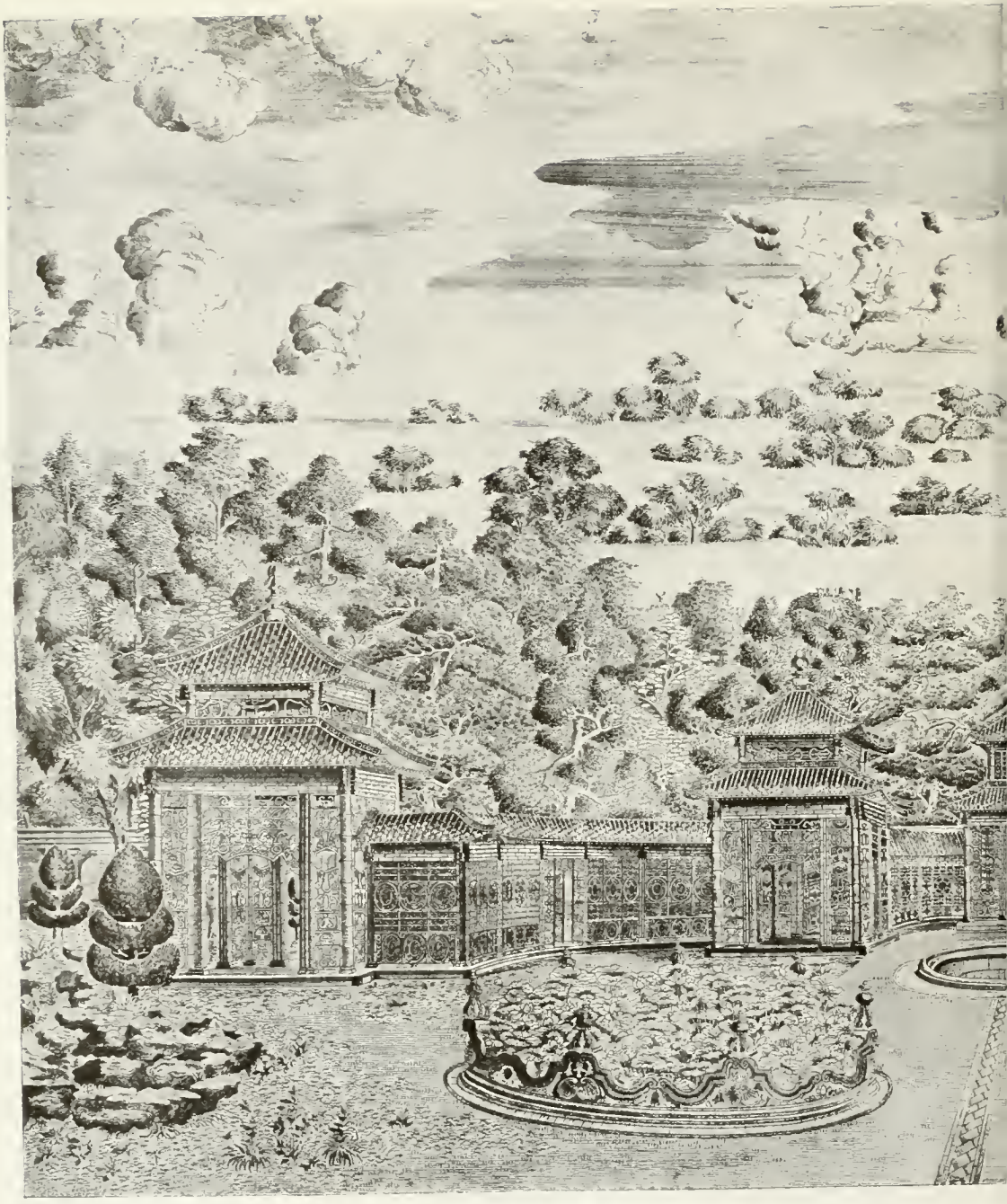
so erwidert er ihnen, „glauben an einen einzigen Gott, und wir ehren ihn mit rechtem Herzen. Doch wie er der Hand mehrere Finger gegeben hat, so hat er den Menschen verschiedene Wege gewiesen.“ Marco Polo, sein Vater und Onkel erreichen ohne christliche Mission mehr als sämtliche Abgesandte: Kublai Khan preist in einem Briefe an den Papst, der den Chinesen lange als Beherrscher des Okzidents gilt, die Weisheit der christlichen Lehrsätze. Ein anderer Kaiser „dieser schönen Dynastie“ (wie der Mgr. Favier die Yüanfürsten wegen ihrer Toleranz nennt) erbittet sich vom Papste den Segen, Pferde und seltene Artikel des Abendlandes. Als diese Dynastie verjagt wird, zählt China über 100000 Christen, deren Bekehrung unzweifelhaft auf die großen und reinen Persönlichkeiten wirklich gottergebener Missionare zurückgeführt werden darf.

So schnell die junge Gemeinde erstand, so schnell ist sie wieder verschollen. Einhundertachtundachtzig Jahre überlassen die Sendboten des Christentums China sich selbst, dann erscheint der ungewöhnlich geschickte Jesuitenpater Ricci am Hofe des Mingkaisers Wan li, dessen Gunst er durch Geschenke, insbesondere durch eine große Uhr, erobert, für die der Monarch einen Turm errichten läßt. Doch die Jesuiten bringen nicht nur Geschenke, sie bringen ihr ganzes, nicht unbeträchtliches, den lernbegierigen Chinesen imponierendes Wissen an den Hof. Dieses zieht die literati des Literatenlandes kat' exochen an wie die Blüte die Biene, und unter dem Fittich der Wissenschaft gewinnt der diplomatische Ricci einflußreiche Konvertiten.

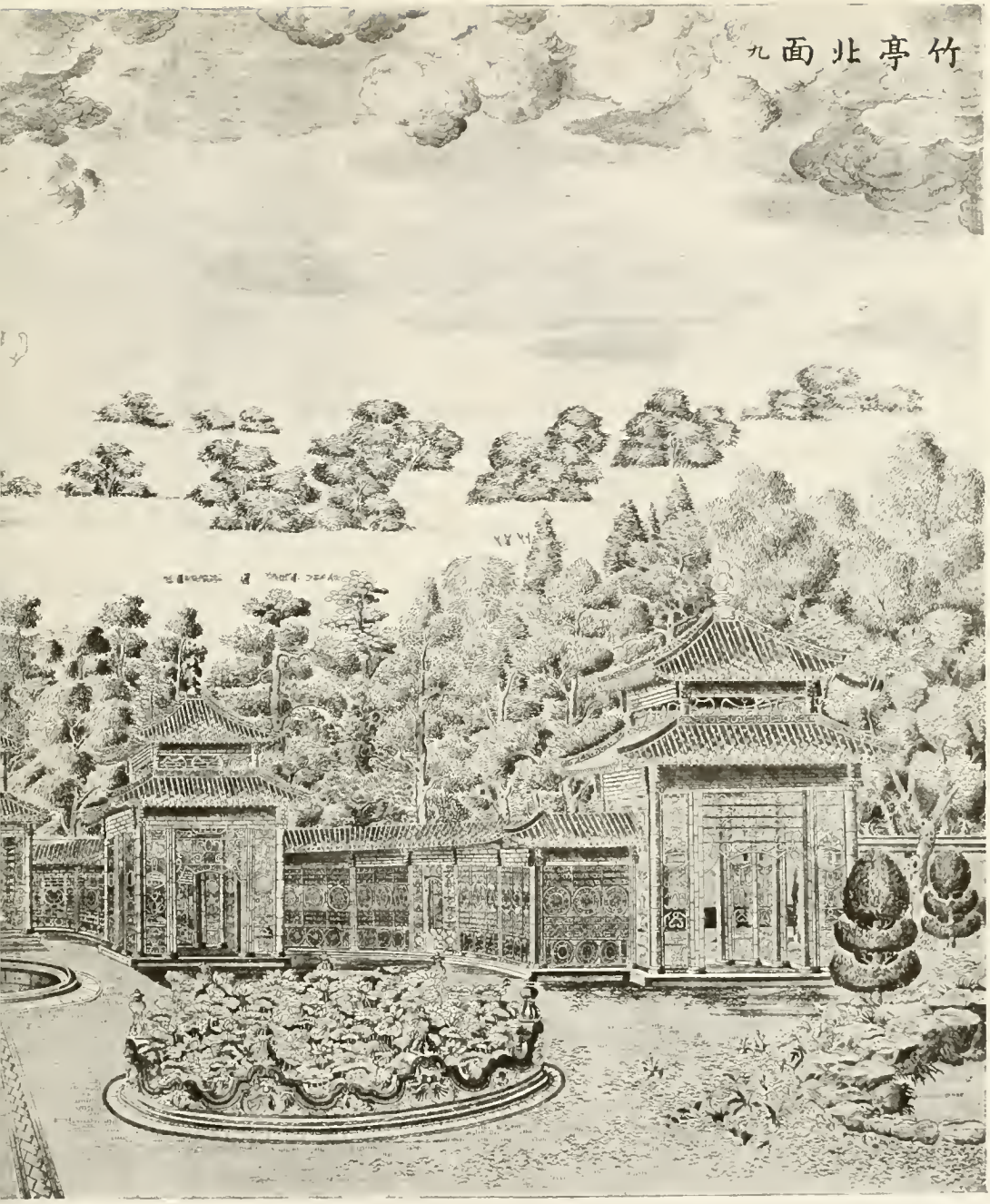
Nach seinem Tode (1610), als sich schöne Möglichkeiten geistigen und kommerziellen Austausches zwischen China und dem Abendlande zu eröffnen schienen, beginnt ein wahrer Insultenfeldzug der römischen Kirche gegen China, ein Feldzug der Verblendung und Hoffart gegen wahrhaft königliches Wohlwollen und Duldsamkeit. Dominikaner und Franziskaner, eifersüchtig auf die Erfolge der Jesuiten, verdächtigen diese beim heiligen Stuhle als zu liberal chinesischen Religionsbegriffen gegenüber. Der Streit wird vor den Augen der Chinesen ausgetragen,

die merkwürdige Begriffe von der Duldsamkeit und Friedensliebe der sich ihnen aufdrängenden Menschheitsfreunde erhalten, und schließlich wird den chinesischen Christen der Gebrauch der Wörter t'ien (Himmel) und shangti (höchster Herrscher) für „Gott" untersagt. Kaiser Wan li antwortet mit einem Verbannungserlaß gegen die Missionare. Doch diese begnügen sich nicht mit der Auflockerung des Staatsfundaments, sie nehmen politisch Partei für die untergehende Ming-Dynastie, deren jüngsten Sprößling nebst Mutter und Großmutter sie zum Christentum bekehren, und als zu allem noch die Kunde von ähnlichen politischen Handlungen der Missionare von Japan, wo der christenfreundliche Hideyori gegen Iyeyasu, den mächtigsten Mann des Inselreiches, unterliegt, nach dem Festlande dringt, ist die Sache des Christentums in den Augen der neuen Herrscher Chinas, der Mandschu-Kaiser, genugsam diskreditiert.

Doch auch an ihrem Hofe beantwortet man zunächst noch Unverträglichkeit und politische Einflußgelüste mit Gleichmut. Wieder war es eine starke und reine Persönlichkeit, die des deutschen Jesuiten Adam Schall, welche am Pekinger Hofe durch den Zauber ihres Wesens und die Fülle ihres Wissens die für sich erlangte Gunst des ersten Mandschu-Kaisers der christlichen Sache nutzbar machen durfte: er baute eine große Kirche, und der Kaiser stiftete eine selbstverfaßte Kartusche. Dieser mochte denken, daß in seinem weiten Reiche Raum nicht nur für die Anhänger Buddhas, Lao tzes, K'ung fu tzes und Mohammeds, sondern auch der neuen Sekte wäre, solange sie sich ohne Ansprüche auf Sonderrechte in sein Staatsgefüge einordneten. Vieles mußte ihm auch nur ein Lächeln abnötigen, wie die Taufe der chinesischen Konvertiten mit den unaussprechlichen christlichen Namen (die ein Chinese sofort wieder transkribiert und abkürzt), was ironisch damit genug beantwortet wurde, daß Schall selbst, der zum Mandarin erhoben und dessen Vorfahren geadelt wurden, seinerseits vom Kaiser einen chinesischen Namen erhielt. Ihm verzeiht der Kaiser die lästigen Bekehrungsversuche: „Du, der so fromm ist, willst mich tadeln für das, was meine Religion mir zu tun



Yüan ming yüan



Bambuspavillon

gebietet? Würdest du es nicht schlecht finden, wenn ich mich der Ausübung deiner Religion wiedersetzte?"

1662 steigt der achtjährige K'ang hsi, einer der größten Monarchen der Geschichte, auf den Drachenthron, und mit vierzehn Jahren übernimmt der Frühreife die Zügel der Regierung selbst. Ihm steht der belgische Jesuit Verbiest, Direktor der kaiserlichen Sternwarte, mit Unterricht und Ratschlägen zur Seite, und Verbiest gießt nicht nur die schönen astronomischen Instrumente des Observatoriums, sondern auch Kanonen (die gut anzusehen, aber wohl nicht ungefährlich zu bedienen sind: ein specimen steht noch im Garten der deutschen Gesandtschaft in Peking) für den Kaiser. Dieser gewährt den Jesuiten, die ihn von einem Fieberanfall befreien, reiche Gunstbezeugungen; sie dürfen Kirchen bauen, wozu er selbst beisteuert, und fortgesetzte Angriffe der Mandarine auf die Patres werden immer wieder von dem großmütigen Fürsten aufgefangen, der positive Leistungen schätzte und Sorge trug, daß gewisse die Verbreitung der christlichen Religion eindämmende Erlasse in der denkbar laschesten Weise ausgelegt wurden.

Immerhin war die Stimmung gegen die Europäer, die seit Beginn des 16. Jahrhunderts durch Übergriffe aller Art, durch Seeräuberei, ja durch Wegführung und Vergewaltigung von chinesischen Frauen sich nicht nur in den Tributländern Chinas, sondern auch an seiner Küste selbst verhaßt und gefürchtet gemacht hatten und die (wie vor allem Portugiesen und Holländer) ihren zu dieser Zeit ungewöhnlich üppig entwickelten Handelsinstinkten jedes Opfer brachten, überaus kritisch am Kaiserhofe. Während selbst ein berüchtigter portugiesischer Desperado die „gute Ordnung, den Gewerbefleiß, die Sitten und die Gerechtigkeitsliebe" der Chinesen öffentlich anerkannte, vermochten die Chinesen nur die Kehrseite dieser ihnen freiwillig zugestandenen Eigenschaften an den Gläubigen der Religion des Friedens und der Menschenliebe zu erkennen.

Trotzdem beschäftigten sich die christlichen Patres und der römische Stuhl mit nichts Dringlicherem als mit der brennenden Frage: sind die

den Ahnen, dem K'ung fu tze und dem Himmel erwiesenen Ehren Aberglaube und Götzendienst? Die Pekinger Jesuiten, die den Boden erfolgreicher Wirksamkeit durch den von Rom aus dekretierten Bruch mit jahrtausendalten Überlieferungen erschüttert sahen, erlangten von K'ang hsi eine Bestätigung, daß t'ien nicht der sichtbare Himmel, sondern den höchsten Herrn bedeute und die Ahnenverehrung nur ein politischen Zwecken dienender Ritus sei. Schwankend und in ihren Meinungen sich widersprechend, kamen die Päpste doch schließlich zu einem uneingeschränkten Verdammungsurteil der chinesischen Kultgebräuche. 1704 schickt Clemens XI. allen Ernstes zur Verkündigung seines Verbotes einen Legaten nach Peking. Der nächst Louis XIV. damals mächtigste Monarch der Erde, dem die Sorge um sein Millionenvolk noch keine Zeit gelassen hatte, die Frage zu entscheiden, ob die Marien-, die Heiligen- und die Reliquienverehrung abergläubisch und götzendienerisch wären, empfängt den päpstlichen Nuntius gnädig und empfiehlt dem von der langen Reise Angegriffenen die kaiserlichen Schwefelbäder zur Kur. Ja, er legt ihm in der Audienz Verträglichkeit ans Herz: „möchten doch die Missionare," so sagt er dem Mgr. de Tournon, „in ihren Streitigkeiten sich mit dem Papste verständigen und den Frieden in seinem Reiche nicht stören!" (Memoiren des Kardinals de Tournon).

Wer noch in der Gegenwart chinesische Volkssitten zu beobachten Gelegenheit hatte, weiß, wie bestimmend Verehrung der Vorfahren auf Gedanken und Handlungen des Menschen in allen bedeutenderen Situationen des Lebens einwirken, weiß, wie tief das chinesische Sittengesetz mit den Lehren des K'ung fu tze imprägniert ist, dieses wundervoll klugen Pedanten, dem die Kaiser die höchsten posthumen Ehren und jede Stadt einen Dankestempel dafür spendeten, daß sein Geist Individualitätsgelüste aus China ausrottete und aus diesem vielgliedrigen Körper eine „große Familie" schuf. Er hat eine Vorstellung, wie auf das glänzend regierte, von fremden Hilfsquellen völlig unabhängige Reich der Mitte das päpstliche Verbot der Riten wirken mußte. Es galt, um ein von der anderen Seite häufig gebrauchtes Wort zu verwenden, die Wahrung der

heiligsten Güter. Der Herrscher selbst freilich hat sich wundervoll in der Gewalt. Er verbannt (verbrennt nicht) den päpstlichen Nuntius, der Gutes mit Bösem vergilt, und läßt ihn erst, als dieser noch einmal von Nanking aus das Verdammungsdekret im eigenen Namen veröffentlicht, um den Zorn des Kaisers vom Papste auf seine Person abzulenken, in Makao von Portugiesen streng überwachen. Ein neuer päpstlicher Nuntius wird von K'ang hsi kurz, aber würdig abgefertigt: der Papst hätte ohne Ansehung der Gründe verurteilt; und auf das von ihm erbetene Dekret Clemens' XI. schreibt er die treffenden Marginalien: „wie können die Europäer etwas über die große Lehre der Chinesen entscheiden, deren Sprache sie nicht einmal verstehen!"

Der zu straff gespannte Bogen war damit endgültig zerrissen. Die Überzeugung K'ang hsis, des letzten chinesischen Solon, daß das von den Missionaren gepredigte Christentum die Grundlagen seines Reiches unterwühle, war Gesetz für sein Volk und für seinen Sohn Yung ch'êng, und es ist dieser, der auf die Beschwerden der nun allerorten drangsalierten Missionare antwortet: wenn ich Scharen von Bonzen oder von Lamapriestern in euer Land schickte, damit sie dort ihre Gesetze verkündeten, wie würdet ihr sie aufnehmen?

Zu spät beschäftigen sich jetzt christliche Missionare Jahrzehnte ihres Lebens mit der Ergründung der buddhistischen Lehre, die uns einst eine klobige Terminologie als „heidnisch" bezeichnete, zu spät werden von uns die Goldkörner aus der tiefsinnigen Lehre Lao tzes und Chuang tzes in Büchern aller europäischen Hauptsprachen gesammelt, wird Mêng tzes Bitterkeit und K'ung fu tzes peinliche Weisheit mit respektvoller Akribie beleuchtet. (Auch hier steht mancher fleißige Missionar im Vordergrund!) Rassenhochmut, nicht intellektueller Hochmut, verschloß sich vor zweihundert Jahren der Erkenntnis jener gewaltigen Kluft, die zwischen dem Leben und der Lehre Christi und ihrer Anwendung durch den Christenmenschen des zu Ende gehenden zweiten Jahrtausends bestand; doch die chinesischen Kaiser gewahrten sie und resumierten daraus auf ihre praktische Verwendbarkeit. Wäre vor zweihundert Jahren der Lehre

des K'ung fu tze, die für die große Masse des chinesischen Volkes die ethische Richtschnur seines Handelns darstellt, mit ähnlicher Ehrfurcht begegnet worden wie wir Christen sie der Geistesgeschichte Altgriechenlands entgegenbringen, dessen „Götzen", seine Wahrzeichen, Wesenszüge und Taten in den Hirnen unserer Schulkinder herumzuspuken haben und dessen (heidnische) Kultur den größten Dichter der Deutschen zu einem Traumbild wehmütigen Entzückens begeistert haben, Chinas Sympathie, seine Unvoreingenommenheit allem geistigen Besitz gegenüber wäre nicht verloren und seine Entwicklung wie die des Verkehrs mit dem Abendlande hätte einen anderen, erfreulicheren Weg genommen, bezeichnet durch gemeinsame Kulturarbeit, nicht aber durch Vandalismus, durch Raub, durch Mord, Treubruch und Gehässigkeit.

War die Zerstörung des Yüan ming yüan ein Akt notwendigen Vandalismus? Englische und französische Parlamentäre waren eingekerkert, gemartert und gemordet worden mit jener Willkür und jenem kindischen Mangel an Überlegung, der das seit Ch'ien lungs Tode von despotischen und effeminierten Herrschern regierte Land in den Abgrund zu reißen drohte. Fast ohne Schwertstreich fiel der Sommerpalast, aus dem der Kaiser rechtzeitig nach Jehol entkam, in die Hände der Verbündeten, und Lord Elgin, dessen Vater als Entführer der Parthenonskulpturen bekannt geworden ist, übernahm die Verantwortung für die von ihm angeordnete Zerstörung und Plünderung. Selbst ein kultivierter Mensch, glaubte er, daß eine Handlung von so intensiver Roheit ihre Wirkung auf den Kaiser, den sie vor allem treffen sollte, nicht verfehlen könnte. Er übersah (geringe Kenntnis chinesischer Geschichte und Verhältnisse sind Ursachen hundert ähnlicher beklagenswerter Irrtümer geworden), daß, was einen Augustus wie Ch'ien lung bis ins Mark erschüttert hätte, von seinem Urenkel als eine peinliche, aber selbstverständliche Folgeerscheinung des von Anbeginn höchst rücksichtslos geführten Krieges aufgefaßt werden würde. Denn sengend und plündernd waren die Ver-

Yüan ming yüan jetzt

bündeten ihren Weg bis zum Yüan ming yüan gezogen, und es ist ein einwandfreier Zeuge (Konsul Parkes), der von dem Selbstmord vieler chinesischer Frauen erzählt, die sich nur so vor den Insulten europäischer Soldaten zu retten wußten.

Mit einem Gefühl hochgesteigerten Appetites erfuhren dann die Kuriositätensammler Europas, daß das Versailles, das Potsdam, der Vatikan Chinas, die Kunstkammer der drei größten den Musen leidenschaftlich ergebenen Mandschu-Kaiser von dem englischen Minister mit Vernichtung bestraft und ausgeraubt worden war. Ein kultivierter Mensch wird schwerlich jemals gegen eine sachkundige und systematische Plünderung etwas einzuwenden haben. Vor allem nicht in China, dessen Bewohner trotz der ihnen eingetrichterten Verehrung alles Alten ehrwürdige Monumente traurigster Verwahrlosung anheimfallen lassen. Schließlich haben verständnisvolle Beutezüge römischer Statthalter und Feldherren manches edle antike Kunstobjekt auf diese Weise vor dem Untergang gerettet, und erst wenige Jahrzehnte vor dem Bombardement des Yüan ming yüan gab Napoleon ein Beispiel, wie man den Nationalbesitz durch unerhörte beim Friedensschluß schwer zu reklamierende Werte in Form von „eroberten" Bildern und Skulpturen billig vermehren konnte. (Die kontinuierliche Befolgung dieses Prinzips bereicherte die Liste meist banaler und grober Kriegsursachen um eine erheblich poetischere.)

Leider wurde bei der Vernichtung des kaiserlichen Sommerpalastes diesen Beispielen höchst dilettantisch nachgeeifert. Glanz und Größe reizten, und das Unauffällig-Schöne wurde ein Opfer der Bajonettkolben und der Flammen. Wenig anders war es 1900, als mit chinesischen Bildrollen wegen deren Holzteile Biwakfeuer gespeist wurden. Man denke sich chinesische Soldaten, die in einem von Rembrandts und Vanmeers unterhaltenen Feuer ihren Tee kochen und ihre Enten braten. Die Detaillierung dessen, was 1860 als Geschenke für den französischen Kaiser und die englische Königin aus dem Sommerpalaste auserlesen wurde, läßt kaum einen Zweifel darüber, daß man die Qualität der Kunstwerke mit dem Metermaß und der Wage abschätzte, und daß

zerschlagen wurde, was den Soldaten keinen sofort ummünzbaren Geldwert darstellte. Durch ähnliche Katastrophen ist China Dutzende von Malen hindurchgegangen, geht es in diesem Augenblick wieder hindurch, und wer wie der Schreiber dieser Zeilen die Verheerungen erlebt hat, die plündernde Soldaten und der Mob innerhalb weniger Stunden anzurichten selig sind, wer die Gleichgültigkeit kennt, die seit dem kunstfremden 19. Jahrhundert Tempel und Tempelbesitz in die Hände der schmutzigsten und gewissenlosesten Existenzen überliefert, der begreift kaum, daß dieses von Fremden und Eingeborenen gleichermaßen gemißhandelte Land noch nicht völlig von Kunstwerken entblößt ist. Sein einstiger Besitz muß unermeßlich gewesen sein, und über die Schönheit des Reifsten, des vor gewöhnlicher Bewunderung Geschützten und darum Verschollenen, von den Kunstgeschichtsschreibern dieses nüchternen Volkes mit so beredten Vergleichen gepriesen, sind alle Dichterträume erlaubt.

Der neue Sommerpalast (Wan shou shan), der ehemalige Lieblingsaufenthalt der Kaiserinwitwe, fällt schwerlich in diese Kategorie. T'ze hsis Geist schwebt noch in den Vorhöfen der ängstlich verschlossenen tempelartigen Gebäude, vor denen allerlei Getier in frischpatinierter Bronze herumsteht, peinliche Erinnerungen an Kuriokramläden Yokohamas und Kobes erweckend. Der strenge Blick der Despotin wirkt nach in der für China unerhörten Sauberkeit und Ordnung: alle Wege sind gefegt, die Sträucher sorgfältig zusammengebunden, die empfindlicheren Pflanzen durch Matten geschützt und die großen zwischen den Säulen hängenden Laternen aus Rindshorn ohne die beliebten klaffenden Löcher.

Vor dem Kun ming hu, dem mächtigen künstlichen See, den die kristallklaren Quellen der Westberge speisen, erkennt man sofort: in diesem Park, in diesen Palastanlagen ist alles auf weite Ausblicke berechnet. Sie sind nicht weniger Architektur als die Gebäude selbst, und sie sind von beiden das einwandfrei Erfreuliche. Denn der Haupthügel

Peking, Sommerpalast: Siebenzehnbogenbrücke und Nephritgürtelbrücke

(Wan shou shan), besät mit Tempeln und Pavillonen und bekrönt von dem an sich elegant profilierten Pai yün tien (dem „wolkenzerteilenden Pavillon"), wird durch den ungefügen, durch glasierte Ziegel noch peinlicher betonten Sockel dieses Baus völlig um seine malerische Wirkung gebracht. Wenn man vollends durch die endlos langen Wandelhallen sich müde geschritten hat, wo Querbalken mit grellen Landschaftsfeldern im Stile eines Vorortrestaurants bemalt sind, Felder, die überall wiederkehren, und dann auf das mit Stolz gezeigte Marmorboot gerät, ein groteskes Gemisch aus Alhambra und Raddampfer, aus mächtigen ausgetuschten „Marmor"quadern in den See hinausgebaut mit einem veritablen Steinspeichenrad an der Seite und Caféhaustischen im oberen Geschoß, wendet man so traurigen Geschmackskundgebungen der Kaiserinwitwe (die diesen Teil nach dem Boxerkriege neu aufbauen ließ) bereitwillig den Rücken.

So hält man sich lieber an den Park selbst und an die ganz den Geist des 18. Jahrhunderts atmenden Unterbrechungen der Wasserfläche durch Brücken, durch kleine Ruhepavillons an ihren Enden, durch Halbinselchen, an den Ufern durch seltsam geformte Felsblöcke oder durch Marmorbalustraden eingerahmt.

Das Schönste sind die Brücken. Da ist eine, die sich in siebzehn eleganten Bogen über die halbe Ostseite des Sees spannt. Der strandartige Weg zu ihr, abgeschlossen durch eine Bronzekuh aus Ch'ien lungs Zeit und durch einen Ruhepavillon an der Kurve, die weiche Linie der Westberge, in deren Schatten die Brücke ihre feinen Bogen einzeichnet, die hainbestandene Insel, zu dem sie führt, das ist eine der glücklichsten Partien des ganzen Parkes, ein Stück chinesischer Somoff oder Cameron. Auf der Insel selbst, auf dem ein Schlößchen sich nach dem Wan shou shan zu wendet, verfliegt alle Kritik in der himmlichen Stille. Die Luft ist ein Bad und jede Stunde ein neuer Farbenrausch. Heute schimmert die große Wasserfläche tiefviolett, fast schwarz, kleine Schaumkronen sprühen auf den Wellen, und ganze Familien von Wassertauben und wilden Enten tummeln sich zwischen vereinzelten Lotosblättern, die

im Sommer einen großen Teil des Sees überwuchern. In heller Sonne leuchten die grünen und gelben Ziegeldächer des Wan shou shan herüber, und schlank und kokett steigt das Oktogon des viergeschossigen „wolkenzerteilenden Pavillons“ auf seinem schweren Würfelpostament empor.

Die berühmteste und anmutigste Brücke ist die Nephritgürtelbrücke, in beängstigend steilem Bogen aufsteigend wie ein Kamelshöcker. Auf ihr saß die Kaiserin stundenlang im Frühling und sah den Eunuchen zu, die die alten Lotosse umsetzten und neue Schößlinge an die seichteren Stellen pflanzten. Tz'e hsi genoß die Freuden des Landlebens fast wie ein Literat; sie hielt eine Farm im Park und ließ sich von ihr, wenn eine Rousseaustimmung es ihr eingab, die Bestandteile eines einfachen Mahls holen, das sie für sich und ihre Favoritdamen eigenhändig im Freien bereitete.

Ein anderes von wenigen bemerktes Überbleibsel der Vergangenheit, eine Prozellanpagode, die ein glücklicheres Schicksal traf als die 1854 von T'aip'ingrebellen zerstörte Pagode Nankings, die weltberühmte, steht auf der Westseite des Wan shou-Hügels. Hier haben die Granaten der Verbündeten arg gehaust, Dächer und Wände der Pavillons und Dagobas zerschmettert, und man hat die Spuren des Bombardements bis heute nicht vertilgt. Die Pagode selbst liegt abwärts, halb versteckt von blühenden Bäumen, über die sie, vielfarbig wie ein exotischer Vogel, bekleidet mit glasierten Ziegeln in grün, violett, gelb, ochsenblutrot und türkisblau, schmuck und zierlich in den Himmel steigt.

Alle diese bunten Dinge fügt der weite landschaftliche Rahmen schließlich doch zu einem harmonischen Gesamteindruck zusammen. Immer wieder läßt man voller Entzücken das Auge von der Ebene oder einer Höhe aus bis zum Horizont schweifen, über das weitverzweigte Wassernetz Pekings, über die sorgfältig abgesteckten Tümpel vereinzelter Reispflanzungen mit ihren in regelmäßigen Abständen gesetzten kerzengeraden Schößlingen, über die vielen kleinen grünen Bauminseln, Friedhöfe von Prinzen oder Mandarinen bezeichnend, sich scharf abgrenzend

Die Pagode in der chinesischen Landschaft (Westberge, Peking)

inmitten des melancholischen Gelb und Braun der Frühlingsfelder, über die dann und wann ein Staubsturm hinwegfegt, bis hinan an die Bergketten, die die Ebene von Peking mit einer doppelten Spange von Violett und feurigem Gold schmücken, wenn die Sonne an dem hellen und wolkenleeren Himmel der Hauptstadt niedersteigt. Drei dieser Höhen, zum Komplex des Yü ch'üan shan gehörig, bilden gewissermaßen das Wahrzeichen des ganzen Bezirks: eine trägt eine zerfallene Dagoba, die nächste einen Pavillon, die dritte eine Pagode auf dem Rücken. Wie diese drei Vertikalen gegeneinander abgewogen und wie besonders die Pagode, die nicht etwa auf dem höchsten Punkte steht, in die Landschaft hineinkomponiert sind, mit dem feinsten Sinn für architektonisches Gleichgewicht, das schreibt sich dem Gedächtnis jedes mit feineren Sehnerven ausgerüsteten Reisenden unverlierbar ein.

Der Yü ch'üan shan, ein kaiserlicher Sommerpalast seit dem dreizehnten Jahrhundert und sorgfältig ausgebaut von K'ang hsi, liegt, obwohl nur eine Wegstunde vom Wan shou shan, schon auf der Grenze der beaten tracks und mitten im Reich der Poesie. Ich verritt mich, als ich das erste mal zu diesem Hügel wollte, und nichts ist köstlicher, als auf dem chinesischen Lande für eine Weile den Weg zu verlieren. Überall stößt man auf zerfallene Klöster, in denen irgend ein morsches Bauwerk von schönstem Ebenmaß, ein Skulpturrest, ein Mönch von vorsintflutlichem Typ oder ein uralter Baum, ein wahres Baummonument, als Überraschung warten, auf malerische Bauerngehöfte, von Lehmmauern und Strohmatten eingefriedet, aus denen das lüsterne Geschrei eines Maulesels oder die helle Stimme eines allerliebsten aber unendlich schmutzigen Hosenmatzes dringt, auf Koniferenhaine, über Gräber rauschend, die bald zementiert in Hufeisen- oder Zuckerhutform (unter diesen liegen Bonzen) oder nackt wie ein Termitenhügel aufgeführt sind. Jede Wendung bringt ein farbigeres Bild, eine kräftigere Impression, lockert in uns vage Erinnerungen an alle möglichen Landschaften, an die Griechenlands und Italiens, an die der Südseeländer, an Indien und

Ägypten, an biblische Szenerien, und wirkt doch wieder fremd, völlig unabgegriffen, ist ganz und gar China.

Ich verritt mich und kam in ein Dorf, das mich nach Indien versetzte, in ein Land unter grellem tropischen Himmel. Ein paar pompöse Holztore überspannen die Hauptstraße in ganzer Breite. Ihr Siechtum ist bezaubernd. Die Querriegel haben sich aus den Pfosten gelöst und drohen jeden Augenblick abzustürzen; das schönste Schnitzwerk ziert die Zwischenräume zwischen Pfosten und Balken. Von einem Tor steht nur noch die Bedachung der rechten Seite. Ein drittes ist völlig wrack, es hat nur noch seine Steinpostamente. (Die Chinesen bessern Bauwerke ungern aus, lieber bauen sie ganz neu. Da zu dieser fürstlichen Beschäftigung Geld gehört, so verzichten sie auf eine Demonstration ihrer Großzügigkeit. Paläste kaiserlicher Prinzen, wie der des Prinzen Kung in Peking, ein wahres Labyrinth von Tempeln, Pavillons und Galerien, in denen jeder Maler gern seinen Knäuel verliert, sind Musterbeispiele hierfür.)

Mein Dorf (lan t'ien chuang) also war ein wahrer Basar, eine Szenerie aus Tausendundeiner Nacht. Ich hoffe, man stellt sich diese nicht gerade als ein Glanzstück Neu-Berliner Regiekunst vor, etwa mit malerisch zerfallenen Straßen und anmutig gestikulierenden Bettlern in naturalistisch drapierten Lumpen darin, von denen sich die bunte Seide der herrschaftlichen Menschen, der Beamten, der reichen Kaufleute und der hübschen Dirnen um so wirksamer abhebt. Der Orient ist keine Harfe, deren Saiten von atlasglatten Fingern kokett gezupft werden. Es staubt und dunstet, ein übler Brodem steigt aus den schmutzstarrenden Häusern, und der Fuß versinkt nicht selten in einem Kehrichthaufen oder stolpert über einen räudigen Hund.

Hier im Dorfe ist das Kolorit grausam-schön genug. Unter dem Tor des vom Wind zerbeulten Tempels liegen ein paar Bettler lang ausgestreckt, den Kopf mit dem wirren ungeflochtenen Haar im Ellenbogen, den Körper nur zur Hälfte in unbeschreibliche Tuchfetzen gehüllt. Dutzende von Fliegen wimmeln auf der Haut der Schlafenden. Ein

betriebsamer Jüngling sammelt Pferde- und Eselmist von der Straße; seine Harke schleudert den kostbaren Stoff in elegantem Bogen schulterrücks in den Korb. Zweirädrige ungefüge Reisekarren und eine Kamelkarawane begegnen sich; die Kamele sind mit Kohlen beladen, kommen also von der Mongolei nach Peking. Das vorletzte hat eine Glocke um den Hals; in das schon für den Sommer stark gelichtete Haar, von Sand und Staub fast verfilzt, pustet der Wind hinein. Dieses Tier, so komisch, wenn es den langen bärtigen Hals dreht und mit seinen Glasaugen ein Abbild der Welt ringsumher auffängt, wird bei aller Bizarrerie des Umrisses und der Schlampigkeit seiner äußeren Erscheinung nie seinen alten Zauber auf uns Okzidentalen einbüßen, den Zauber eines wundervollen Rhythmus der Bewegung, eines wahrhaft nervenstärkenden Largo.

Fremdartig genug wirken auch die ch'ang ch'ê getauften Reisekarren. Sie sind zweirädrig. Unmittelbar über der Achse ruht der enge federlose Sitzkasten, über den sich, nach vorn offen, das indigoblaue Tuchdach spannt. Der wesentlichste Vorzug dieser „Droschken" ist der ästhetische: Gerüst und Speichen sind sauber lackiert, die Räder mit drei Reihen großer Nägel verziert, und kokett, aber bedrohlich für Mensch, Tier und Gefährt, die sich nähern, steht die Achse fußweit aus der Nabe heraus. Zwar wirft die Erschütterung, der der Reisende ausgesetzt ist, sobald Pferd oder Maultier zu traben beginnen, alle Gehirnmoleküle durcheinander, aber die Insassen des dieses Dorf passierenden Wagens verraten nichts von den erlittenen Stößen; sie sitzen, Frauen und Kinder, vergnügt, ja stolz in ihrem bänkelosen Kupee, neugierig ihre dick beschminkten Gesichter, ihre rotbeklecksten Pfirsichlippen, die Mandelaugen mit den hochgemalten Brauensicheln nach allen Seiten wendend.

Wieviel gibt es nicht zu sehen! Wasserträger füllen ihre hölzernen Eimer aus dem großen Ziehbrunnen, der wie aus einer Doré-Bibel ausgeschnitten scheint, und Maultiere saufen begierig aus den steinernen Trögen. Ein Barbier, der sich anschickt, seinem Kunden mitten auf der Straße die Stirn zu rasieren und die Ohren auszuräumen, unterzieht seine Messerchen und Sonden schnell einer gründlichen Reinigung mittels

seiner Finger. Zu seinen Füßen wälzt sich ein chinesischer Leckerbissen, ein schwarzes Schwein, vergnüglich im Sande. Sein Gegrunze geht unter in dem Geschrei der vielen ambulanten Händler, der Grobschmiede, der Schuhnägelverkäufer, der Topfflicker, der Apotheker, der Wasserhändler und aller derer, die hinter den offenen Ständen oder in den offenen Läden unaufhörlich ihre Waren anpreisen. Da gibt es angebrauchte Schuhe, ein ganzes Lager leerer Flaschen und Zinndosen, mit Geschmack geordnet (es kommt nichts in China um!), kupferne Haarnadeln mit Zellenschmelzarbeit, solche, die gleichzeitig mit einem Knopflöffel für das Ohr und einer Zahnstocherspitze, und andere wieder, die zum Anstecken frischer Blumen für das stets kunstreich geglättete Haar der Frauen versehen sind, tiefmanganfarbene Eierfrüchte, grüne schlanke Melonen, riesengroße wäßrige Radieschen, harte Aprikosen, holzige Birnen, Salate aller Art und die Leibgerichte der Chinesen, die seinem Körper das beizende Aroma geben: Lauch und Zwiebeln. Nicht ohne einige Überwindung kostet man in Gedanken die Gerichte durch, die den Gaumen des Volkes anreizen: weißen Bohnenkuchen, viereckig geschnitten wie Quarkkäse, „Austeraugen", ungezuckertes, aber gesalzenes und gepfeffertes Gebäck, Kuchen in Form der Hanfblume, in Bohnenöl gebraten, Törtchen, ebenfalls in Öl gesotten, mit einem schwarzen Zuckerkern, auf einer mit alter Watte ausgepolsterten Schale paradierend, von unzähllbaren Fliegen benagt; Schaftalg, Schweinsohren, Kamelschulterblätter, Hundebrust und Hundeleber, ganze Hammelköpfe, edle und sehr unedle Teile des Esels (die unedelsten hübsch versteckt auf dem Boden der Schüssel), dies alles liegt unter den Strohmattendächern, dem Straßenstaub, den Millionen der sich aus den Kehrichthaufen mästenden Insekten ausgesetzt, von verlausten Hunden umwedelt und von unsäglich schmutzigen Händen, denen der Verkäufer und Käufer, betastet, ein Schmaus für das Auge, wenn es das verwirrend bunte Straßenbild als Ganzes oder in großen Einzelheiten faßt, und, wenn auch kein Rausch für eine nach Sandelholzduft verlangende Nase, so doch überall neu, überall bestrickend, selbst in seinem Schmutz, in dem hellen alle Härten

verklärenden Licht, und noch von keinem Maler in dieser Unberührtheit gemalt.

Ich ritt weiter und sah, daß an diese Basarstraße sich ein anderer, sehr idyllischer Teil des Dorfes anschloß, bewohnt von den Familien der Mandschusoldaten. Wie mit dem Lineal gezogen durchschnitt eine enge Parallelstraße nach der anderen die schattige Hauptallee, und ein amerikanisches Herz oder das eines Londoner Vorortstraßenspekulanten hätte seine Freude an dem Gleichmaß der Häuser, ihrer Dächer und Mauern gehabt. Auch der allgemeine Verfall (jeder große Regenguß stürzt eine halbe Mauer um) und die steinzeitalterliche Reinlichkeit hatten eine gewisse Symmetrie. Auf der Hauptallee standen junge Mütter mit wachspuppenhaft bemalten Köpfen, die Haare bekrönt von dem hohen flügelartigen Mandschukopfputz, große Jaderinge in den Ohren, und Kinder jeden Alters, mit den drolligsten Rattenschwänzchen auf dem rasierten Schädel, von den Eltern mit ernster Liebe behandelt, ja mit jenem vorweggenommenen Respekt, wie er künftigen Ernährern gebührt.

Von hier aus ist Yü ch'üan shan bald erreicht. Ein halbes Dutzend erwachsener und ein paar Dutzend kindlicher Trinkgeldanwärter, darunter betrübend viele Grindköpfe, stürzt sich auf den Ankömmling, aber man entledigt sich ihrer billiger und schneller als im Sommerpalast, wo nach Ablöhnung der Führer, die im Grunde nur vom Publikum bezahlte Aufpasser darstellen, ein fetter Eunuche, ganz im Geiste Tz'e hsis, mit offener Hand und den Worten die Abschiedshonneurs macht: Me be number one.

Denn dieser Park mit seinen pagodenbestandenen Hügeln lebt noch ganz von seiner Vergangenheit. Keiner eignete sich mehr zu einem fürstlichen Sommeraufenthalt. Von seinen Höhen wandert der Blick meilenweit über die Ebene von Peking und nach der Westseite hinauf zu den vom Grün halb verschluckten Klöstern der Berge. Und eine Quelle rinnt durch den Park, so kräftig, daß sie zu einem wesentlichen Teile die kaiserlichen Gärten speist. Ihr köstlich klares Wasser, durch-

sichtig bis zu den bemoosten Steinen des Grundes, erinnert die Chinesen an edles Jade (Yü), und nach dieser Quelle hat der ganze Berg seinen Namen erhalten.

Dort, wo sie entspringt, steht natürlich ein Pavillon. Ein paar Götter thronen darin, aber es sind ziemlich fade goldlackierte Herren, und man lehnt, befreit von Neugier, über die Marmorbalustrade, blickt in das Nephritgrün des Sprudels, der sich in einen schönen Teich ergießt, auf das vor uns ausgebreitete Bilderbuch Peking, auf den See des Wan shou shan, auf die Reisfelder und die von hier fadenschmal erscheinenden hellen Chausseelinien zwischen den grünen Oasen der Weizenfelder oder der Gräberhaine, belebt von winzigen Menschen oder Eseln. K'ang hsi, der hier oft geweilt hat, wollte einst wissen, wie seine Bauern lebten, und man verwies den Herrscher auf zwei vor Hunderten von Jahren gedruckte Bücher, die einzelnen Etappen des Reisbaus und der Seidengewinnung behandelnd. K'ang hsi war entzückt und ließ sie nachdrucken. Gegenüber der Urwüchsigkeit, Zartheit und einfachen Anmut dieses Pastorale wirken Hokusais Bauern wie verkleidete Gamins, die sich in einer Gewerbeausstellung gegen Eintrittsgeld sehen lassen. So, wie in jenen Alben abgeschildert, ist das chinesische Land noch heute, und mehr als eines dieser Blätter kann der wiederfinden, der auf den Hügeln des Yü ch'üan shan herumklettert zu dem Pavillon, zur siebenstöckigen Pagode oder zur Dagoba, von denen ich schon sprach als von einer Art Accent aigu des ganzen Bezirks.

Zum langen Verweilen ladet freilich wenig hier ein. Kalter Steppenwind bläst im Frühling, wenn über die Tiefebene Sandstürme rasen, den Wißbegierigen in Ärmel und Nacken, und im Sommer wird die Sonnenglut von dem nackten Gestein erbarmungslos zurückgestrahlt. Ich frühstückte auf einem morschen Tisch, à la japonaise hockend, in einem verfallenen scheunenartigen Raum, der einst höheren Zwecken gedient haben mochte. Pfeffer- und Salztüten flogen mehr als einmal durch das große Fensterloch des Gemäuers. Ein paar Grindköpfe, die sich wieder eingestellt hatten wie Hunde zur Mahlzeit des Herrn, hoben sie

auf, bis einer von ihnen eine junge wilde Katze erwischt hatte, der er den Kopf halb am Gestein zerschlug. Das arme Tier zuckte und gab sich Mühe zu sterben, aber die Chinesenknaben kitzelten es am Bauche, und je mehr das Kätzchen litt, desto eifriger wurde die Tortur fortgesetzt. Ich sah eine Weile zu, ein kaltes Beefsteak zerlegend, und überlegte, ob der Sprung vom Hinrichtungshabitué zum Tierfreund nicht allzu kühn sei. Aber ehe ich die Deduktion geschlossen, hatte der Hauptquäler schon einen meiner doppelsohligen Stiefel im Gesäß.

Und dann ging ich den Hügel hinauf und hinab, ließ die kalte „Edelstein-Pagode" Ch'ien lungs zur Linken, durchschritt einen barocken Felsengarten und fand mich plötzlich in der himmlischsten Wildnis eines großen Tempelanwesens. Eine indische Erinnerung zuckte blitzschnell durch mein Hirn. Ich sah Anuradhapura, Ceylons heiligste Stadt, noch nicht lange aus fieberdünstenden Dschungeln zurückerobert, mit ihren Tanks, in denen ich nach Krokodilen suchte, ihren Ruinen, ihrer sommernachttiefen Stille, in der ich mich für lange selbst vergaß. Ja, ich fand in der prachtvollen Drachenreliefplatte des Geisterwegs der chinesischen Tempelterrasse eine Assonanz an die schönen Mondsteine der Treppen Anuradhapuras und Tiere dieses Mondsteins in den Elefanten und springenden Pferden des weißverputzten Frieses wieder, der die Fenster des Haupttempels einrahmt.

Anuradhapura versinkt schnell, und nur chinesisches Rokoko bleibt übrig. Der Haupttempel ist sehr üppig mit grün- und gelbglasierten Fayenceziegeln belegt. Ch'ien lungs später Name steht auf den großen Widmungstafeln, die von Riesenschildkröten, den Sinnbildern der Unvergänglichkeit, auf dem Rücken getragen werden. Über die Wipfel herrlicher weißrindiger Fichten ragt eine fünffarbig glasierte Pagode hinweg, ein neues Wunderwerk des Brennofens. Bestimmt dazu, die Dämonen im Schach zu halten, die den Palästen des Yü ch'üan shan Verderben bringen könnten (daher sein Name Hsi yü miao), ist dieser verlorene Tempelwinkel selbst ein Opfer fremder Teufel geworden. Man kann den italienischen Soldaten, die 1900 hier so rücksichtslos

gehaust haben, nicht danken, aber in dieser Verwilderung, in diesem halben Verfall geht der alte Pan sicher sehr vergnügt umher, schlüpft er schmunzelnd durch die zerfallene rote Mauer, betrachtet die getreppten „Pagoden-Kiefern“, die ganz japanisch vor schieferblauen Bergen stehen, und bläst sich zu dem Klingklang der Pagodenglöckchen, die der Wind anschlägt, sein allerschönstes Flötenlied.

Kehrt man nach dem Besuch der kaiserlichen Sommerpaläste mit einem Vorgeschmack dessen, was die weitere Umgebung Pekings an architektonischen und landschaftlichen Reizen bietet, nach der Hauptstadt zurück in der Hoffnung, auf kleineren Streifzügen Dinge zu entdecken, die das Herumstöbern in Tempeln und Klöstern so genußvoll zu machen pflegen, so sieht man sich bald bitter enttäuscht. Peking ist kein Rom oder Kyoto. Ich erinnere mich meines ersten Aufenthaltes in China, als ich in den Eingeborenenstädten Hongkongs und Shanghais begierig nach hervorragenden Tempelskulpturen oder nach eindrucksvoller Architektur suchte. (Gemälde erwartete ich kaum.) Niemals war ich trauriger enttäuscht. Ich sah nur abgeleiertes Barock, Bauwerke, die ein geschickter Zimmermeister kopiert zu haben schien, und Idole, deren Ungeschlachtetheit und gemeines Prunken mich mißtrauisch gegen die Idee machten, irgendwelche große Empfindung sei von dem Meißel oder dem Messer der Chinesen wuchtiger oder anmutiger gestaltet worden als von denen der Japaner.

Peking ist kaum der Ort, diese, ich möchte es mit Nachdruck sagen, sehr ungerechte Anzweiflung des Vermögens chinesischer Skulptoren zu berichtigen. Der Konfuzianismus, die Säule des Staatsgefüges, hat in der kaiserlichen Residenz naturgemäß ganz das Übergewicht. Es ist eine Morallehre, die keine eigentlichen Idole hat, die ihren Ritus vom Buddhismus entlieh, damit die ihr dargebrachte feierliche Huldigung eine reichere Physiognomie erhielte. So kommt es, daß das gemeine Volk den Manen des großen Lehrers und seiner Schüler Ehren erweist, deren Form Dominikaner und Franziskaner als götzendienerisch em-

Kopf eines Bodhisattva
6. Jahrh. n. Chr.

pfanden, und sie wurden darin um so mehr bestärkt, als vom Thron aus, in kluger politischer Einsicht, auf die durch strenge Zeremonien bekundete Achtung vor der konfuzischen Lehre so unvergleichlich mehr Wert gelegt wurde als auf den Schutz des buddhistischen Glaubens oder der Doktrin Lao tzes.

Der Pekinger Tempel des K'ung fu tze liegt am nördlichen Ende der Hatamênstraße. Er gilt als eine Hauptsehenswürdigkeit. In seinem Vorhof reiht sich Steintafel an Steintafel. Auf ihnen sind die Namen der promovierten Literati aufgezeichnet, die in dem alle drei Jahre abgehaltenen Abschlußexamen den chin shih-Grad und damit die Anwartschaft auf die höchsten Beamtenstellen des Landes erwarben. (Die Kandidaten – Kandidaten jeden Alters – wurden neun Tage lang in Einzelzellen, gerade groß genug zum Sitzen und Schlafen, gesteckt, wo sie Sätze der Klassiker zu kommentieren hatten. Hier ist einer: ein edler Mensch schätzt einen anderen nicht nur wegen seiner Worte, andererseits mißachtet er einer Äußerung wegen nicht den Mann, der sie macht.)

Unter den Namen der Märtyrer, die aus dieser Isolierhaft lebend und erfolgreich herauskamen, ist auch der K'ang Yu-weis. Er war es, der Ende des vergangenen Jahrhunderts den jungen Kaiser Kuang hsü für eine Modernisierung Chinas gewonnen hatte, deren Plan Yüan Shi-k'ai, von Kuang hsü als Helfershelfer bestimmt, der Kaiserin-Witwe verriet. Sie sperrte, das erste Mal milde gegen einen Nebenbuhler um den Thron, ihren Neffen ein, entzog ihm die kaiserliche Macht und ließ die Rädelsführer hinrichten. K'ang Yu-wei entkam. Man rächte sich, indem man seinen Namen aus dem steinernen Doktorenalbum des K'ung fu tze-Tempels auslöschte. Im ersten Jahr der Regierung des republikanischen Präsidenten Yüan Shi-k'ai hat man ihn fein säuberlich wieder eingraviert.

Zum Haupthof führt ein breites Torgebäude, und die recht trockene Phantasie des Architekten hat ihm beiderseits die unvermeidliche, allerdings sehr malerische Marmorbrücke, gewissermaßen als Streben, vor-

gesetzt. Malerisch ist auch der Haupthof mit seinen fünf- oder sechshundert Jahre alten Zypressen, deren tiefgefurchte Stämme manchmal lianenhaft ineinander hineingewachsen sind, und den elf gelbgedeckten Pavillons, in denen gewaltige Memoriale die Eroberungen der Mandschu-Kaiser verkünden. Dreier großer Namen Echo, der K'ang hsis, Yung chêngs und Ch'ien lungs, tönt auch hier von jedem Stein.

Der literarischen Atmosphäre entsprechend sind die Nischen des Haupttores ausgefüllt. Hier stehen zehn Steintrommeln, gefunden im 7. Jahrhundert n. Chr. in Shensi, der Stammprovinz der Chou-Dynastie, und 1307 von den Nüchên-Tataren nach Peking geschafft. Die Aufschriften, die ganz gut 2700 Jahre alt sein mögen, sind von der Zeit fast zerfressen, aber Ch'ien lung, der sie besang, hat Kopien aus Marmor herstellen und sie in den vorderen Nischen des Torweges aufstellen lassen, wo das sinologische Herz sich an den Hieroglyphen mit größerer Bequemlichkeit erbauen kann. Es sind Verse, und manches alte chinesische Steinrelief, das die Jagd auf Edelwild aller Art, das Schwirren der Pfeile, den wilden Galopp der schlankfüßigen Rosse, den sicheren und sehnigen Arm der Wagenlenker verewigt hat, erwacht bei ihrem Klang zu intensivem Leben. Wer Chou-Bronzen in der Hand gehabt hat, kennt diese Schrift, deren Charaktere auch zu dem Nichtsinologen reden, weil sie die Entstehung der Ideogramme aus den (zwar primitiven, aber sehr künstlerischen) Bildzeichen so amüsant verdeutlichen. Und weil sie, die Schrift der Chou-Zeit, mit ihrer Ehrwürdigkeit so große dekorative Vorzüge verbindet, ist sie noch heute die bevorzugte Siegelschrift, eingelassen in die viereckigen Petschaften aus Jade, Elfenbein, Bergkristall und Speckstein, die auf dem Schreibtisch des Chinesen prangen und mit denen er jedes wichtigere Dokument unterstempelt. Die witzigen Japaner haben aus solchen Stempeln sogar ein kunstgewerbliches Ornament, nämlich ein Textilmuster, gemacht.

Das Innere des eigentlichen Tempels, auf mächtigen Säulen aus Koniferen- und Hartholz ruhend, über die sich eine mit Drachenmedaillons bemalte Kassettendecke spannt, eine jener Decken, die von

japanischen Architekten so häufig kopiert worden ist, berührt wie eine ironische Antwort auf die Behauptung der Dominikaner und Franziskaner, der Konfuzianismus sei Götzenverehrung. Es enthält nichts als die Namenstafeln des Meisters und seiner wichtigsten Schüler. Ihnen bringt man Speise- und Trankopfer, Weihrauch und den Kotau dar. Setzt sich die christliche Tugend nicht hocherbaut zu Tisch, wenn sie diese Aphorismen K'ung fu tzes vernimmt: Der ist ein edler Mensch, der, wiewohl mißverstanden, sich nicht darob beleidigt fühlt. — Habe keinen Freund, der dir an Tugend nachsteht. — Wenn man eine gerechte Sache in Bedrängnis sieht und verteidigt sie nicht, so begeht man eine Feigheit. — Sei strenge gegen dich, nachsichtig gegen andere. — Man täte diesem klugen Kopfe indes bitter Unrecht, schriebe man ihm nur Sätze zu, die an Kostproben aus Nieritz und Ollendorf erinnern.

Die Sentenzen der großen Klassiker, obenan die des K'ung fu tze, sind nicht, wie so viele der unserer Jugend in ungemischten Dosen eingegebenen Weisheitssprüche (edel sei der Mensch, hilfreich und gut!) zu trübseligen Wortpopanzen geworden, sondern zu Leitsprüchen für das ganze Leben, weil sie seine Situationen, auch die mißlichen und peinlichen, zuweilen mit unerbittlicher Schärfe bloßlegen und Verhaltungsmaßregeln, wie sie nur der souveräne Philosoph zu münzen weiß, aus ihnen ableiten. Ich erinnere mich eines Wortes von Mêng tze, das wie eine bittere, aber heilsame Arznei in schweren Stunden ruckgleich Körper und Geist purgiert: „Wenn der Himmel jemand ein großes Amt verleihen will, so stärkt er sein Hirn durch Leiden und seine Nerven und Knochen durch Arbeit. Er setzt seinen Körper dem Hunger aus und unterwirft ihn der größten Armut. Er macht alle seine Unternehmungen zunichte. Auf diese Weise spornt er sein Gemüt an, stählt er seine Natur und steuert seiner Unzulänglichkeit."

Solche und andere Weisheitssprüche, das krause Buch der Wandlungen (Yih ching), Historisches und Lieder, wahre Urtöne der Lyrik, die voll und rein wie altes Jade klingen, kurzum, den Inhalt der neun klassischen Bücher hat Ch'ien lung auf steinernen Tafeln in nächster

Nachbarschaft des K'ung fu tze-Tempels eingraben lassen, in den Wandelgängen der „Klassikerhallen" (Pi yung kung). Sie umgeben einen schönen Hof, in dessen Mitte sich der „Palast der vollkommenen Harmonie" erhebt, ein anmutig proportioniertes Gebäude, mit gelben Ziegeln gedeckt und von einem viermal fächerartig geteilten Kreis von Marmorbalustraden höchst witzig umschlossen. Eine Art Sans souci-Stimmung herrscht hier, und Kaiser Ch'ien lung hat denn auch im Innern der Halle, wo hinter einer Brückentreppe eine Estrade aufsteigt mit einem Thronsessel und einem Wandschirm, alles aus goldverziertem roten schöngeschnitzten Lack, alljährlich einmal seinen Hofherren eigene Produktionen vorgetragen, zu denen der Unermüdliche, der mitten in der Nacht seine Regierungsgeschäfte begann, noch Zeit fand. Heute nistet eine viele Zentimeter dicke Staubschicht in den Tiefen der Drachenreliefs, und die Hände, die diesen Ort anmutiger Erinnerungen zu pflegen hätten, strecken sich nur noch aus nach Eßstäbchen und dem Bakschisch.

Der Lamatempel, vollgestopft mit Skulpturen, Bildern und heiligen Geräten, gibt der Phantasie williger, was die konfuzianische Nachbarschaft so zähflüssig spendet: Anregungen aller Art. Man riet mir, K'ung fu tze-Tempel, Klassikerhalle und Lamatempel zusammen „abzumachen"; ich tats und war ennuyiert. Beim zweiten Besuch des Lamatempels war ich entzückt.

Man reitet die Hatamênstraße heran bis an das Weichbild der äußeren Stadt, gibt das Pferd seinem „Mafu" (Reitknecht) und hält ein beträchtliches Paket Kupfermünzen bereit. Ein Schwarm braungekleideter Priester mit glattrasiertem Schädel, schwarzen Zähnen und den tiefen Furchen von Ignoranz und seelischer Niedrigkeit im Gesicht, stürzt aasgeierhaft auf den „großen Herrn" zu (so nennen alle Bettler ihre Kunden), die schmutzverklebten Hände nach einem Obolus ausstreckend. Einer erbietet sich naiver Weise unaufhörlich, einen Dollar zu wechseln (mit Verlust für den Geber), der andere versucht scheußliche Messing-

Kaiser Ch'ien lung rezitier

chte zu Ehren seiner Ahnen

buddhas, fabriziert in Birmingham, oder einen schäbigen Rosenkranz an den Mann zu bringen, der dritte setzt sich meinen Tropenhelm auf seinen Grindkopf. Es ist die alte Ouvertüre.

Der Tempel hat den Umfang eines Palais. Er war es einst, als Kaiser Yung chêng, der Sohn K'ang hsis, noch Favoritprinz war. Das Holz des hübschen Glocken- und Trommelturms im ersten Hof ist zermorscht, als hätten fünfhundert Winter daran genagt. Zwei bronzene Löwen gegenüber zeigen, wie man im 18. Jahrhundert über Einzelheiten, über den Stolz auf technische Leistungen nur zu oft Unmittelbarkeit und Größe der Wirkung vergaß: es ist das Jahrhundert der Kunsthandwerker, der überdekorierten Porzellane, der prunkvollen Steinpailou (Tore), die wie Schnitzwerk durchbrochen und zusammengefügt sind, der Bronzen, über deren Postamente Brokatzipfel fallen mit ängstlich ornamentiertem Saum. Herr Begas und seine Schule wären entzückt.

Man schlüpft durch ein Seitentor in den zweiten Hof. An der Ostseite erhebt sich eine langgestreckte Halle, der Studiensaal, in dem die Sutra, die heiligen Schriften, verlesen werden. Alles ist auf braun, rot und gelb gestimmt in diesem Andachtsraum. Wenn die kahlköpfigen Lamapriester in der ihnen vorgeschriebenen violettbraunen Toga, Haut und Gewand von Sonne und Schmutz patiniert, geleitet von ihrem in gelber Seide gekleideten Abt, der unter dem Hauptaltar auf einem mit gelber Seide ausgeschlagenen Sessel thront, vor den niedrigen rotlackierten Tischen hocken und die Sutra ableiern in dem dämmrigen durch engmaschige Fenstervergitterungen hereinfallenden Licht, unter einer niedrigen Decke, an der große Rindshornlaternen mit Quasten hängen, juckt es einem in der Hand nach einem Pastellstift. An den Wänden ziehen sich Lackschränke hin, von gelbseidenen Vorhängen verhüllt, hinter denen bronzene Gottheiten aufleuchten. Darüber, und wo irgend Platz ist, hängen Bilder, bunt und merkwürdig, umrißstreng wie persische Miniaturen.

Ich zeige Silbergeld und trete an die verhängten Wandschränke heran. Der Mönch öffnet, und ich entblöße die Gottheiten. Was für eine tolle,

aus tropischer Gespensterfurcht und mystischer Kontemplationsbrunst zusammengestückelte Religion! Die altindischen Zaubergottheiten mit ihren schreckenerregenden Attributen, Donnerkeil und Messer, den Schädelschalen, ihren sich verzehn- und verhundertfachenden Gliedmaßen, den Stirnaugen, dem gesträubten Haar und den fletschenden Zähnen, dem aus Knochen und Schädeln gebildeten Kopf- und Gürtelschmuck, beklemmende Produkte einer ungezügelten Phantasie, überschreien die ruhevollen Gestalten des älteren buddhistischen Pantheons. Es ist typisch für die Entartung des tibetanischen Buddhismus nach der grobsinnlichen Seite, daß Darstellungen des Buddha Gautama verhältnismäßig selten auftreten, und daß die Schutzgottheiten, die etwa mit den katholischen Lokalheiligen verglichen werden könnten, in dem überfüllten Götterhimmel der gelben Kirche eine dominierende Rolle spielen. In der Studienhalle des Pekinger Lamatempels hat man sie, um sie vor Entweihung durch profane Augen zu schützen, mit gelbseidenen Vorhängen zugedeckt. Den wichtigsten ist ihr weibliches Prinzip, eine bajaderenhafte nur mit Schmuck bekleidete Göttin zugesellt, die den Schutzgott mit Armen und Beinen umklammert. Die Durchdringung der männlichen und weiblichen Energien kann nicht vollkommener sein. Künstlerisch sind diese an bacchischen Furor erinnernden Göttergruppen leider durchweg mäßig.

Blut und Schrecken sind auch das Leitmotiv der meisten Gemälde, und es scheint ein seltsamer Zufall, daß Rot, in einer nach dem Claretton neigenden Schattierung die Gewandfarbe der niederen Priestergrade, der koloristische Hauptton dieser straff aufgebauten, in ihrer Gesetzmäßigkeit freilich zum Schematischen erstarrten Bilder ist. Ein Gemälde im Längsformat berührt wie eine Mischung aus Breughel und Beardsley. Eine Pagode erhebt sich über den San shan, den drei heiligen Hügeln, und während in den oberen Regionen freundliche Götter die Attraktionen des Himmels krönen, entfalten sich im Vordergrunde Höllenszenen, wollüstigen Träumen von Kannibalen gleich. Wilde Hunde und Pferde schlagen ihre Zähne in saftiges Menschenfleisch, daß das Blut in Strömen

herrunterrieselt; abgerissene Köpfe und Gliedmaßen liegen herum. Auf diesem (übrigens mit Geschmack kolorierten und miniaturhaft sauber ausgeführten) Bilde wie in der gesamten Kunst des von klimatischen Extravaganzen gepeitschten Landes wird mit einzelnen Teilen des menschlichen Körpers, den Extremitäten, dem Auge und vor allem dem Schädel ein sehr merkwürdiges ornamentales Spiel getrieben. Die mit Blut gefüllte Schädelschale gehört zu den wichtigsten Attributen der Schutzgottheiten und ihrer weiblichen Energien. Ein paar dieser Schädelschalen, auf renaissancehaft anmutenden bronzenen Untersätzen ruhend, stehen auf dem niedrigen Altartisch und vor den Glasschränken des Studiensaals. Sie sind heute mit Samshu, dem aus Kaoliang gewonnenen chinesischen Wein, gefüllt, doch ist aller Wahrscheinlichkeit nach in vorbuddhistischer Zeit, deren finsterer Kult noch vernehmlich genug in den Gemälden herumspukt, in diesen Gefäßen ein kostbareres Opfer, menschliches Blut, den grausamen Gottheiten dargebracht worden.

Gefräßig genug sind diese Götter auch heute noch. In einer der westlichen Seitenkapellen wurde der Tag irgendeines Spezialheiligen festlich begangen. Gläubige kamen und gingen, verbrannten Weihrauch und verrichteten ungeniert vor meiner Kamera ihren Ketau. Was war dem Bauche des goldlackierten Gewaltigen nicht alles dargebracht! Dutzende von Schüsseln aller Größen, mit Reis, mit Wein, mit Tee, mit Bohnenkuchen, mit geschnittenem Gemüse, mit Geflügel standen auf dem Altartisch, und in der Mitte prangte ein ganzes, knusprig gebratenes Schwein mit einem Spieß daran. Ich mußte an Menzel denken, der ein paar Stunden vor seinem Tode noch zwei Beefsteaks mit Bratkartoffeln mit auf den Weg zum Himmel nahm.

Die Skulpturen der Haupttempel bestätigen, daß die Tempel Pekings keine Schatzkammern besonders erfreulicher Plastiken sind. Die nördlichste Zentralhalle, durch eine schwibbogenartige Galerie sehr malerisch mit zwei seitlichen Pavillons verbunden, beherbergt einen etwa 20 Meter hohen stehenden Buddha, dessen Kopf fast an die Kassettendecke stößt. Er soll aus Sandelholz geschnitzt sein und er ist

vergoldet. Zwischen Daumen und Zeigefinger hält er eine Lotoswurzel, die Knospen treibt und erblüht, wenn er sie reibt. Das klingt recht poetisch, aber das weihrauchgeschwärzte Gesicht mit dem bleckenden Weiß der Augen und den aufgestülpten Lippen ist mehr ein Schreckbild als die Inkarnation einer auf den sanften Wogen des Sichvergessens dahintreibenden Seele.

Auf den Rampen der Hallen saßen die Novizen des Tempels, in den weiten Mantel gehüllt, der die rechte Schulter freiläßt, wie junge Römer in ihrer Toga. Ein Mönch höheren Ranges rief sie zur Andachtsübung, und da ich müde vom Sehen war, machte ich mir's bequem auf einer Treppe und hörte den Litaneien zu, aus deren Wellen sich der Baß der Älteren und das Solo einer hellen Knabenstimme kräftiger und kräftiger heraushob, sich kettengleich verflechtend zu dem inbrünstigen Ausruf: Om! Mani padme hum! (O Juwel im Lotos, Amen!) Es ist das Zauberwort, dessen unaufhörliche Wiederholung die Pforten des westlichen Paradieses aufschließt, wo Avalokiteshvara-Kuanyin thront, die liebespendende Schutzgottheit Tibets, wiedergeboren im Dalai Lama und mit dem himmlischen Reflex des irdischen Buddha Gautama die heiligste Trinität des buddhistischen Pantheons bildend.

Sie ist nicht die einzige Formel, die magische Kräfte entbindet, und die Stimme nicht das einzige Mittel ihrer Anwendung. Man schreibt oder druckt sie auf Streifen von Tuch oder Seide, die man am Altar, an den Wänden oder Säulen oder im Freien aufhängt, und frommer Köhlerglaube hat jenes merkwürdige Werkzeug, die Gebetmühle, zu ihrer gründlichsten Ausnutzung erdacht, bei der die auf einem Papierstreifen geschriebene Formel, in einem Zylinder eingeschlossen, um eine mit Handgriff versehene Achse sich dreht. Welcher gemütvolle Gott könnte einer mit solchem Geist und solcher Beharrlichkeit ausgeführten Gebetsübung auf die Dauer widerstehen?

Die Anwesenheit des Prinzen Waldemar von Preußen in Peking öffnete mir die Pforten des sonst hermetisch verschlossenen Winterpalastes.

Kuanyin, vergoldete Bronze
6. Jahrh. n. Chr.

Seine Name ist recht unglücklich, denn nichts wirkt sommerlicher als diese an lotosübersponnenen Seen sich hinziehenden Palastanlagen mit ihrem üppigen Baumbestand, ihren Inselpavillons, den vielen Tempeln, Terrassen und Pagoden, die sich zu dem schönsten Panoramabilde Pekings, zu einem idealen Kameramotiv, zu einem verlockenden Vorwurf für jeden Maldilettanten zusammenschließen.

Ein Riesenumweg um die verbotene Stadt, an ihren lotosüberwachsenen Gräben entlang, hinter denen eine doppelte durch bizarre Torbauten bewehrte Mauer wie eine romantische Lockung aufsteigt, bringt uns in die Nähe des geheimnisvollen Dreiseendistrikts. Bei unserer Ankunft präsentieren die Wachen, was in China noch komischer aussieht als anderswo. Ein Offizier in Khaki rennt unschlüssig auf der Rampe eines Tores herum, zieht den Säbel aus der Scheide und versichert uns damit (wir sind schon vorüber) schnell noch seiner besonderen Hochachtung.

Am Eingang, wo eine rotgetünchte Mauer von riesigen Abmessungen, eine neue Abwehr profaner Neugierde sklavische Instinkte leise versucht, empfängt uns eine kleine Schar von Eunuchen, den Pyramidenhut mit den roten Troddeln auf dem Kopf, die Füße in Filzstiefeln, den wohlgenährten Leib in trübselig bescheidenem Blau. China verblaßt, denn Tz'e hsi, die Unerschrockene, die, als Göttin der Barmherzigkeit verkleidet, mit nacktem Hals, den Siebenzig nahe, sich hinter blühendem Lotos photographieren ließ, flankiert von ihren halb als Heiligen, halb als Lakaien kostümierten Obereunuchen, ist tot.

Und doch gerät man in Märchenstimmung, wenn der Nachen abstößt und die Fährleute, etwas unsaubere Gondolieri, langsam durch den sorgfältig im Lotosgestrüpp freigelassenen Weg steuern. Es ist heiß; kochendes Blei schmilzt vom Julihimmel herunter, und die Augen sehen sich matt an dem vom Wasser und den fayencebekleideten Dächern zurückgestrahlten Tropenlicht.

Der Nachen legt an; wir schreiten über eine Brücke durch Torwege und Querhöfe. Welches Farbensymposion! Kinderträume werden

wahr. So haben wir uns, wenn schwere Dürerwolken über die soldatenstrammen Pappeln unserer geradlinigen Chausseen hinwegjagten, über die faden Dächer unserer mit dem Lineal und dem Dreieck entworfenen Häuser hinweg, den Palast des Kaisers von China vorgestelit, und wir haben mit Farben und lustigen Schnörkeln wahrhaftig nicht gegeizt. Hier sind sie, die geschnitzten Friese, die teppichmusterartig durchbrochenen Türen, die phantastischen, in grün und blau und gold getauchten Konsolen, wahre Konsolenwucherungen, die Gabeldächer, rautenförmig gemustert oder ganz mit türkisblauen oder lila Ziegeln bedeckt wie ein richtiges Knusperhäuschen, an den First- und Gratenden von Fabeltieren bewacht, die die bösen Geister schrecken.

Wir hasten durch die Gemächer des Kaisers Kuang hsü, der auf diesem Inselchen ein paar Jahre zur Strafe dafür verbringen mußte, weil er wie Louis XVI. Konzessionen machen wollte an den modernen Geist, von dem die modernen chinesischen Pressetrompeten voll sind bis zum Überlaufen. Blaßblaue Seidengaze an den Fenstern; tiefe Nischen darin mit breiten Sitzpolstern und einer Kopfkissenrolle, und ein niedriger Tisch dazwischen, zu Diskussionen über die Liebe, über die Sittenverfeinerung der Sung-Ära, über Ch'ien lungs unfreiwilligen Eklektizismus, über Kochrezepte des 18. Jahrhunderts wie geschaffen. Hinterher ein Opiumrausch: . . . zarte Kinder in blauseidenen Höschen winden sich durch die Rauchringe, biegen den Oberkörper zurück und verbreiten ein Aroma von Zimmet und Sandelholz. Sie kommen näher, ihr Fleisch ist kühl und von einem Seidenflaum bedeckt wie ein Pfirsich . . .

War es so? Chinesische Kinderbilder europäischen Stils hängen an den Wänden, und Uhren, große Stutzuhren aus vergoldeter Bronze, subtil gearbeitet wie respektvolle Geschenke an den Kaiserthron, füllen Vitrinen und Konsolen. An der Glasglocke der einen ist das Bild einer Frau in billigem Buntdruck, vielleicht aus einer europäischen Bonbonnière, aufgeklebt. Sie ist dekolletiert. Ihre knallroten Lippen und ihre schweren Augendeckel versprechen einen Ozean kompakter Liebe. Armseliges Kaiserchen!

Kuanyin, vergoldete Bronze
6. Jahrh. n. Chr.

Der Nachen durchteilt von neuem den See. Er muß sich an die gegebene Fahrstraße halten, aber die Kaiserinwitwe Tz'e hsi ist wohl oft auch durch das Lotosdschungel hindurchgefahren. Sie saß (so zeigt sie eine Photographie) vor einem mächtigen geschnitzten Paravent, unter einem Thronhimmel, den ein im Stile der Han-Zeit gekleideter Eunuche hielt; auf schmalen hohen Tischen neben ihr stand eine Fruchtschale mit symmetrisch geordneten Äpfeln, Symbolen des Friedens, und ein bronzenes Weihrauchbecken, aus dem in Form von Rauchwolken der holzgeschnitzte Charakter „Langlebigkeit" aufsteigt. Tz'e hsi liebte das Sinnbildliche (ich glaube, wer lange in China lebt, kriegt einen Horror davor). Dann war noch ein Verschnittener da, der mit einem ansehnlichen Weidenzweig wedelte. Mit ihm besprengt Kuanyin, die Göttin der Barmherzigkeit, segnend die Erde, denn in der göttlichen Linken hält sie den stets gefüllten Krug mit dem quellklaren Wasser. In diesem mit Allegorien verbrämten Kahn also fuhr die Kaiserin durch die schönen Lotosteiche ihres Seepalastes, und während sie sich in Gedanken zu einer modernen Kuanyin reckte, sie, die über Leichen auf den Thron gelangt war, standen ihre süßen Hofdamen in der Sonnenglut, lächelten demütig und übten sich in der Mandschu-Etikette. Tz'e hsi vergaß die Kuanyin-Assoziationen, wenn der Nachen sich auf dem Grunde festfuhr. Dann mußten die Eunuchen ins Wasser und ihn flottmachen, was mühevoll genug aussah und der Kaiserin ein Lächeln der Genugtuung abnötigte. Sie war sehr menschlich, und sie versäumte keine Gelegenheit, ihren faulen Sklaven Arbeit, auch unnütze, zu verschaffen.

Ihr einstiger Palast, an der Südwestseite des mittleren Sees gelegen, ging während Waldersees Aufenthalt in Flammen auf. Heute stehen niedrige europäische Steingebäude an seiner Stelle, von solid gepflasterten Höfen getrennt, denen kein Bäumchen Schatten spendet. In diesem neuen Palastblock wurden die fremden Gesandten in Audienz empfangen.

Chinesisches und Europäisches ist hier bis zur vollendeten Absurdität gemischt. Es gibt eine riesige chinesische „Geistermauer" mit häß-

lich harten Reliefdarstellungen, gegen die die von allen Touristen angestaunten Friese der gelben Tempelpagode in der Umgebung von Peking (Bushell führt diese Holzhackerarbeiten als köstliche Proben chinesischer Meißelarbeit an) erhabene Meisterwerke sind, und gleich hinter dieser Mauer eine europäische Auffahrt, an deren Rampen bronzene Heilige elektrische Beleuchtungskörper halten. Die Architektur, die an das Barock des Yüan ming yüan anzuklingen sich bemüht (wie eine Bunzlauer Bauerntasse an café-au-lait-Porzellan K'ang hsis) vibriert von Witz; in dem Giebelfeld ist eine stilisierte Zwiebel, die Nationalspeise der Chinesen, (oder ist es doch ein Granatapfel?) in Flachrelief angebracht.

Das Äußere bereitet schonend auf einen operettenhaften Stilmischmasch, auf eine furchtlose Anhäufung erkältender Pracht im Innern vor. Und doch. Man schüttelt sich, man spottet, und schließlich geht man mit einer erklecklichen Dosis Hochachtung und einem Märchengeschmack auf der Zunge davon. Sind es die Verhältnisse, die Quantitäten — ist es das grausame Spiel auf einer einzigen Saite, das unseren skeptischen Geist allmählich zur Zerknirschung treibt?

Die pièce de résistance des Mobiliars bilden Uhren, Uhren europäischer Herkunft, mit bunten Steinen verziert, von glasartigen Blumen eingerahmt, Uhren, die bescheiden die Stundenzahl schlagen und solche, die zur Mittagsstunde einen Höllenlärm vollführen. Schon die letzten Ming-Kaiser waren Uhrenmaniacs, und die jesuitischen Patres trugen dieser niggerhaften Begeisterung für europäische Chronometer geschickt Rechnung. Porzellane, meist Monstrevasen des 19. Jahrhunderts, Arbeiten aus Elfenbein, aus Cloisonné, aus Jade, aus Lack, aus Koralle, ganze Korallenbäume, Vitrine an Vitrine füllen die Wände. Zwischen schöngeschnitzten Tischen aus Teakholz gelbe Seidenfauteuils im Stile Louis XV. Tiefe Fensternischen, mit Kissen aus gelbem geblümten Samt belegt, geben Aussicht auf die toten Höfe, auf ein neues Palastgebäude in derselben Achse, hinter dessen blanken Scheiben andere Raritätenkabinette unser warten. Das Schlafzimmer der Kaiserin: ein

mächtiges Bett (K'ang), kabinenbettartig in die Nische eingebaut und mit seidenen Vorhängen verhüllt, große Vitrinen mit Stutzuhren, elektrische Beleuchtungskörper, rosa angehauchte Glastulpen oder Kristallkronleuchter mit irgendeiner an Bosheit grenzenden neuen Geschmackswidrigkeit. Ungemütlich, frostig, und alles andere, nur kein Schlafzimmer. Die Audienzräume: Kronleuchter aller Stilarten, Stehlampen mit Seidenschirmen auf der Thronestrade, neben den zum Thron führenden Stufen, deren Geländer wie die Marmorbrüstungen der Tempeltore brückenartig gegliedert sind, ganze Uhrentempel unter Glas, zwischen den Treppenbrüstungen Störche, Sinnbilder des langen Lebens. Der Thron, mit einem geschmacklosen europäischen Teppich belegt, besteht aus einer Bank mit einem Tisch und einem Spiegelparavent dahinter, geziert wie auch Wände und Türöffnungen mit dem edelsten Schnitzwerk. Darin liegt wirklicher Märchenstil.

Neue Gemächer, lange sandelholzduftende Galerien mit krausen chinesischen Schauobjekten in Vitrinen, etwa einem Gebirge aus Elfenbein mit Figuren, Pavillons und Wasserfällen oder kleinen Jade-Gongs, an Seidenschnüren in einem zierlich geschnitzten Holzrahmen aufgehängt. Ein Speisesaal, der wie ein Kurioladen wirkt, mit schwarzlackierten Tischen und K'angs in den Nischen. Fürstliche Pracht und Steifheit verquickt mit fast bürgerlicher Bequemlichkeit. Wir pflücken von allem, erdrückt von der Fülle, und atmen auf, als der Fährmann abermals abstößt.

Über der Felseninsel, deren Umkreis sie vor Dämonen schützt, schwebt die Flaschenpagode wie ein silbriges Glasgebläse. Wir kommen näher und entdecken Anmut allenthalben. Diese mit Marmorbalustraden eingefaßten Uferwege sind gefälligere Zeichen fürstlicher Lebensführung als der rohe Innenprunk des Palastes. Ming-Geist lebt in den zweigeschossigen Wandelhallen, die von Ecktürmen flankiert sind und in der Mitte, nach den Pagodenterrassen zu, sich in einem wuchtigen Torgebäude öffnen, Hallen von höchst merkwürdiger Dachkonstruktion und im Grundriß wie ein Barockbau der sanft gebogenen Uferlinie

folgend. Der Kohlenhügel mit seinen fünf Pavillons, türkisblau gedeckt die äußersten, deren Dach und Säulchen in Sonnenglast zu tanzen scheinen, setzt diesen Reigen bunter und harmonischer Dinge zu einem vollkommenen, fast schon ein wenig glatten Panoramabilde fort.

Am Nordufer des Peihai-Sees, in einem Tempel, zu dem Terrassen hinaufführen, reckt sich ein gewaltiges Idol, ein „tausendarmiger" Höllengott, auf Dämonen trampelnd, eine Schädelkette um den Gürtel, an die Decke seines mit Umgängen und Fresken belebten Tempels. Seine Gliedmaßen sehen aus wie die Fittiche eines Dädalus. Dieser Gott, ein Kinderschreck wie so viele der Riesenpopanze, die der mit Paradies und Hölle und Heiligen ausstaffierte Neobuddhismus gröberen Menschheitsinstinkten errichtet hat, ist eine Verbeugung vor den Mongolen. Eine recht macchiavellistische: denn die Mongolen, die höchst unruhigen Untertanen der Ming-Kaiser, deren Fürsten zu feierlicher Audienz alljährlich im Kaiserpalast erwartet wurden, mochten sich williger einem Kaiserhaus fügen, das ihrer Kirche (der gelben) so zahlreiche und imponierende Achtungsbeweise gab. Es ist neuenglische Burenpolitik, und Ben Akiba lächelt.

Mir sagt der Gott nichts, der groß genug scheint, um in den Fächern seines Leibes, dem Flaubertschen Moloch ähnlich, ganze Hammel oder Menschen zu rösten. Ich flüchte zur Ming-Pagode, dem letzten und schönsten Ziel dieser widerspruchsreichen Wasserfahrt. Sie versöhnt mit allem Grotesken, das der „Drei-Meere"-Bezirk uns heute schon aufgetischt hat, und zum erstenmal ringt sich aus all den Dissonanzen, Dissonanzen von gewaltigem Maßstab, eine ästhetisch reine Stimmung los, die tagelang nachklingt. Wieder geht es Stufen empor, daß einen schwindelt, aber wundervolle Einzelheiten, wie ganze Drachenfirste aus farbig glasiertem Ton, versüßen den Aufstieg. Ein viereckiger Kuppelbau, bekleidet mit glasierten Buddhafriesen (die man freilich kräftiger und persönlicher an dem Sockel der dreiviertel indischen Wu tai sze-Pagode in der Umgebung Pekings wiederfindet) ist der Flaschenpagode vorgesetzt, und da ein breiter Umgang mit Marmorbrüstung den Sockel um-

gibt, so liegt nun Peking, die Stadt abenteuerlicher Sehnsucht, von allen Seiten erreichbar für das Auge, wie ein aufgeblättertes Märchenbilderbuch zu unseren Füßen.

Woher kommt der Zauber dieser Stadt? Sie ist schmutzig, sie ist morsch, sie ringt, wenn es regnet oder staubt, einem die kräftigsten Flüche ab, und man muß wochenlang an der harten Schale beißen, bis man auf den herbsüßen Kern stößt. Hier oben erscheint sie als ein einziger Garten (sie, die kahl und gelb im Winter ist, daß einen fröstelt), mit schön gepflegten Alleen und den stattlichsten Monumenten. Wie eine Tempelstadt für sich breitet sich südöstlich der wallumhegte Bezirk der „verbotenen Stadt" aus, durch deren Scheitel Palast an Palast sich reiht, Tor an Tor, jedes mit einem wuchtigen gelben Fayencedach (dem „kaiserlichen" Gelb) belastet, auf dem die Sonne förmlich in kleinen Bläschen zu brodeln scheint. Zyklopengleich heben sich die sechzehn Stadttore aus dem Dächermeer heraus, und wie ein tiefer Orgelton klingt das Blau der Himmelstempelkuppel im Süden herüber. Der Paukenturm, von Yung lo im 15. Jahrhundert erbaut, einfach und klar gegliedert wie ein Signalturm sein soll, hebt seinen drachengeschmückten First in den nördlichen Himmel, und schieferblaue Berge, die westlichen Hügel, jedem Pekinger teuer wie unseren Reichshauptstädtern die Havelseen, schließen als der schönste Kameo den weiten Ring.

Voller Liebe für diese einzigartige Stadt, so reich an Geheimnissen für uns Europäer, steigt man die steilen Treppen hinab, in einen kleinen Tempelhain, in dessen Hof, unter schönen weißrindigen Fichten ein bizarres Marmorbecken steht, behandelt wie eines jener bibelots aus Achat oder Bernstein, denen man möglichst viel von ihrer natürlichen Form läßt und die man nur aushöhlt oder ein wenig reliefiert, um aus ihnen eine Schale oder sonst eine Gefäßform zu machen. Im Tempel selbst sitzt eine Kuanyin, die Beine gekreuzt, den rechten Arm (nackt wie ein Stück der rechten Brust) in weicher Lässigkeit unter das Knie gelegt. Sie ist aus weißem Jade, der matter als Alabaster schimmert, und war 1900 vergraben, weil die Kaiserinwitwe besonders gern zu dieser

Nephritgöttin betete. Ihr enganliegendes Gewand, mit Halbedelsteinen gesäumt, hat man vergoldet, die Augen sind bemalt (oder aus irgendeinem Stein gebildet), und auf der dünnen geschwungenen Oberlippe ist Rot wie auf die einer modernen Beauté aufgelegt. Sie ist schön, der sehnsüchtige Traum eines chinesischen Pygmalion, trotz ihrer etwas aufgestülpten Nase, der zu groß wirkenden Hand und dem archaistisch langen Fuß, eine Tochter der Herodias oder eine Salambo eher als eine Göttin der Barmherzigkeit. Denn die Liebe, die dieser Blick, das slavische Lächeln, die weiche Wange und die kühle Nacktheit verheißen, ist weltlich und sie treibt einen schmerzhaft-süßen Stachel in unser Fleisch.

Das ist der Winterpalast, der schönste Distrikt Pekings, den politische Berechnung und später der grandiose Egoismus eines Herrschergeschlechts jedem Eindringling verschlossen hielt. Das China des letzten Jahrhunderts, verknöchert, grausam und bigott, Turandots wahre Heimat, war eine schlechte Brutstätte für Philanthropen. Sie saßen vor Tausenden von Jahren auf dem chinesischen Thron, und es klingt wie ein Märchen, was der große Philosoph Mêng tze dem König von Tze auf dessen Klagen über seine Unpopularität erwiderte: „Der Park des alten Königs Wan, vom Volke als klein empfunden, war 30 Quadrat-Li größer als der deine, o König, aber Wan ließ Jäger, Grasmäher und Reisigsammler hinein: er teilte ihn mit seinem Volk. An den Grenzen aber deines Reichs, das ich nicht zu betreten wagte, bevor ich nicht alle deine Verbote wußte, erfuhr ich, daß du wie einen Mörder den bestrafst, der in deinem Parke einen Hirsch tötet."

Wer vor fünfzig Jahren die kaiserlichen Gärten auch nur zu betreten wagte, wurde geköpft. Die Kaiserinwitwe Tz'e hsi hob hierfür die Todesstrafe auf und schickte, ganz Kuanyin, den Verbrecher in eine Strafkolonie. Der Schauer blieb. Wäre ohne ihn die Atmosphäre noch geheimnisvoll und Peking das siebenmal versiegelte Märchenbuch, das wir klopfenden Herzens aufschlagen, wenn der Zug uns das erstemal in den Ch'ien mên-Bahnhof hineinträgt?

Peking, Winterpalast: Die Kuanyin aus weißem Jade

DAS alles ist noch lange nicht Peking. Man lernt es kaum kennen, wenn man im Hotel wohnen bleibt, wo England und Amerika, Amerika vor allem (dessen Kultur ein deutscher Professor unsanft mit der römischer Freigelassenen verglichen hat), spießerhafte Feierabendgefühle durch „dinner jacket“ und „hard boiled shirt“ heraufbeschwört, Male einer office-Knechtschaft, die man bis nach Spitzbergen und Hakodate schleppt, oder wo Deutschland, geführt durch wahre Recken germanischer Bildung, sich beim Whisky in großmäuligem Kleineleuteklatsch trainiert über die „Hunde von Chinesen“ und alles, was sich in der Kellerluft, die das geistige Leben der europäischen Kolonie Pekings atmet, nicht heimisch fühlt.

Man lebt in einer der vielfach gewundenen Seitenstraßen der östlichen Tatarenstadt, die aus Mauern und Torwegen bestehen und klosterhaft still wirken im Vergleich mit den Straßen einer großen europäischen Stadt. Kinder mit nackten Hinterteilen (das Sommerkostüm läßt diesen vielbenutzten Teil des Körpers zweckmäßigerweise frei) spielen zwar darauf, zuweilen von ihren „lotosfüßigen“ Müttern bewacht, und ein Hund mit verfilztem Fell liegt, alle viere von sich gestreckt, mitten darin, leise knurrend, wenn das Rad einer Jinrikisha oder der Huf eines Pferdes ihn streift, aber sonst spielt sich das chinesische Leben, soweit es nicht Geschäftsleben ist, hinter den Mauern, verhältnismäßig friedlich für den eiligen Passanten ab.

Peking ist indes keineswegs eine stille Stadt, wie überhaupt den Chinesen der Lärm, vor allen Dingen rhythmischer Lärm, als Ausdruck hohen Lebensbehagens gilt. Schon in aller Herrgottsfrühe erhebt sich der Gesang der Ausrufer, der in meinem Viertel erst kurz vor Mitternacht mit dem melancholischen Gesang eines Knaben endet. Er preist Zuckerwerk für Kinder an. Gebannt seit Monaten an meine Ta Yüanfu hut'ung, bin ich mehr als einmal in Versuchung geraten, diese Ausrufe zu registrieren. Es ist Kunst in ihnen, und ihr pizzicato und rallentando muß lange geübt und natürlich auch erst erfunden werden, bis es in dieser fertigen, den Käufern sofort erkenntlichen Form, in dieser immer

gleichen Tonfolge, mit der vollen Kraft einer von keiner Polizeivorschrift beengten Stimme herausgestoßen werden kann. Man sagt mir, daß die Vorübungen dazu in der Umgebung des Himmelstempels ababgehalten werden. Ein Händler ist da, der wie eine Katze faucht, der wie ein Hahn kräht, so daß sein Adamsapfel weit heraustritt, wenn er sein Eis anbietet, der zischt, spuckt, sich mehrere Male zu erbrechen scheint: er wird dereinst an Stimmbänderkrebs sterben, aber vorläufig hört man ihn unter zwanzig, niemand entgeht seinem markerschütternden Keuchen und Rülpsen, er stößt einen Dornenpflock in unser Gehirn. Er ist der Paganini der Ausrufer, ein Virtuose haarnadelspitzen Falsetts.

Wie die buddhistischen und taoistischen Heiligen, so haben diese erstaunlich musikalischen ambulanten Herren ihre Attribute, an denen man sie erkennt, auch wenn man in seinem Garten überall eingeschlossen von Mauern wie auf einer weltabgeschiedenen Insel sitzt. Diese Attribute sind äußerst sinnreiche Lärminstrumente. Der Topfflicker hat an seinem Tragkasten zwei Becken angebracht, gegen die ein paar lose aufgehängte Metallkugeln klirren, wenn er sich bewegt. Scherbengeräusche bringt der Messer- und Scherenschleifer mit einer Kette von sechs durch Fäden verbundenen Eisenplatten hervor. Der Wahrsager bedient sich eines einfacheren Geräts, eines Holzklöppels, den er gegen eine größere Holzplatte schlägt. Das klingt wie das langsame Hämmern eines Spechtes. Wer Eislimonade trinken will oder sonst etwas Erfrischendes, findet Labung dort, wo er das Klappern von zwei kleinen Metallbecken vernimmt, die der Verkäufer unaufhörlich in der Hand hin und her wirbelt. Die Trommel schlägt der allen sparsamen Hausfrauen willkommene Papiersammler, der dafür Streichhölzer eintauscht, und wenn der Barbier vorbeimarschiert, hört man einen Ton wie von einer hart gerupften Klaviersaite, hervorgerufen durch einen Bambuspflock, der zwei zangenartig gebogene Eisenscheren durchteilt, so daß sie in heftige Schwingungen geraten. Gongs, Trompeten, Kastagnetten, Knarren — das zetert, heult, gurrt, klappert, schellt, flötet rhythmisch durcheinander, und wenn man auf der großen Mauer steht, schlagen

Der Altar des Vizekönigs Tuan Fang
Datiert: 593 n. Chr.

diese vieltausend Stimmen zu einer einzigen Tonwelle zusammen, branden über Dächer und Bäume hinweg, um sich an der Umwallung zu brechen: das ist der Gesang Pekings.

Und doch noch immer nur ein winziger Ausschnitt dieser unerschöpflichen Stadt. Sie zeigt sich von ihrer glänzendsten Seite in der Ta cha lan, einer westlichen Querstraße der „Kaiserstraße", und deren Verlängerung, der Kuanyin sze hut'ung, so nach einem kleinen der Kuanyin gewidmeten Tempel an ihrem Westende getauft. Das ist die Friedrichstraße der Pekinger Chinesenstadt. Man steht überrascht und fasziniert. Die Kehrichthaufen, die Barackenhäuser und hüttenhaften Verkaufsstände, in denen vorüberziehende Karawanen ihren armseligen Bedarf zu decken scheinen (man braucht in der Hatamênstraße durch Kamel- oder Maultierkarawanen nicht erst an diese Steppenstimmung erinnert zu werden), haben erquickender Sauberkeit, üppigen Häuserfronten, blendenden Spiegelscheiben Platz gemacht, hinter denen sich eine verschwenderische Anzahl von Verkäufern zwischen lecker aufgestapelten Waren mit für China bemerkenswerter Geschäftigkeit bewegen.

Die Farben sind fast südlich. Man denkt an Kanton mit seinen engen mattenüberdachten Straßen und den bunten Geschäftswimpeln, nur ist hier alles adretter, herrscht statt des Halblichtes die grellste Tropenklarheit, die diese goldlackierten holzgeschnitzten Fassaden, die bunt bemalten Dachbrüstungen, die koketten schmiedeeisernen Vergitterungen, die dachsparrenartig herausstehenden vergoldeten Drachenköpfe, die braunen, gelben, weißen Geschäftsschilder aus Holz oder Tuch mit ihren schwarzen, roten, blauen Charakteren, das Tütenblau, das Sandgelb, das damaszierte Weiß der Gewänder einer zu Fuß, in Riksha, im Karren, in der europäischen Glaskutsche, zu Maultier und zu Pferde vorüberhastenden Menschenflut mit ihrer härteste Töne brechenden Lichtfülle ganz arabisch übergießt.

Ich traf im vergangenen Jahre einen jungen Freund, der, durch und durch weltmännisch, nach langem Aufenthalt in der Provinz zum

erstenmal nach Berlin gekommen war. Er stand gaffend in der Friedrichstraße, wohin er, wie er mir mit reizendem Freimut eingestand, häufig des Abends fuhr, „um zu sehen“. Die Kleider der Menschen, ihre faden, schlauen, feilen, würdigen, vergrämten Gesichter, was sie mit den Händen täten, wie Frauen ihre Röcke höben, die frechen Scherze der Zeitungsverkäufer, der Staub, der Gestank, die Betrunkenen in den Droschken, die Lichtreklamen, die dicken Schutzleute, das alles sei doch himmlisch. Man stieße ihn, weil er überall im Wege stünde, und da er nicht wie ein Provinzler aussähe, so überhäuften ihn Frauen und Männer mit den merkwürdigsten Anerbietungen, er aber könne sich trotz der Püffe und der Belästigungen von diesem Bilderbuch nicht losreißen. Er genoß „kinematographisch“.

Mir geht es so in der Ta cha lan. Ich stehe auf den Trittstufen der Läden, an dem Verkaufsstand eines Wassermelonenverkäufers, wo mir der Saft von den durchbissenen Früchten förmlich selbst im Munde zusammenläuft, blicke in einen Häuserritz hinein, hinter dem, sehr geheimnisvoll, ein dunkler Laden erkenntlich wird, wo aber keine Liebestränke, sondern nur Lacksaft verkauft wird, buchstabiere an den vielen Geschäftsschildern herum, die wimpelartig in die Straße hineingehängt sind, so daß sie wie ein beflaggter Basar wirkt. Die Ankündigungen, von oben nach unten und von links nach rechts geschrieben in dieser prächtig dekorativen Schrift, die einst Bilder waren und aus denen die Chinesen Bildmotive zurückgewonnen haben, sind sehr blumenreich. Ein Plakat in Fächerform, das Nanking-Fächer empfiehlt, nennt sich die „Halle der drei Vorteilspender“. (Der Fächer ist handlich, läßt sich also in die Tasche schieben, wirkt kühlend und ist billig.) Die Flagge eines Lackwarenhauses: das Lackgeschäft zum zehntausendfachen Glück.

Ich trete in der Kuanyin sze hut'ung in einen Ölladen, wo ein Maulesel mit verbundenen Augen den Mahlstein dreht, der das Öl aus dem Sesamsamen herausquetscht. In einem großen Seidenmagazin, dessen Besitzer ein Verschnittener der Kaiserin ist, klettere ich die engen Stiegen zum Obergeschoß hinauf, wo zwischen Seidenpacken Uhren, Emailge-

schirr, Hüte, Lampen herumstehen, natürlich europäischer Herkunft, und ich bewundere das ganz japanische Raffinement, mit der das Schlechteste, das Billigste und Geschmackloseste (Singaporer Bordellstil) aus allen Exportartikeln herausgefunden wurde. An mattenbelegten Tischen serviert man Tee. Ein verschwenderischer Luxus wird mit den Spucknäpfen getrieben, die, vasenartig, blau emalliert und mit einem Bauernblumenbukett bemalt, als Appendix jedem Tische beigefügt sind. Sie sind für die Kunden bestimmt, die an diesen Tischen manches Plauderstündchen abhalten; die Verkäufer spucken daneben. In der Mei shih chieh, die die Ta cha lan und die Kuanyin sze hut'ung schneidet (jeder Haupteingang einer Straße ist übrigens durch ein hübsches reichbemaltes Holztor mit Pultdächern oder durch einen schmiedeeisernen, bemalten und vergoldeten Torbogen kenntlich gemacht), bewachen von den Gilden bezahlte Polizisten die Pforten; südlich zieht sich Speisehaus an Speisehaus, nördlich aber das Viertel der Gold-, Silber- und Perlenhändler hin, auf die es bei Plünderungen Soldaten und Pöbel zuerst absehen. In eines dieser Blattgoldgeschäfte nimmt mich ein Freund hinein; das schmale zweistöckige Haus besteht aus wenigen Zimmern, in denen man keine Waren, sondern nur Verkäufer entdeckt, mehr als zwei Dutzend, die hier essen und schlafen, sechs in einem Zimmer, die meisten wohl auf der Erde. Zum Obergeschoß gelangt man durch die Küche. Das Gehalt des Kommis, der als Knabe ins Geschäft aufgenommen wird, steigt von 2 – 3 Taels auf etwa 15; doch bekommt er „freien Reis". Chef und Angestellte essen an einem Tisch, aus denselben Schüsseln, und da man für ein paar Taels den Monat keine d'Annunziosche Garderobe erschwingen kann, wechselt man den indigoblauen Kittel nur im Notfalle. Die Zöpfe werden im Laden geflochten, das Wasser schlägt man in einem beliebigen Winkel des engen Hofes ab. Überhaupt: die hygienischen Einrichtungen sind himmlisch.

In dem Bezirk der Ta cha lan hat man Muße, chinesische Physiognomien zu studieren. Frauen sieht man wenig. Sie fahren allenfalls, ein Kind im Schoß, in der Riksha vorbei, doch gibt es auch Damen,

die allein in einer Glaskutsche sitzen, eine Blume im schweren Haar, die seidenen Höschen über die in Atlasbandage steckenden „goldenen Lotosse“ fallend, doch dann blickt man sich um und lächelt.

Unter den Männern gibt es viele feinmodellierte Köpfe. Schädel und Nacken sind aristokratisch schlank, das Auge, dessen Mongolenfalte nur den Neuankömmling stört, blitzt von natürlicher Intelligenz. Der Vorderschädel ist rasiert, so daß die Stirn höher erscheint. Mit dem Zopf, der vor Kälte und Sonnenstrahlen schützt und den Hut entbehrlich macht, verschwindet auch die Rasur des Vorderkopfes, und aus mancher bis dahin intelligent wirkenden Schädelkurve wird plötzlich eine enge, verhutzelte und schwächliche Physiognomie. Hände und Füße, selbst der Kulis, sind klein und fein gegliedert, der Körper ist schlank und groß, mit gut entwickelter Muskulatur freilich nur bei einem gewissen Bruchteil der arbeitenden Bevölkerung. Ein Chinese in leidlichen Umständen hält körperliche Bewegung für unvornehm. Er fühlt darin neapolitanisch. Selbst rikshafahrende Kulis oder Soldaten, deren unsicheren Sold man nach Kräften zu kürzen sucht, sind keine Seltenheit. Neben einem Chinesen wirkt ein Japaner wie die ästhetische Entartung des Typus; und er wirkt auf den Chinesen selbst so. Ich habe vor Jahren der japanischen Tracht Geschmack abgewonnen, sie schien mir bequem, und mich entzückte das Rauschen der Seide. Kein Gentleman ohne Haori, das schwarzseidene Übergewand mit den weiß ausgesparten Familienwappen-Rosetten; aber wenn der Haori fällt, bleibt im besten Falle ein Herr in grauseidenem Nachtgewand übrig, der sich mit seinen weiten Ärmeln an jeder Türklinke und jedem Möbelvorsprung festhakt. Der Mittelstand trägt zu allem noch Baumwolle, und die untersten Klassen verzichten selbst auf die blendend weißen Tabi (Socken), die man dem Chinesen abgeguckt hat.

Dieser darf sich rühmen, die gesündeste Tracht aller Völker zu besitzen, die nirgendwo den freien Blutumlauf hemmt. Da Seide billiger als in Japan ist, erschwingt sie hier auch der Mittelstand. Man trägt eine seitlich durch Schnüre geschlossene Jacke mit hohem am Halse

offenen Kragen; die Anzahl der Jacken hängt von der Jahreszeit ab. Die unteren Extremitäten stecken in weiten Beinkleidern, die durch einen (von der Jacke verdeckten) Gürtel befestigt und an den Knöcheln durch ein schwarzes Seiden- oder Atlasband zusammengehalten werden. Den Beschluß bilden weiße, peinlich sauber gehaltene Socken und sehr elegante Schuhe oder Stiefel aus Stoff. Der Umriß des ganzen bekleideten Menschen ist ästhetisch vollkommen, und so wirkt denn auch ein sorgfältig angezogener Chinese, vorausgesetzt, daß er sich die Hände und den Hals gewaschen hat, auf uns wie ein höchst distinguiertes Seidenmännchen.

Die höhere Beamtenschaft und die jeunesse dorée gibt sich Sonntags nachmittags im Ching yün ko, im Restaurant zur grünen Wolke, ein Stelldichein. Es ist eigentlich ein Basar, der sich in zwei Geschossen um einen Lichthof zieht, und man kann hier Panamahüte und Atlasstiefel, rote chinesische Visitenkarten und Fächer kaufen, man kann sich die Stirn rasieren lassen und viertelstundenlang um ein Stück Feits'ui, smaragdgrünen Jade, oder um ein Schnupftabakfläschchen aus von innen bemaltem Glas feilschen. Die Atmosphäre wäre ideal chinesisch, böte sich hier eine Gelegenheit zum Fantam, zum Würfelhazard, oder zu einem Opiumrausch, Dinge, die sich für einen republikanisch regierten Staat natürlich nicht schicken. So begnügt man sich mit der Kritik des Nebenmenschen und mit Tee. Er wird nebst zwölf kleinen Schüsseln serviert, aus denen man, auch wenn man Europäer ist, vergnüglich mit der zweizinkigen Gabel nascht. Da sind kandierte Datteln, Nüsse, Reineclauden, Aprikosen, eine rote, Hung kuo genannte Frucht, an getrocknete Apfelschnitte erinnernd, Wassernüsse, die wie süße Rettiche schmecken, geschnittene Lotoswurzeln, Li chi, von einer weichen walnußfarbigen Schale umgeben, innen einen saftigen Kern enthaltend, von leicht süßlichem Geschmack wie Kokusnußmilch. Die Kaupausen füllt man mit der Vertilgung von Melonensamen aus, der Lieblingsnahrung des chinesischen Theaterhabitué.

Das Restaurant ist altanartig ausgebaut, und hier oben, über den Dächern der Chinesenstadt, kann der Blick vom goldbemalten Giebel

des Ch'ien mên Tores zu der veichenblauen Sichel der Westberge schweifen, über ein mächtiges Stück Himmel hinweg, den die Einfamilienhäuser Pekings nirgendwo verbarrikadieren. Unterhaltsamer freilich ist es, auf dem nach der Kuanyin sze hut'ung liegenden Balkon zu sitzen und dort den Tee zu nehmen, weil diese Straße einen der Hauptnerven des reichshauptstädtischen Geschäftslebens bildet, in dessen Strudel man unwiderstehlich gezogen würde, wollte man in seiner Mitte an der großen Märchenfibel Peking buchstabieren.

WANG CHI-CHUAN SPRICHT

GESTERN erhielt ich folgenden Brief:

Chang Kuan-chi schickt Euer Hochwohlgeboren, seinem älteren Bruder, seinen Gruß.

Ich habe mir erlaubt, den sechsten Tag dieses Monats, nachmittags sieben Uhr, auszuwählen und einen Platz geliehen außerhalb des Hintertores in der „Halle der versammelten Genien". Die saubersten Schalen werden bereit sein. Ich hoffe, mich an jenem Tage von dem Glanz Ihrer hohen Person bestrahlen zu lassen und Ihrer weisheitsvollen Unterhaltung zu lauschen. Es wird mir eine besondere Freude sein, wenn Sie Ihre Arbeit beiseite legen und etwas früher kommen könnten. Erfolgt keine Absage, so bin ich glücklich. Zu diesem Zweck ist mein Brief geschrieben. Indem ich die Gelegenheit wahrnehme, meinen Respekt darzubringen, bin ich mit Gruß Euer Hochwohlgeboren jüngerer Bruder Chang Kuan-chi.

Sr. Hochwohlgeboren Wang Chi-chuan mit Verbeugung.

Darauf habe ich folgendes geantwortet, nicht weil ich Chang Kuan-chi übermäßig liebe, sondern weil gerade diesem gefährlichen Menschen gegenüber äußerste Höflichkeit angebracht ist:

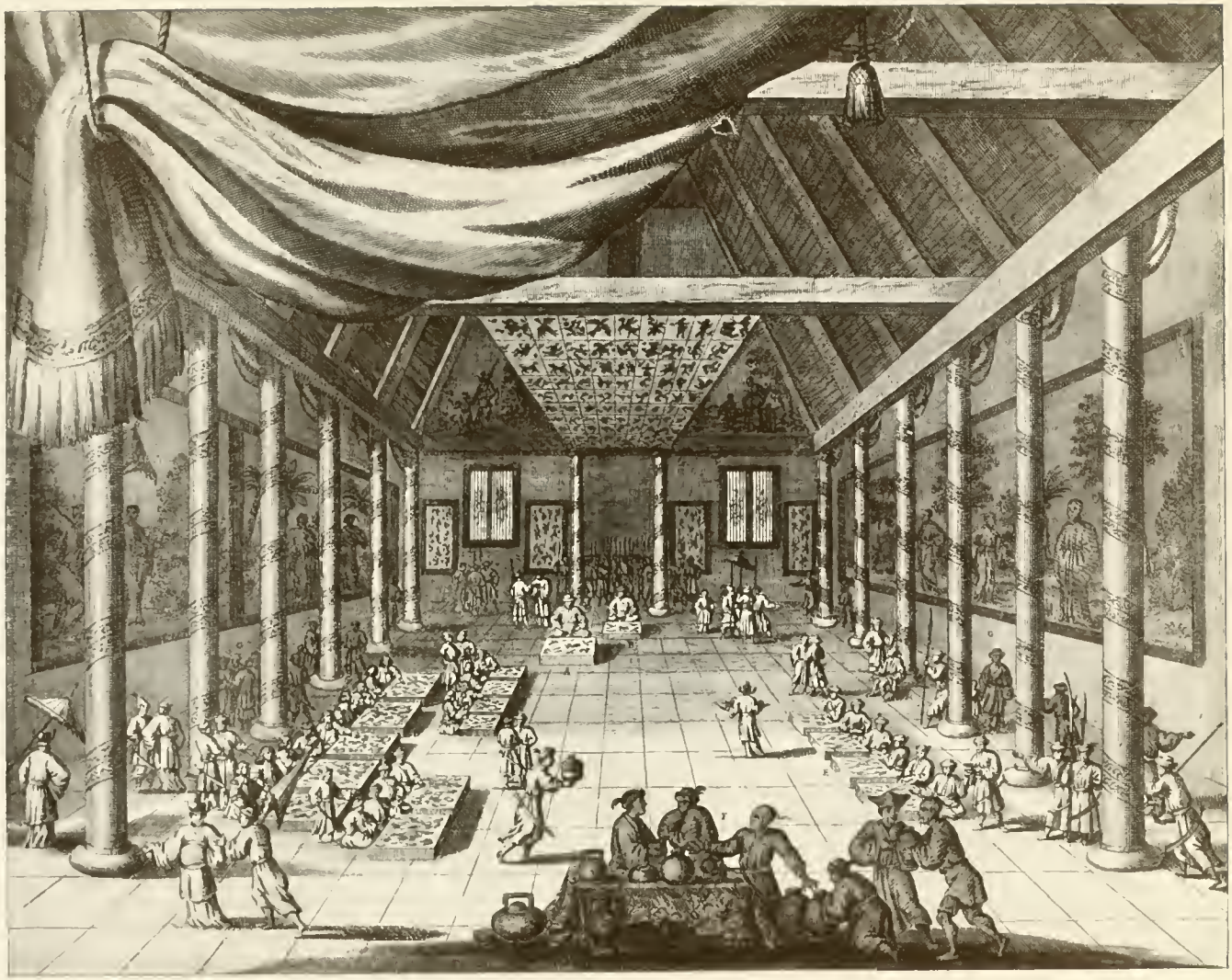
Der Empfang Ihres Briefes wird hiermit untertänigst angezeigt. Ihrer schmeichelhaften Einladung werde ich an dem bewußten Tage bestimmt Folge leisten und den untersten Platz einnehmen. Dies meine Antwort.

Indem ich bitte, meinem Schreiben eine gütige Beachtung zu schenken, verbleibe ich mit Gruß Ihr jüngerer Bruder Wang Chi-chuan.

Sr. Hochwohlgeboren Chang Kuan-chi mit Verbeugung.

Changs Einladungen fangen an, mir peinlich zu werden. Ich habe als Sekretär im Ministerium des Innern nur dreißig Dollar Gehalt und gewisse Nebenverdienste bisher abgelehnt. Mein Vater hat mich streng erzogen. Passen seine Grundsätze aber noch in die Gegenwart? Ich kann mich Chang gegenüber, wenn überhaupt, nur lächerlich bescheiden revanchieren. Er weiß dies, verdoppelt aber nur seine Liebenswürdigkeiten. Benutzt er mich, um sich durch den Verkehr mit mir (wir sehen uns indessen nur in öffentlichen Lokalen) ein Mäntelchen der Anständigkeit umzuhängen? Er ist Sekretär im Büreau des Präsidenten, jünger als ich, ich vermute siebenundzwanzig, und hat wie ich das Durchschnittsgehalt der Ministerialbeamten, dreißig Dollar. Das Essen heute abend kostet ihm, wenn er Vogelnester bestellt hat, etwa zwanzig Dollar. Er hat eine große Familie; ein jüngerer verheirateter Bruder lebt bei ihm, und ich weiß, daß er für die reizende Nuan Nuan, seine Geliebte, die er in Shanghai kennengelernt hat, achthundert Dollar bar bezahlte. Seine Familie ist bettelarm. Yen Hsüan, der ihn haßt, weil er bis zum Wahnsinn in Changs Mädchen vernarrt ist, erzählte mir neulich, daß Changs Geld aus wenig lauteren Quellen fließe. Er liefere der Presse geheime Nachrichten, aber nicht nur der regierungsfreundlichen, sondern auch der Opposition, die durch ihn über alle Machenschaften der Regierung pünktlich unterrichtet werde. Neuerdings mißtraue ihm jedoch die Südpartei, da er in seiner Bosheit und Verworfenheit die ränkevollen Pläne seiner Vorgesetzten geradezu teuflisch ausschmücke. Dieser Pfeffer sei ihnen zu scharf und zu teuer.

Der Abend ist klar, aber sehr heiß; kein Lüftchen weht. Am blassen Himmel erscheint die Mondsichel; ganz dünn; wie von einem feinen Pinsel gezogen. Ich laufe bis zum Hou mên, um Geld zu sparen und mir Appetit zu machen, und nehme für den kurzen Weg hinter dem Tor eine Riksha, weil das besser aussieht und ich sowieso der ärmlichste der Gäste sein werde. Zwischen den Weiden schimmern die großen schweren Köpfe der Lotosse hindurch: der Anblick ist bezaubernd. Welche Stadt der Welt nimmt es mit Peking an Schönheit auf? Selbst die Blinden



Ein chinesisches Hofbankett im 17. Jahrhundert

sehen fröhlich aus, als dränge durch ihre niedergeschlagenen Lider etwas von dem strahlenden Licht, von dem großen Sonnenschein, der täglich auf diese Stadt herniederflutet.

Das Hui hsien t'ang scheint bis auf den letzten Platz gefüllt; es liegt auf der Nordseite des Lotosteiches. Chang hat sich natürlich einen Tisch dicht an der Veranda reservieren lassen. Er trägt trotz der Hitze einen langen schwarzen europäischen Rock und legt seinen Panamastrohhut aus der Hand, um mich zu begrüßen. Wir sind etwa acht Personen; auch ein Europäer, ein jüngerer deutscher Herr, ist gekommen, mit dessen Bekanntschaft Chang sich brüstet. Es ist mir ganz lieb so, denn dadurch wird die Förmlichkeit des Streites um den Ehrenplatz abgekürzt und ein kleiner Zwang auf das Benehmen der Gäste ausgeübt, die unseres Wirtes Persönlichkeit nicht gerade im Zaum zu halten versteht.

Der fremde Herr freilich scheint selbst sehr aufgeräumt zu sein. Er spricht leidlich chinesisch und bittet um Entschuldigung, wenn er viele Fragen über die Speisen stelle. Er sei der Überzeugung, daß man in Europa ganz falsche Vorstellungen von einem chinesischen Diner habe. So hieße es, daß man bei uns Hunde, Katzen, ja Ratten, Mäuse und Insekten vertilge. Sicher käme das, wenn überhaupt, doch wohl nur vereinzelt vor?

„Es hängt," antwortet Chang lachend, „einigermaßen von den Mitteln ab wie in Europa. Hunde und Katzen, besonders die schwarze Katze, werden von unseren armen Leuten in Mengen vertilgt, ebenso die anderen Vierfüßler, Pferde, Esel, Maulesel, Kamele. Die Lendenstücke schmecken am besten. Tientsin ist berühmt wegen seiner Sperlingsbraten und gebratenen Grillen. Ratten und Mäuse aber ißt man nur in Kanton. Die ganz junge Maus, die sehr feine Knochen hat, gilt als Delikatesse, auch bei reichen Kantonesen. Heute abend müssen Sie freilich mit weniger raffinierten Speisen vorlieb nehmen."

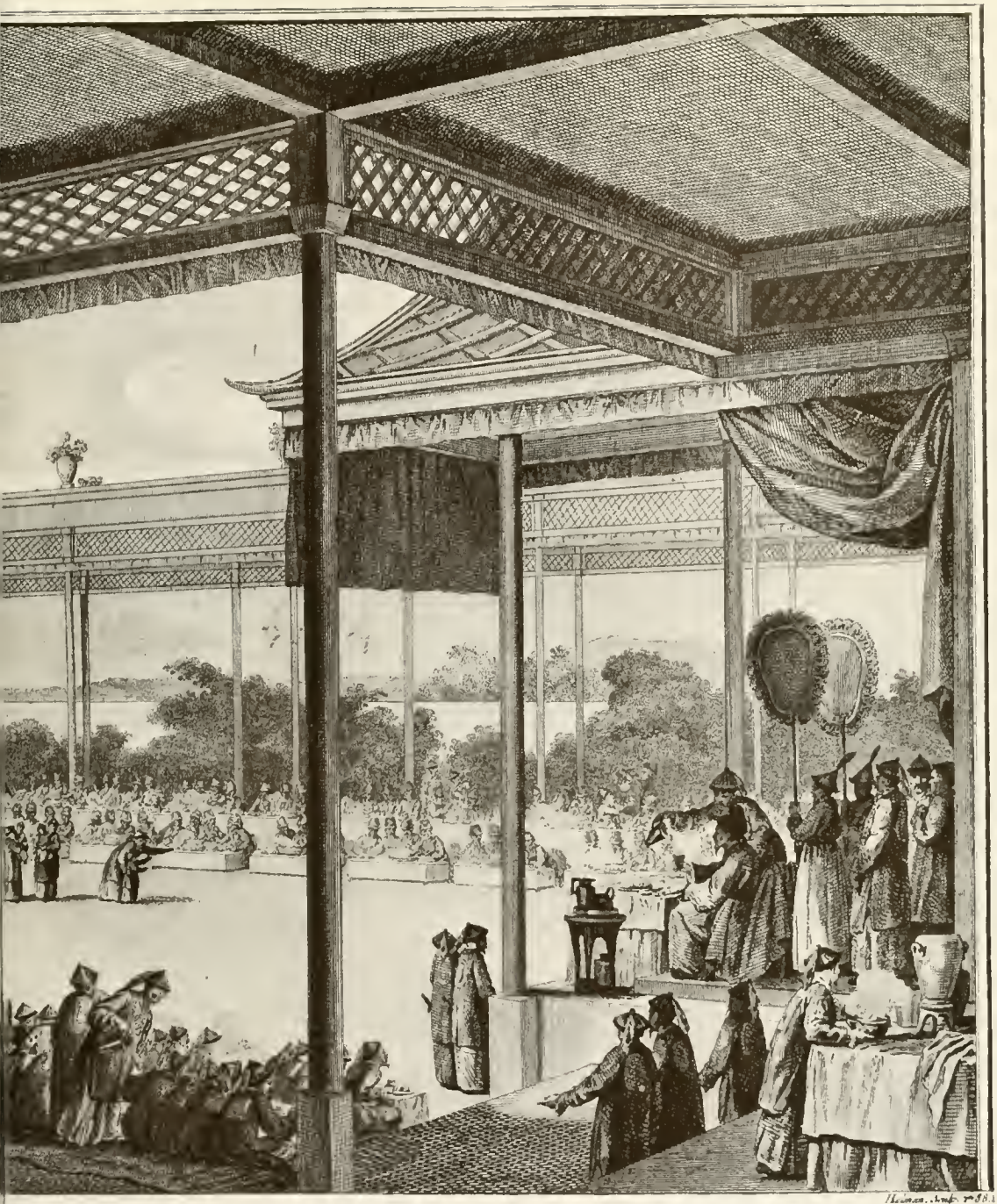
Ich zähle achtzehn Schüsseln Vorgerichte. Bevor wir zu den Eßstäbchen greifen, herrscht ein kurzes Schweigen. Eine hungrige Stimme ertönt von der Tischecke:

„Nur beim Essen vergißt man den Kummer!"

und Gelächter erhebt sich. Die Stimme gehört einem kahlköpfigen Gast an, der über seiner grauen Robe eine Amberkette trägt und in der hohlen Hand zwei Walnüsse, eine „männliche“ und eine „weibliche“, herumwirbelt. Es ist ein Prior vom Shuang ta sze-Tempel, der von sehr ansehnlichen prinzlichen Gaben lebt, bald aber einen Appetit entwickelt, als hätte er ein ganzes Jahr ausgefallener Zuschüsse hinter sich.

Da meine Frau, der so üppige Mahlzeiten unerreichbar sind, mich gebeten hat, ihr die einzelnen Gänge genau zu berichten, so suche ich mir, indem ich von allem nasche, den Inhalt jeder Schüssel einzuprägen. Das wird nicht leicht sein, denn Changs Verschwendungssucht ist stadtbekannt. An den vier Ecken der Tafel stehen Apfelsinen, Bananen, Birnen und Weintrauben. Es gibt die üblichen gerösteten Melonen- und Aprikosenkerne, kandierte Kirschäpfelchen und Nüsse, Bohnenkuchen und Bohnenbrei mit Krebsrücken und Krebsrogen, Salaten von Gemüsen wie Drachenbart oder Gurken mit Schnitten von gekochtem Hühnerfleisch, Garnelen in Weinsauce, gezuckerte Fischchen in Essig, kalte Entenleberscheibchen und abgelagerte Eier. Unser Gastgeber hilft von diesen beiden Gängen dem fremden Herrn, der die schwarzgrünen Eierscheibchen zuerst sehr zaghaft an den Mund gesetzt hatte, wiederholt mit den eigenen Eßstäbchen auf den Teller. Li Tze-tsai ihm gegenüber bestätigt dem Fremden, daß wir die Eier sechs Stunden kochen, in kaltes Wasser legen und drei bis vier Wochen in der Erde vergraben. „Yüan Mei sagt: je länger ein Ei gekocht wird, desto besser schmeckt es,“ kann sich Li nicht enthalten hinzuzufügen, denn er zitiert Yüan Mei bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten. Aber Li Tze-tsai ist schließlich Autorität; er besitzt selbst ein großes Eßhaus in der Kohlenmarktstraße und hat von seinem Vater, einem Koch, viel gelernt. Befühlte er nicht jedes gut aussehende Kleidungsstück, wie vorhin bei der Begrüßung sofort Changs Panama, auf seinen Wert, wäre er nicht so geizig und unsauber (sein Haar hängt ihm in großen Zotteln in den Nacken), er wäre ein ganz annehmbarer Kumpan, denn er versteht etwas von seinem Fach, und das kann man nur von wenigen meiner Landsleute behaupten.

Kaiser Ch'ien lu



irtet 3000 Greise

Während all die netten Vorgerichte beiseite gestellt werden, damit man gelegentlich mit ihnen den Gaumen neu reizen kann, bringen die Kellner den zweiten Gang: angenehm mehlig schmeckende Lotosfrüchte in süßer Suppe. Darauf kommt ein besonderer Leckerbissen in diesen teuren Zeiten: Vogelnester, und es ist ein wenig peinlich zu sehen, wie sich plötzlich alle Schüsseln füllen und statt der Unterhaltung ein infernalisches Schmatzen beginnt. Liu Yüan-fang an meiner Seite tut sich darin besonders hervor. Er besitzt ein viel besuchtes öffentliches Haus in der Schrägstraße des unendlichen Glückes. Obwohl er von Fett quillt und seine Backen speckartig glänzen, häuft er sich aus lauter Gier die Schüssel übervoll, deren Inhalt er, sobald ein neuer Gang erscheint, unter den Tisch schüttet. Der fremde Herr, der das sieht und ein verlegenes Gesicht zieht, weil er selbst nicht weiß, wohin er seine Speisereste packen soll, fragt mich:

„Wirklich unter den Tisch?“

Chang antwortet schneller als ich:

„Nur zu! Nur zu! Wir Chinesen lieben die Bequemlichkeit!“

„Ja, die Chinesen von heute,“ werfe ich ein, „trotzdem wir alle in der Schule die Eßvorschriften aus dem Buch der Riten gelernt haben.“

Chang lacht, der Europäer sieht mich neugierig an, und da gerade Liu Yüan-fang mit seinen fetten Lippen unerträglich an der Vogelnesterbouillon herumschmatzt, antworte ich auf den fragenden Blick des Deutschen:

„Erstens: Du sollst nicht schmatzen.

Zweitens: Du sollst keine Knochen in den Mund nehmen und daran knabbern.

Drittens: Du sollst keine Fischgräten auf den Tisch spucken.

Viertens: Du sollst keine Knochen unter den Tisch werfen, sonst balgen sich die Hunde zwischen deinen Beinen.

Fünftens: Du sollst dir die Teller nicht zu voll füllen.“

„Aber meine Herren“, setze ich hinzu, „das Buch der Riten ist ein paar tausend Jahre alt und heute vollkommen veraltet.“

„Sie sollten Ihr Ministerium wechseln, Wang," sagt Chang boshaft, „wie wäre es mit dem Kultusministerium?"

„Das also sind Ihre berühmten Vogelnester," wendet sich der Fremde an uns, „wir stellen uns in Europa phantastische Dinge darunter vor. Diese Suppe sieht aus wie eine Art Nudelsuppe mit Eiweiß. Wo sind die Nester?"

„Die Vogelnester", läßt sich Li Tze-tsai vernehmen, und dabei versucht er durch seine auf der Nasenspitze schwankende Brille zu sehen, die ihm das Äußere eines Gelehrten geben soll, „die Vogelnester kommen aus Ostindien. Seeschwalben pappen sie zusammen aus ihrem Speichel — — —"

„Das klingt etwas unappetitlich", wirft der Fremde ein.

„Wir denken doch nicht daran, wenn wir sie essen," lacht Chang. (Dieser zynische Mensch hat eine merkwürdige Art zu begütigen und versteht nicht, im geeigneten Moment zu schweigen; er ist eben nicht aus guter Familie.) „Die delikatesten Nester sind die mit Blutspeichel, nicht wahr, Herr Li?"

„Ganz unerschwinglich heute, ganz unerschwinglich," gibt Li zurück, der sich gerade sein Schälchen mit Lotosschnaps füllen will, die ganze Flüssigkeit aber auf das Tischtuch schenkt, weil er beim Neigen des Kopfes durch seine unpassend geschliffenen Augengläser sehen will. „Ein Pfund Vogelnester mit Blutspeichel kostet fünfzig Dollar."

„Blutspeichel?"

„Tiere, die krank sind und Blut spucken", lacht Chang.

Haifischflossen werden gebracht mit Hühnerfleischschnitzelchen darin. Sie schmeckten wie die Vogelnester nach nichts, allenfalls ein wenig nach Fisch, erklärt der Fremde, aber er lobt sehr die Bouillon. Chang bedeutet ihm, daß die kleinen Schüsseln mit heißem Wasser, die häufig gewechselt werden, zum Abspülen der Löffel seien: so könne der Geschmack der einzelnen Speisen sich nicht mischen. Zwischendurch haben wir Baumflechten in Suppe und süße, in langen Würfeln geschnittene Kartoffeln, und dann kommt Korea-Hummer und weißer

Fisch, dessen Fleisch in schrägen Schnitten abgeteilt ist, so daß man jeden Bissen bequem abheben kann.

„Yao chih hao yü, hsi tao pai ying ch'ü", singt der buddhistische Priester, der, wenn er nicht ißt und trinkt, den Mund nur zu Sprichwörtern zu öffnen scheint.

„Was ist das?" fragt der Fremde.

„Ein Sprichwort", verdolmetscht Chang. „Willst du guten Fisch essen, mußt du ihn waschen, bis der weiße Schnee herausschaut".

Es gibt außerdem Kuchen, in Würfeln geschnitten, und Aprikosengelee dazu, das stark nach Mandeln duftet und den Gaumen angenehm kühlt; ferner Backhuhn und gebratene Entenleber. Wir zeigen dem Fremden, wie er die Entenleber in eine Mischung aus Salz, geröstetem Pfeffer und Nelken zu tauchen hat, und er scheint ganz begeistert.

„Delikat, delikat! Das nenne ich schlemmen! Den wievielten Gang haben wir?"

„Den zwölften; es sind neunzehn im ganzen", antwortet Chang wohlgefällig.

„Armut macht bescheiden", wirft Li, der Gastwirt, ein, Chang zutrinkend, der artig sein Schälchen umkippt. „Unser offizielles Festessen besteht heute nur aus sechzehn Gängen: vor einhundertundfünfzig Jahren waren es achtundzwanzig. Sie können das bei Yüan Mei nachlesen".

„Wer ist dieser Yüan Mei?" fragt der Fremde.

„Einer unserer größten Dichter. Er hat im achtzehnten Jahrhundert gelebt und Gedichte im Stil der T'ang-Zeit geschrieben und dann noch ein Kochbuch, ausschließlich zum Gebrauch für Herrn Li."

„Ein Kochbuch. Nur ein Kochbuch? Ein poetisches Kochbuch doch wohl?" fragt der Deutsche.

„Ein geistvolles Kochbuch, mein spottsüchtiger Herr Chang. Es sind goldene Worte darin; ein paar habe ich in meiner Küche aufgehängt, wie diese: Am besten Mahl hat der Koch sechs Zehntel Verdienst, der Einkäufer vier Zehntel. — Wenn der Herr dem Koch nicht zu sagen

vermag, woran es liegt, daß eine Speise gut oder schlecht gekocht ist, wird der Koch nie kochen lernen. Sein Herr könnte ebensogut Talglichter essen. — Yüan Mei spricht von allem, von der Farbe des frischen Fischfleisches, von der verständigen Benutzung der Kochgeräte, von der Zusammenstellung der Menüs, daß nämlich ein allzu leicht gestillter Appetit durch Salziges, Saures, Süßes, je nachdem, wieder neu gereizt werden muß, daß man nicht alle Speisen sofort auf den Tisch bringen und überhaupt nicht zu vielerlei geben soll. Wie ein guter Dichter, der allzu fruchtbar ist, sich wiederholt, so kann auch der beste Koch nur vier- oder fünferlei Dinge von individuellem Geschmack an einem Tage fertig bringen. — Ehe man tüchtig trinkt, soll man gediegen vorlegen... Yüan Mei ist für den Inhalt, weniger für den Rahmen. Es gibt ein Sprichwort, das schönes Tafelgeschirr (Yüan Mei denkt an Porzellanschalen aus der Ming-Zeit) über gute Speisen setzt."

„Hao pei tze, hao wan
shêng yü hao fan"

bekräftigt entzückt unser sprichwortfester Priester, der mit ungesundem und ungeschicktem Eifer, obwohl das bisher Genossene ihm bereits vernehmbar hochkommt, über die nächsten Gänge, Taubeneier in Bohnenmehlsauce, Seegurken mit Fischlippen und Rosenblätterteig, herfällt.

— — — „Yüan Mei sagt, dieses Sprichwort sei töricht; wer etwas vom Essen verstünde, sähe vor allem auf den Inhalt, von dem er sich nicht ablenken lasse. — Die guten Dinge solle man in großen Schalen auftragen, die geringeren in kleinen . . ."

„Etwa wie wir ganz alten Kognak in Sektgläsern geben", unterbricht der fremde Herr.

„Frisch aus der Pfanne solle man essen, ehe der den Speisen eigentümliche Geruch sich verflüchtigt. Das ist wie mit guten Kleidern, die plötzlich naß werden und schlecht riechen . . ."

Li ist in seinem Element! Wenn er Yüan Mei zitiert, hört er nie auf. Am meisten langweilt sich Lu Tien-hung dabei, der sich den

Flötenspielerin
T'ang-Periode (618—906 n. Chr.)

Magen derart durch Opiumräusche verdorben hat, daß er, statt zu essen, an den Melonenkernen des Vorgerichtes herumkaut, deren Schalen er mit vernehmlichem Geräusch auf die Erde spuckt. Seine Weinschale freilich ist nie leer, und ich wundere mich, wie er es bei diesem Leben fertig bekommt, so jugendlich auszusehen. Lu ist den Fünfzig nahe; er trägt auffallend schicke Kleider, hat Vorliebe für Stoffe mit großen gepreßten Blumen und geht stets in hohen Satinstiefeln einher. Sein Zopf ist sehr lang und dick. Teure Ringe funkeln an seinen wunderbar gepflegten Händen; seine Nägel sind wohl acht Zentimeter lang. Wenn er sich morgens wäscht, muß er sie aufrollen, um sich nicht das Gesicht zu zerschrammen und sie nicht abzubrechen. Der Schauspieler ist unverkennbar; noch vor fünfzehn Jahren hat niemand Frauenrollen so glänzend verkörpert wie er. Unter seinen Verehrern war ein bekannter Vizekönig, und vor allem Fu, der reiche Seidenhändler aus Shantung, der ihn abgöttisch liebte, ihm ein Haus baute, ihn eine Frau heiraten ließ und ihm eine jährliche Pension von vierhundert Tael ausgesetzt hat.

Um Li aus dem Konzept zu bringen und das Gespräch von Yüan Mei und vom Essen, an dem er kaum teilnimmt, abzulenken, beginnt Lu, der Schauspieler, mit seinem Tischnachbarn, Generalmajor Chia Chu-ying, Morra zu spielen. Wie Böllerschüsse donnert das örl hao! wu kuei! pa ma! ch'i chiao! in Lis Zitate. Ich benutze das Stimmendurcheinander, um mich bei unserem Wirt über den Generalmajor zu erkundigen. Er sieht sehr jung aus; ich schätze ihn auf achtundzwanzig. An seiner europäischen Kleidung fielen mir bei der Begrüßung besonders die Wickelgamaschen, elegante Stiefelchen mit Knöpfen und goldene Sporen auf. Chang sagt, der „Generalmajor" sei aus Hupeh und hätte trotz seiner Brille so gut wie gar keine Schulbildung. Obwohl er nicht einmal ein Gewehr anzufassen wisse, hätte ihm der Präsident auf Drängen einflußreicher Freunde den Generalmajorstitel ohne Dienstpflicht verliehen und ein Gehalt von zweihundert Dollar monatlich ausgesetzt. Er sei nebenbei Besitzer eines gut gehenden Antiquitätengeschäfts in Peking.

Das ist Wasser auf die Mühle meines Vaters, der jeden Abend über die Zeiten moralisiert!

Der deutsche Herr, der seine Augen und Ohren überall hat, als wollte er an einem Tage ganz China in sich aufnehmen, wird auf das Morraspiel aufmerksam und bittet den Generalmajor, den er komischerweise mit „Exzellenz" anredet, es ihm zu zeigen. Da dieser seine peinlich geringe Kenntnis des Englischen durchaus in die chinesisch geführte Unterhaltung einzuflicken sucht, versteht der Fremde natürlich nichts, und Chang erklärt knapp und klar, daß die gerufene Zahl gleich der Summe der ausgestreckten Finger sein muß. Wer nicht richtig errät, hat verloren und muß seine Schale leeren.

Der Generalmajor und der Deutsche spielen also Hua ch'üan; natürlich wird der Fremde besiegt und muß dem Partner andauernd zutrinken. Er tut es tapfer genug, und der General überreicht artigerweise dem schon halb Trunkenen (unser Wein steigt schrecklich zu Kopf) seine Visitenkarte. Sie ist englisch und chinesisch gedruckt und trägt auf der einen Seite das Porträt des Generalmajors. Eine ähnliche Visitenkarte habe ich noch nie gesehen, auch bei Europäern nicht.

Es gibt noch kaltes Weintraubengelee, ferner gesalzene Pickles, die neuen Appetit erregen sollen (ganz nach Vorschrift Yüan Meis, bemerkt Li), aber in den nächsten Schüsseln, Gänsebraten in Sesamöl gebraten, Lotosblattbrot, Bohnenkuchen und Pilzen stochern wir nur noch erschöpft herum. Die heißen Handtücher, die uns gereicht werden, bringen nur vorübergehende Auffrischung. Der Abend ist allzu warm, Schweiß rinnt, obwohl wir in jeder Eßpause unsere Fächer in Bewegung setzen, in großen Bächen von der Stirn, und die Beine werden unmäßig lang. Lius fettes Gesicht leuchtet wie ein großer glühender Vollmond. Als der Reis gebracht wird, den alles pflichteifrig ausschaufelt, selbst der Schauspieler, schlägt es vom nahen Glockenturm in dumpfen Schlägen die zehnte Stunde. Herrlich zittert der Erzklang über den Lotosteich. Lu Tien-hung zieht seine perlenbesetzte Uhr, läßt den goldenen Deckel springen und vergleicht. Wie jeder erwartet, bittet sich Li die Uhr zur

Relief aus den Grotten von Lung mên

Grabfigur aus Honan

Besichtigung aus; er betrachtet sie voller Gier, wiegt sie in der Hand, kratzt am Rande herum und findet endlich die Feder zu dem hinteren Deckel. Er springt auf. Eine dünne Musik ertönt. Augenscheinlich wird auch ein Bild sichtbar. Li lacht unmäßig, reicht die Uhr weiter, das Lachen schwillt an, und Lu ruft unter allgemeiner Freude:

„Da ist noch eine zweite Feder! Rechts oben, unter der kleinen Perle!“

Man drückt. Neue Lachsalven ertönen.

„Dazu Musik!“ heult Chang, der sich die Augen wischt.

Der Priester, der mit Kaoliangschnaps und Speisen so gefüllt ist, daß er häufiger als irgend ein anderer den Mund zu Verdauungsnoten öffnen muß, wünscht jetzt auch sein Scherflein zu dieser Art der Unterhaltung beizutragen und reicht seine Walnüsse herum, deren Schnitzwerk bei genauerer Betrachtung sehr merkwürdige Darstellungen offenbart. Sie erregen aber nur das Erstaunen und Entzücken des fremden Herrn, wohl, weil sie ihm neu sind und ihr Besitzer ein buddhistischer Priester ist. Er nennt das alles, das Essen, die ungeheure Hitze und die sich bereits bemerkbar machenden Verdauungsbeschwerden mit eingeschlossen, „spätrömisch“.

Auch das Hua ch'üan sei spätrömisch, sagt er. Überall, nicht nur an unseren Tischen, werden die Finger ausgespreizt, schallt es liu shun! pa ma! chiu lien t'ang! und der Raum wird infolge des Lärms, der Ausdünstungen und der Speisegerüche von Minute zu Minute unleidlicher, das Tischtuch immer fleckiger, der Fußboden ein Morast, so daß man mit einer Art Haß auf die genossene überreichliche Mahlzeit zurückblickt. Chang, der sich auf das Morraspiel nicht konzentrieren kann, weil seine Gedanken fortwährend bei seinen „Geschäftchen“ sind, läßt einen Tierstimmenimitator holen. Ein drolliges altes Männchen erscheint, dessen Gesicht rissig und faltig ist wie ein Minglack; er verbeugt sich, indem er wie ein Vogel herumhüpft und hält die eine Hand vor den Mund, um den Klang zu variieren. Seine Geschicklichkeit ist erstaunlich, und selbst der verwöhnte Schauspieler geruht herzhaft zu

lachen, wenn das witzige Kerlchen die mißtönende Unterhaltung zweier Elstern nachmacht, das Brüllen eines Esels, der eine Eselin erblickt, ein Schwein, das von einer schweren Handkarre angefahren wird, das Summen von Moskitos, den Streit von Hunden, die sich auf einem Kehrichthaufen zum Kampfe herausfordern, bis der eine mit eingekniffenem Schwanz unter elendem Geheul von dannen zieht. Der Imitator benutzt keinerlei Hilfsinstrumente. Am besten gelingt es ihm, den Zug der Kamele nachzumalen, den Hall ihrer langsamen Schritte, ihr Fauchen, wenn sie bedroht werden, und vor allem den Flug der Tauben, die auf ihrem Rücken eine Art Windflöte tragen, mit der sie beim Fliegen jene schwingenden Metalltöne hervorbringen, die wie das Sausen einer großen Muschel klingen.

Der Tee mundet köstlich nach dem vielen Wein und Schnaps, und Lu verspürt eine kaum zu überwindende Sehnsucht nach seiner Opiumpfeife. Das Gespräch wendet sich der Kostspieligkeit des Opiumgenusses zu, und Lu bestätigt traurig, daß man jetzt tatsächlich für eine Unze Opium schon acht Dollar bezahlen müsse, alles infolge der schamlosen Heuchelei, die die Zeitungen noch unterstützten. Lu hat kürzlich versucht, eine größere Quantität Opium aus Shanghai nach Peking einzuschmuggeln; als man aber auf dem Ch'ien mên-Bahnhof sein Gepäck untersuchte und das Narkotikum fand, beschlagnahmte es die Zollbehörde. Zwei Tage lang war die Sache Stadtgespräch. Lu schickte wütend sofort zu einem der Minister, seinem Freunde, der selbst eifriger Opiumraucher ist, und das beschlagnahmte Quantum wurde freigegeben. Große Entrüstung über die Ungleichheit vor dem Gesetz in den Zeitungen.

„Und wie hat die Geschichte geendet?" frage ich Chang halblaut, damit der fremde Herr nichts hört.

„Haben Sie die Kuo ch'üan pao von heute morgen nicht gelesen? Wie, noch nicht? Lu ist zu 20000 Dollar Strafe verurteilt worden!"

„20000 Dollar? Sie scherzen."

„Lesen Sie es doch in der Zeitung nach."

„Sie lachen! Hat er sie tatsächlich bezahlt?"

Grabfigur eines Ringers
T'ang-Periode

„Gott bewahre, Sie Kind, und wird es nie tun. Er hat hundert Dollar an die Zeitung abgeführt, damit sie die Nachricht von der Zahlung der 20000 bringt. Das Geschäft wurde von mir vermittelt.“

Ich habe mir vorgenommen, die Sache lieber nicht meinem Vater zu erzählen; der alte Herr erregt sich allzu leicht. Wenn man indes täglich solche Geschichten hört und miterlebt, wenn man sieht, wie man heute in China mit Schmiegsamkeit, hohlen Reden und Fürsprache ohne irgendwelche Vorkenntnisse mit zwanzig Jahren General oder Gouverneur und mit fünfundzwanzig Minister werden kann, fällt es einem schwer, sein Mäntelchen nicht auch mit dem Winde flattern zu lassen. Solange mein Vater lebt, gedenke ich aber ehrlich zu bleiben; das gebietet schon die Kindespflicht.

REISE DURCH HONAN

DER Expreßzug nach Hankou ist versäumt. Übereilung rächt sich bei einer Fahrt ins Innere Chinas. Fleischkonserven sind in Tientsin einzukaufen, vier Bahnstunden von Peking, wo man nur corned beef, Frankfurter Würstchen oder Oxford sausages für teures Geld erhält und Kaminuhren mit regenbogenfarbigen Ornamenten im Jugendstil. Burgunder, Sekt für schmiegsam zu machende Dorfgewaltige und für Feiertage, Schreibzeug, Generalstabskarten, Filme, Schuhwichse, Kochgeschirr, Bettzeug, Handtücher, Silberdollar aus Hupeh, eine kleine Hausapotheke, der Petroleumofen, ein Magazin hirnzerspaltend kleiner Dinge ist übersichtlich in leicht verladbaren Kisten und Köfferchen zu ordnen als handle es sich um die Verproviantierung einer ins Feld ausrückenden Kriegerschar.

Die Bergketten hinter Kao pei tien sind mit Schnee gepudert; Chihli, sonst ein Zweiklang von braun und gelb, wirkt ganz weihnachtlich in seiner Daunendecke. Weiß ist die Farbe der Trauer in China. Man liebt sie nicht. Die fünf Gänge, mit denen wir an unserem Fensterklapptischchen den Heiligabend begehen, werden uns auf Tellern, auf einem Tischtuch, das Getränk in Gläsern gereicht, deren Patinen jedem Zornesausbruch standhalten. Der Kellner, ein moderner Mensch, säubert die Teetassen nicht mehr mit dem Zopf, sondern mit seinem Kittel.

Zwanzig Minuten donnert der Zug über die Eisenbrücke des Huangho. Sein Bett, wie im Krampf zerrissen, wie eine Eruptivmasse in dieses arme Land hineingejagt, wird vom Mond scheinwerferartig erhellt:

die „Sorge Chinas“ schläft, zu einem mäßigen Flusse zusammengekrümmt, dessen Strömung hart gegen treibende Eisschollen ankämpft. Lößgebirg steigt als ein natürlicher Damm westwärts von ihm auf.

Vier Uhr Nachts: Chêng chou. Die Luft Honans ist milder als die der nördlichen Nachbarprovinzen: ich denke einen Augenblick an Franzensfeste, wenn man den Brenner hinter sich hat. Von meinen fünfzehn Kisten fehlt eine, die mit den wichtigsten Fleischkonserven. Ein witziger Kuli hat sie auf seiner Karre heimwärts entführt. Er feiert nun mein Weihnachten. Müde folgen wir einem Führer in ein chinesisches Gasthaus, Hühnerstiegen hinauf zu einem gedielten kahlen Zimmer mit zwei Pritschen, getünchten Wänden und einem Glasfenster. Ich bin noch nicht lange genug unterwegs, um diesen Luxus zu würdigen.

Von Chêng chou nach Honanfu sind es nur drei Bahnstunden. Der Zug durchläuft eine in Terrassen ansteigende Lößlandschaft, in der jede Spalte für Getreidebau ausgenutzt ist. Der Löß, ein Gemisch von Ton, Sand und kohlensaurem Kalk, bildet, da er sich vertikal brechen läßt, das gegebene Baumaterial für die Wohnstätten der Einwohner. Sie leben in Höhlen, die mit leichter Mühe aus den Blöcken heraus gehauen werden, und sie begraben ihre Toten in Grotten. Wohlhabendere leisten sich einen mauerumgürteten Vorhof, hinter dem eine mächtige blaugetünchte Holztür sich zur Grotte öffnet. Baut man gar keine Häuser? frage ich eine Reisebekanntschaft, einen chinesischen Bahningenieur. Die Grottenwohnungen sind sparsamer, dauerhaft und billig, warm im Winter und kühl im Sommer. Er vergißt, hinzuzufügen, was man bei Madrolle nachlesen kann, daß Regengüsse und Überschwemmungen diese Lößhügel unterminieren und daß zuweilen die ganze Herrlichkeit einstürzt, die Höhlenbewohner unter sich begrabend. Oft steigt und fällt das Land in malerischer Perspektive; Bergtempel, in Terrassen hochgeführt, krönen die Grate.

Honan hat, so sagt man mir, zwei Ernten; es ist die Kornkammer Chinas. Honan war mehr. Es war recht eigentlich die Kunstprovinz des

Torso eines Bodhisattva
7. Jahrh. n. Chr.

himmlischen Reiches. Wir sind gewöhnt, die Akme künstlerischer Leistungen wie anderwärts auch hier im zweiten Jahrtausend zu suchen, allen Überzeugungen chinesischer Kunstgelehrten zum Trotz. Die Zeit – eine nicht ferne Zeit – wird lehren, daß wir uns irren. Die keramischen Schöpfungen der Sung-Zeit (der Jahrtausendwende), Steinzeuggefäße sowie Porzellane, sind in Form und Dekor von einer Kraft, die, mit ungekünstelter Anmut gepaart, übervolle Epitheta chinesischer Altertumskundiger, Epitheta, verlorenen Kunstschätzen gewidmet, begreiflich erscheinen läßt. Denn was uns zum Maßstab des Urteils dienen muß, sind zumeist Grabfunde, oft nur Hausrat, von dem sich die Überlebenden verhältnismäßig leichten Herzens trennten. Zur Luxuskunst ist von dort noch ein tüchtiger Schritt. Auf der Grenzlinie zwischen Keramik und Plastik stehen die Grabfiguren. Orientalischer Sitte gemäß folgten Frauen, Diener, Leibrosse, Schmuck und Gerät dem Fürsten ins Grab. Schon früh, vielleicht schon in Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung, hat man in China gelegentlich keramische Nachbildungen an Stelle der lebenden Opfer gesetzt. Daraus ist eine Tanagra-Kunst entstanden, deren roheste Produkte, in Hunderten bei der Aufschüttung der Bahndämme (besonders der Linie Kaifêngfu-Honanfu und Chêng chou-Hankou) gefunden und nach Europa und Amerika ausgeführt, den ganzen Kunstzweig in Verruf gebracht hat. Die Quantität tötete die Schätzung, mußte sie töten, und auch ich bin, als mir in einem bekannten Londoner Kunsteinkaufshaus Dutzende von Kisten mit tönernen Kriegern, Dämchen, Pferden, Kamelen, Hunden und Enten, wie Heringe oder Geflügel sortiert, gezeigt wurden, mit ungläubigem und ärgerlichem Lachen aus diesem Warenhaus gelaufen. In Peking ist es mir nicht anders ergangen. Ich sah in einem Laden ein ganzes Zimmer voll von diesen Tonfiguren, die meuternde Soldaten wenige Tage darauf (in der Nacht zum 29. Februar 1912) zertrümmerten. Um solche Massenprodukte ist es nicht schade. Aber wie auch heute noch bei Begräbnissen selbst mäßig begüterter Chinesen papierne Abbilder nächster Anverwandter, von Pferden usw. verbrannt werden, so wurde in der T'ang- und Prä-

T'ang-Zeit, also im ersten christlichen Jahrtausend, den Verstorbenen eine tönerne Eskorte ins Grab gelegt, und es gilt nun, die Grabbeilagen der Vornehmsten, deren Hinterbliebene Künstler beschäftigten, von den Machwerken geringerer Gattung auszusondern und sie auf ihren Wert hin zu prüfen. Und da warten unser die herrlichsten Überraschungen. Wie viel Frohsinn muß ein Zeitalter besessen haben, das die Sinnbilder seiner irdischen Erheiterungen, wie Statuetten von Terpsichores holden Kindern, für das seelische Gleichgewicht im Jenseits benötigte! Es gibt Dämchen in griechisch gerafftem Gewande, deren Silhouette von ganz moderner Anmut ist, Flötenspielerinnen und Tänzerinnen von einem Lyrismus und einem Schwung, die zu einem Bedauern über das Material kaum Zeit lassen, Ringer, Amazonen, Pferde, Enten und Kamele von einer Gedrängtheit und Kraft des Umrisses ohnegleichen, Staatsmänner in langen weitärmeligen Roben (die Japan als Nationalkostüm übernommen hat) leicht nach vorn gebeugt, von mildem, wildem, ernstem und verbindlichem Gesichtsausdruck. Viele wirken wie Porträts.

Die Malerei des ersten Jahrtausends scheint unwiederbringlich verloren. Wandmalereien und Reste, die Grünwedel, von Lecoq und Stein in turkestanischen Tempeln entdeckten, sind, bei all ihrer hohen geschichtlichen Bedeutung, handwerkerliche Arbeiten frommer Mönche, die nicht verstehen lassen, warum die Annalen der chinesischen Malerei so viel Aufhebens machen von gottbegnadeten Persönlichkeiten, über die sie eine Fülle von Anekdoten auftischen, warum die chinesischen Kunsthistoriker mit unchinesischem Feuer von der Belebtheit und Beseeltheit jener Werke archaischer Zeit sprechen. Sie sind auf vergängliche Seide gemalt, die anderthalb Jahrtausende nicht erträgt. Doch Gemälde des 10. und 11. Jahrhunderts, der Sung-Periode, sind erhalten, Landschaften meist, bei denen das Schwarz der Tusche gegen den gedämpften Schimmer der Seide, der sorgfältig als atmosphärische Luftschicht für den Hintergrund ausgenutzt ist, bei denen dieses zu zartestem Grau abklingende Tuschschwarz meisterhaft gegeneinander abgewogen

Kuanyin
Anfang des 6. Jahrh. n. Chr.

ist. Das Wort meisterhaft berührt grob wie eine Ohrfeige, wenn man von Sungmalern spricht, die die Seele der Welt, aller Dinge, Lao tzes erkenntnistiefe Versonnenheit in ihren Fingerspitzen haben. Ihre malerische Kultur muß Adepten jeder Zone zu Verzweiflungsausbrüchen treiben: mehr läßt sich mit geringeren Mitteln nicht sagen, unmittelbarer, poetischer nicht zu unserer Empfindung reden. Ihre Geste ist so frei, ihre Anmut so männlich, daß einem das Wort „Eleganz" nicht von der Zunge will; und doch muß es heraus. Es gibt, undifferenziert wie es in diesem Zusammenhange klingt, Fernerstehenden eine Andeutung, wie goetheisch-leicht der Brunnen der Sung-Künstler fließt, daß ihnen die Lösung der schwierigsten Probleme fast wie in göttlichem Spiel gelang. Michelangelos Werke tragen einen Reflex der Qual, aus der Seele des Schöpfers auf sie projiziert; in den Gemälden der Sungmeister tanzt es, selbst wenn sie das Göttlichste in uns in Wasser, Wind, in Luft und Bäume hineinträumen wie bei Johann Wolfgang, der Unaussprechliches wie eine Geige singt: Mahadöh, der Herr der Erde, steigt herab zum sechsten Mal. Das ist Sung. Und was sind T'ang und die Jahrhunderte der kleinen Dynastien, wenn um 1000 die höchste Anmut nicht nur bei einem, bei vielen mühelos wie eine Quelle rinnt? Ist es Monumentalität, Spröde, Herbheit, ist es jener Elan der Seele, der die Form zerbricht und mißachtet im Ungestüm der Aufwallung?

Chinesische Skulpturen geben darauf eine ungefähre Antwort. Die schönsten stammen aus Honan (es sind wenige, aber ihre Qualität wiegt die Quantität auf). Honan war der Stammsitz vieler Kaisergeschlechter des ersten Jahrtausends, deren Spuren nicht völlig verweht sind. Und seitdem die Hacken und Schaufeln der Bahnarbeiter die geweihte Erde aufgerissen haben, sind ein paar feine und zarte Zeugen aus jener Zeit knospender Kunst, aus dem sechsten, siebenten, achten Jahrhundert an das Licht gestiegen, Skulpturen, vor deren Süße, Innigkeit und plastischem Reichtum manch japanischer Stern zu verbleichen droht. Wer nach Honan geht, hat die Empfindung, als träte er vor einen Altar; die

erste Reise nach Italien, nach Griechenland versetzt unsere Seele in ähnliche Schwingungen.

Die Enttäuschung ist furchtbar. Man braucht mehr als durchschnittliche Begeisterung, um von der trostlosen Atmosphäre, die den Reisenden schon auf dem Bahnhof von Honanfu überfällt, nicht in die Flucht gejagt zu werden. Der Ochsenkarren rattert durch fußhohen Staub, durch eine Budenvorstadt, wo Garküchen dampfen, wo Bettler, mit Näpfen in der Hand, den von Kälte gekrümmten dreiviertelnackten Körper vom Stock gestützt, mit räudigen Hunden um die Wette nach Abfällen haschen, wo Soldatenkuli in dick wattierten Lotter-Uniformen sich auf Bänken flegeln, meinem Troß, meinem Anzug mit kretinhaftem Lachen nachlachend. Die Herberge, in die uns ein unermüdlich redender Führer bringt, ist finsterstes Mittelalter. Ein Vorhang aus Lumpen, ein paar Pritschen, ein offener Keller; vom Hof dringt das Geschrei von Mauleseln, von Müßiggängern aller Art; ganze Schwaden von Staub bläst der Wind von der Straße herein. Ich bebe vor Ekel. Die Tempel sind sämtlich von Soldaten besetzt. Das Kuan tien, die Beamtenherberge, liegt innerhalb der Stadtmauer.

Die Straßen sind dunkel, die Läden geschlossen, damit die Nachtkälte nicht in die Häuser hineindringt. An jeder Straßenecke flackert ein Öllämpchen: dort wird gejeut, mit Bambusstäbchen, um ein paar cash, und die Spieler sind Kinder wie auch der Bankhalter. Die Herberge liegt in der Nan jing hou, etwas abseits vom größten Lärm, und auf dem Hof stehen ein paar Töpfe mit erfrorenen Blumen, Zeichen eines mageren Schmucksinnes. Schweine werden nicht gehalten. Ich nehme also, was ich bekomme: ein Loch von einem Zimmer, mit einem Papierfenster in der Mauer, Steinfußboden, einer von Spinnenweb und Ruß verfinsterten Decke aus rohen Bohlen. Wir tapezieren ein paar Stücke der feuchtriechenden Wand mit den zerrissenen Matten auf den K'angs, verstopfen die Mauslöcher, legen Tischtücher aus und stecken den Petroleumofen an: eine bescheidene Gemütlichkeit ist erreicht.

Lung mên, Honan: Hauptgrotte, Wanddetail

Italien freilich oder Griechenland sind fern, auch am nächsten Morgen, wenn Sonnenflecken auf dem Schneeteppich spielen, mit dem die beispiellos ungepflegten, von den Rädern der zentnerschweren Maultierkarren ausgehöhlten Straßen ausgelegt sind. Man muß klettern, will man in Läden hinein, und dornenvoll genug erscheint das Dasein der Frauen, die auf ihren verkrüppelten Füßen tagtäglich dieses hügelige Gelände zu überwinden haben. Sie schwanken auf ihren bandagierten Zehen, als träten sie auf spitze Scherben. Man sieht Musterexemplare „goldener Lotosse", wahre Augenweiden für den chinesischen Viveur. Die Kostüme sind exotisch bunt: Frauen mit heliotropfarbigen Jacketts und grünseidenen wattierten Hosen, Knaben in brennend roten Kitteln, Kapuzen und Schuhen, Männer in Reitjacken aus rotem damaszierten Samt. Daneben herrliche Bettlertypen, nasenlose Individuen, auf deren Köpfen Grind wie Hafergrütze klebt, in Sackfetzen drapiert, die die Blöße kaum bedecken. Das Familienleben und das bißchen Industrie spielt sich vor der Haustür ab: wer nicht in der Sonne sitzt und sich wärmt, zwirnt Seide, hängt die mit Indigo gefärbten Baumwollstreifen quer über die Straße, stellt Drahtgitter gegen die Hauswand, um Weihrauchstäbchen darauf zu trocknen. Die Wunderdoktoren hängen die Danksagungen der Geheilten, mit Goldschrift auf schwarzen Lacktafeln säuberlich geschrieben, über ihre Tür, und nicht anders tut es der Subpräfekt, der nach dem mit Auszeichnung bestandenen höchsten Examen, das ihm die Anwartschaft auf die obersten Beamtenstellen eröffnet, mit den Glückwunschtafeln seiner Anverwandten friesartig die ganze Häuserfront schmückt. Selbst der Tod ist eine öffentliche Angelegenheit: eine mächtige Konfetti-Ampel, aus weißen Papierschnitzeln geschnitten, hängt, wie bei uns eine Fahne auf Halbmast, neben der Haustür, vor der eine weißausgeschlagene Estrade aufgebaut ist für die Musikanten, die mit Trompete, Trommel und Gong das Leid der trauernden Familie hinausschalmeien. Die Tempel dieser alten Kaiserstadt sind unerfreulich, sämtlich mit Soldaten belegt, deren Flegelhaftigkeit selbst die Arroganz der Soldateska Neupreußens (ihre Hauptstadt ist Tokyo) beschämt; sie

haben sich unter goldlackierten Idolen, Göttern im Seifenplakatgeschmack, heimisch gemacht und die Wände mit bluttriefenden Farbendrucken der kriegerischen Schwesternation ausgeschmückt. In einem Tempel ist ein bescheidener Ansatz zu einem Museum gemacht: Reliefs und Inschriftentafeln stehen herum, in einer offenen beschneiten Halle, aber das Beste haben Händler weggekauft für Tuan fang, den ehemaligen Gouverneur von Szech'uan und berühmtesten Altertümersammler Chinas, dem man während der letzten Revolution, weil er selbst zu viele Leute ausgeweidet hat, seinen Lebemannskopf heruntergeschnitt.

Die Läden sind angefüllt mit billigem Kram, dessen Verkauf nur zum Vorwand für müßiges Geschwätz zu dienen scheint. Der Händler wird übellaunig, wenn man nicht feilscht und erzählt. Mein Dolmetscher, dessen elegante Pekinger Lettré-Manieren auffallen, kommt dem Wunsche der Redseligen großmütig nach. Sind ein paar Worte gefallen, so fragt der Verkäufer, um zu bekunden, daß er den Anstandskodex kennt: wie ist Ihr ehrenwerter Familienname? Li! lautet die Antwort, im Frageton, mit Lächeln und Verbeugung. Und Ihr ehrenwerter Familienname? Mu! (im Frageton, mit Lächeln und Verbeugung.) Sie kommen her? Aus Peking. Sind angekommen wann? Gestern. Wohnen wo? Im Kuan tien. Der Herr dort ist ein Fremder? Ist Deutscher. Nach einer Viertelstunde hat man dann ein Stück schlechter japanischer Seife in der Tasche. Bei meinem Versuch, ein paar dünne Porzellantassen einzuhandeln, weil der Tee aus den irdenen Schalen der Herbergen nach dem groben Scherben schmeckt, wartet man mir in fünf Läden mit europäischem Bauernporzellan und annehmbarer japanischer Exportware auf, im Lande des Porzellans! Man wird verstimmt über diesen Indifferentismus. Theater fehlen, ebenso Buchläden oder gar Bibliotheken, und außer einem taoistischen Priester, der, unbekümmert um Passanten und meine Kamera, in einer Straßenecke unter geheimnisvollem Murmeln seine Zauberbücher studiert, nicht ein Wesen, ob in Tempel, Laden, Wirtshaus oder auf der Straße, das die Nase über eine Zeitung oder ein Buch gesteckt

Lung mén, Honan: Hauptgrotte mit dem Prozessionsrelief
7. Jahrh. n Chr.

hält. Heimliche Opiumräusche, Klatsch und Jeu sind die einzigen Reizmittel. In meiner Herberge wird allabendlich mit 136 Bambuskarten um Kupferpfennige bis tief in die Nacht hinein gespielt, dazu werden Tee geschlürft und Melonenkerne gekaut und ausgespien. Wer gegen lautes Sprechen, Spucken, Rülpsen nicht gefeit ist, verbringt harte Stunden Wand an Wand mit diesen zu vieren oder fünfen in einem Zimmer zusammengepferchten Bürgern, die, wenn sie Gäste hinauskomplimentieren, Könige an Höflichkeit überbieten. Der Abort ist auf dem gemeinsamen Hof, unter meinem Fenster. Courtoisie und nackteste Barbarei gehen in China einträchtig zusammen.

Ist es Stumpfheit der Nerven, die gegen die tierischen Äußerungen des Körpers, gegen jeglichen Mangel an Komfort, gegen Staub, Wind, Kälte so unempfindlich macht? Man friert lieber, ehe man einheizt, und man geht im pelzgefütterten Tagesgewand schlafen, um dem Körper nicht das letzte bißchen Blutwärme zu entziehen. Aus demselben Grunde kürzt man die Reinigungsprozedur, die mit heißem Wasser vorgenommen wird, am Morgen nach Möglichkeit ab. Meine Bahnbekanntschaft, der Chefingenieur der Eisenbahn, empfängt mich in einer Art Audienzhalle, in der Polarluft weht, ausstaffiert mit billigen Bambusmöbeln. Der Mann gilt als reich. Er zeigt mir, wobei die Ärmel seines pelzgefütterten Gewandes bis zur Hälfte der blaugefrorenen Hand herabfallen, Abklatsche berühmter Steininschriften, stellt mich auf die Probe, ob ich gefälschte Steininschriften von echten unterscheiden könne, erwähnt, daß ein chinesischer Sammler einer interessanten Inschrift den Vorzug vor einer wertvollen Skulptur gäbe. Seine kleine Sammlung von Tonplastiken aus der T'ang-Zeit, aufgefunden während der Bahnaufschüttung, enttäuscht herb: die Kuriohändler, so entschuldigt er sich, bestächen Inspektoren und Arbeiter. Da die Arbeiter ihr Leben von einem Tagelohn von 20 cents (40 Pfennigen) bestreiten müssen, finden die sich gegenseitig überbietenden Kuriohändler bei ihnen mit Recht williges Gehör. Vor ihnen, den Kunsthändlern, bekommt man hier in Honanfu einigermaßen Respekt. Jedes größere Geschäft Pekings hat seine Agenten hier,

Leute mit wahren Geierblicken, mit einem unermüdlichen Mundwerk, die, vor keiner Witterung zurückschreckend, wochenlang über die höchsten Gebirgspässe nach Shansi oder Shensi pilgern. Wo die Dörfler, scheu vor der Pekinger Gerissenheit, direkten Verkehr ablehnen oder Räuberbanden die Distrikte unsicher machen, werben sie Eingeborene an, die den Verkauf vermitteln.

Honan ist das gelobte Land der Räuber. (Aus ihnen rekrutieren sich in China oft die Generäle. Einem der kühnsten hat Yüan Shi-k'ai auf venetianische Art den Garaus gemacht. Die Geschichte ist zu schön, als daß man sie hier übergehen könnte. Der „General", durch die Revolutionswelle emporgeworfen, erhielt, als einer der bissigsten Wolfshunde, einen saftigen Knochen in Form eines einträglichen Postens. Als guter Chinese squeezte er, unterschlug, was an baren Geldern zu erlangen war, und putschte gegen Peking, selbstverständlich nicht aus Patriotismus. Ein Abgesandter des Präsidenten überbrachte ihm die Aufforderung der Regierung, zur Übernahme eines höheren, noch einträglicheren Postens nach Peking zu kommen. Der General reiste wirklich. In der Hauptstadt wurde ihm, im Wagons-Lits Hotel, ein großes Festessen gegeben, der Sekt floß, Reden wurden ihm zur Feier gehalten, und als der Wagen mit dem General das Chien mên-Tor passiert hatte, übernahm eine militärische Eskorte sanft die Führung an einen stilleren Ort. Dort wurde dem Herrn das Todesurteil, das der Abgesandte des Präsidenten während der ganzen Reise in der Tasche gehabt hatte, vorgelesen und er kurzer Hand erschossen. Da er immerhin einer der Revolutionshelden war, hat man seine grauenhaft von Kugeln entstellte Leiche im Sarge photographiert, um bei Revolutionsfesten daraus Kapital zu schlagen. Das ist nicht ley fuga, aber kein Diaz hätte es hübscher machen können.)

Der Präfekt von Honanfu, bei dem ich um die Erlaubnis zur Weiterreise nachsuche, erweckt den Eindruck eines Herrn, der auf einem Dornenpfühl sitzt. Er erhebt Einwendungen gegen meine Reisepläne: er könne nur für Lung mên garantieren, jeder Schritt südlich darüber hinaus sei

Lung mên, Honan: Bodhisattva
6. Jahrh. n Chr.

gefährlich. Daß eine förmliche Schlacht zwischen einer etwa 1000 Mann starken Räuberbande und Soldaten stattgefunden hat, verschweigt er. Das Wort „tufei“ (Räuber) bildet indes den Kern der Unterhaltung zwischen meinem Dolmetscher und ihm.

In der Herberge bestätigt man mir die Unsicherheit der Zustände. Drei Räuber sind gerade vor dem Osttor hingerichtet worden. Der Henker, ein Soldat, aufgebracht über die Niedermetzelung einiger Kameraden, schlug den Verurteilten mit solcher Wucht die Köpfe herunter, daß sie meterlang über den harten Boden rollten. Dann trank man das Blut, schnitt Herz, Magen, Nieren und Leber heraus und ging nach Hause, um sie zu kochen.

Lung mên, das „Drachentor“, durch das sich der Y-Fluß wälzt, eingeschnürt von zwei Gebirgsketten, frischt wundersam auf, wenn man, was im Jahre ein paarmal vorkommt, die Geduld mit Land und Leuten verloren hat. Jene Globetrotter, die mit sorgfältig geschonten Etiketts der Hotels von Delhi, Djokjakarta und Nikko auf ihren Koffern China „erledigen“, kommen nicht hierher. Denn der Baedeker für China ist noch immer nicht fertig. Lung mên erhält, wenn er erscheint, einen Stern, und dann ist, was viele genossen haben, getrübter Genuß.

Der Y-Fluß dampft. Warme Quellen rinnen von den Bergen zu ihm. Ein paar sind im Tempel Ch'ien ch'i sze in Becken aufgefangen und stürzen aus Löwenmaul und Spalt über bemooste Steine in kleine klare Tümpel. Bauern, die mit schweren Ochsenwagen, mit Schubkarren oder mit mächtigen Baumwollpacken auf dem Rücken diese enge Felsenstraße, die natürliche Pforte Südwest-Honans, passieren, verschnaufen hier, waschen das Gesicht in dem lauen Wasser und trotten weiter. Nicht mit strengen verzerrten Mienen und dem Gesang, der ein einziger geschriener Seufzer ist, schrill wie das Kreischen schlecht geschmierter Achsen (so sieht sie ein deutscher Autor in den großen durch Europa freudlos gemachten Hafenplätzen). Im Defilee von Lung mên gibt es

nur vergnügte Gesichter, Gelächter und Scherze, wenn der Ochsenkarren hoffnungslos in den Steinplatten steckenbleibt.

Auf dem hellen Sande des breiteren Ostufers ist ein Strand, wo Fischer von einer Fee träumen können, die sich ihr Federkleid ertanzt. Möwen tummeln sich darauf, und wenn eine Kamelkarawane in strengem Rhythmus naht oder ein Ochsenwagen die Furten passiert, unter Peitschenknallen und Geschrei, fliegen Schwärme wilder Enten auf, und die Luft ist von dem Lärm ihrer Fittiche erfüllt wie von dem ferner Propeller. Doppelnachen, so leicht gebaut, daß man sie auf dem Rücken tragen kann, treiben auf dem Y; der Fischer steht mit gespreizten Beinen auf ihren Rändern, die von Kormoranen besetzt sind. Sie besorgen den Fischfang. (Man macht in Japan Reisen nach Gifu, um das zu sehen.)

Die Luft in diesen Januartagen ist mild wie bei uns im Frühling. Ich klettere über die Bergstraßen der östlichen Ketten, wo es den ganzen Tag lebendig von Karawanen und Fußgängern ist, Leuten, die zwölf Stunden unterwegs sind und trotzdem von ein paar getrockneten Khaki, die wie Feigen schmecken, satt werden, verschicke mit Behagen, denn hier ist seltsam ungekünstelte Natur, meine Blicke über die sich weit nach Süden öffnende Ebene dorthin, wo Reiher und allerlei bunte Vögel einherstolzieren, wo der Y zu einem Silberband zusammenschmilzt. Wo ich nicht in abenteuerlich langsamen Tagereisen entlangpilgern darf, weil Räuber Tempel und Ortschaften besetzt haben.

War das je anders hier? Ein Lößkastell erhebt sich im Südwesten des Lung mên shan. Der große Reisende der T'ang-Zeit, Hsüan tsang, dessen Name dem Ohr des Sinologen wie eine Harfe klingt, hat hier seine aus Indien mitgebrachten durchnäßten Manuskripte getrocknet. Diese heiligen Bücher sind wie Ahasver gewandert, denn Marc Aurel Stein will sie in einem Tempel Turkestans wiedergefunden haben. Die Sage ist darum nicht weniger hübsch, und noch hübscher ist es, daß der Name eines vor dreizehnhundert Jahren Verstorbenen heute noch im Mund der Leute lebt. Die Phantasie erhebt sich in dieser Atmosphäre zu höherem Flug. Wie im Kinematographentheater wechseln auch hier in Honan die Bilder:

Lang mein, Homan: „Neun-Hallen-Grotte". Teilansicht
7. Jahrh. n. Chr.

ein Stück Ägypten, Italien, Tropisches baut sich übereinander, nebeneinander auf, und wenn es dunkelt, wenn die enge westliche Uferstraße leer von Menschen wird und keiner mehr in den Grotten sein Echo sucht, stehen die Bergkämme wie ausgetuscht mit phosphoreszierenden Kanten in einem Himmelsblau so weich und tief, daß man den Arm hineintauchen möchte.

Menschen, die gewohnt sind, Kunstgottesdienste in Museen abzuhalten, in diesen Totenkammern der Schönheit, wo eine früh gealterte Wissenschaft Massensektionen öffentlich veranstaltet, unverwöhnte und verwöhnte Menschen müssen in Lung mên wie von einem Taumel erfaßt werden angesichts der Entdeckung einer Zeit, die ihre Sprache, nach anderthalb Jahrtausenden für jedermann lesbar, mit Lettern von solchen Dimensionen in das Gestein gegraben hat. Ein Geschlecht von Giganten hat dieses Pantheon unirdisch milder und furchtbarer Gottheiten erdacht. Sie stehen, den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt, den rechten Arm erhoben, an den Wänden der tempelartig ausgeschmückten Grotten; die Flammen ihrer Heiligenscheine züngeln hinauf zur Kuppeldecke. Sie sitzen auf ihren Lotosthronen; ihr Riesenleib, von Menschenhand gemeißelt, scheint seinen Urheber zu verleugnen, wächst zu einem Symbol von eigenem Leben, droht Wände und Kuppel zu sprengen, Schreckgestalten, die den Geist der Ketzer wie mit Feuerodem anblasen, hüten seitliche Zugänge und Tore; die Brauen sind Dolche, Adern und Muskeln schwellen an wie ein Strom, die auseinandergesperrten Füße lasten wie Berge auf allem, was sich entgegenstemmt. Von der Ostseite des Y-Flusses hat man den Blick auf eine bühnenartig vertiefte Halle; sie nimmt ein Viertel der Höhe des ganzen Gebirgsstockes ein. Unter dem Felsbaldachin sitzt ein Buddha, flankiert von Mönchen, Bodhisattvas und Devakönigen; sie sind so groß, daß man über den Strom hinweg die Sichelbrauen, den weichen Schwung der Lippen, das Haargeschmeide, die Gürtelketten, den mächtigen Brustkorb, Halsadern und Beinmuskeln des Devakönigs mühelos erkennen kann. Kleine Menschen

schicken ihre Blicke hinauf zu diesem Ungetüm, und einer nach dem andern umspannt mit beiden Armen die Knöchel seines rechten Beines, das, von so vielen Messungen geglättet, wie schwarzer Marmor schimmert.

Man braucht Tage, um die nach Hunderten zählenden großen und kleinen Grotten der beiden Uferseiten abzuwandern, um eine Vorstellung der ungeheuren Arbeitsleistung zu erhalten, die die Felsentempel von Lung mên darstellen. Zwei Jahrhunderte hat religiöser Eifer daran geschaffen. Es war die Zeit, als der Buddhismus in China wie ein Lotosknospe aufging, als Fa hsien, mit dem zweihundert Jahre später reisenden Hsüan tsang der berühmteste Erforscher des Buddhismus, von seiner langen indischen Pilgerfahrt zurückgekehrt war und seine und seiner Nachfolger Berichte und Schriften eine junge und opferfreudige Gemeinde zu Glaubenstaten allergrößten Stiles entflammt hatte.

Jeder, von der Kaiserin bis zur Nonne, steuerte sein Scherflein bei. So ist Lung mên ein Nationaldenkmal geworden. Für die Eroberung eines Landteils, für den Heldentod eines Einzelnen auf dem Schlachtfeld, für die gewissenhafte Verwaltung einer Magistratsbehörde wurden Dankschreine errichtet; Klöster stifteten großherzigen Gebern Friese und pietätvolle Kinder kranken oder abgeschiedenen Eltern Stelen. Hat diese große Energiewelle, hat der von Indien übernommene Glaube, daß man durch ganze Heere von Göttern, durch massenhafte Anfertigung von Idolen sich das Heil sichere, ein mageres Thema nicht bis zur Erschöpfung wiederholt? Gewiß, Kolossalbuddhas, kleinere Gruppen von Göttern in Nischen, auf Stelen, Friese mit ihren Akzessorien sind mit derselben Tendenz wie die Perlen eines Rosenkranzes aneinander gereiht: gleich einem Choral aus Hunderttausenden von Menschenkehlen schwingt sich die Andacht eines ganzen Volkes durch das Medium dieses steinernen Götterreigens zum Himmel auf. Dennoch ist, was im Sanjusangendo-Tempel in Kyoto mißlang, wo tausendundeine Göttinnen ihre Arme wie Speere spreizen und rohen Götzendienerinstinkten schmeicheln, den

Lung mên, Honan: Hauptgrotte mit dem Prozessionsrelief
7. Jahrh. n. Chr.

Bildnern von Lung mên geglückt: sie erdrücken uns nicht durch die Vielheit, sie bleiben einfach auch in der Verschwendung. Ihr Göttermorgen ist kein Gespensterspuk, sondern eine holde Erleuchtung, von der sie immer wieder, mit der Kraft, der Tiefe und der Naivität knospenden Glaubens erzählen, erzählen müssen.

Im Tempel Ch'ien ch'i sze, wohin mich auf Geheiß des Präfekten zwölf Soldaten geleitet haben, liegen vier der wichtigsten und größten Grotten. Sie sind über zwei in Terrassen ansteigende Höfe verteilt, deren abgenutzte Steinplatten, teppichartig mit renaissancehaftem Rankenwerk graviert, auf den Schmucksinn und die Kunstfertigkeit der T'ang-Zeit glücklich vorbereiten. Auf dem obersten Hof wird man einquartiert; unter den Fenstern der Gastzimmer schäumt der Y-Fluß, und am gegenüberliegenden Ufer klettern die verlassenen Hallen des Hsiang shan-Klosters den Felsweg hinauf, von seltsam gegabelten Koniferen wie von einem Paravent beschirmt.

Der Blick vom Gastzimmer also ist ein Labsal nach dem Schmutz und der Fadheit Honanfus, aber holder Zauber wird wach, wenn einer der vielen, fast südlich-lauen Winterabende kommt, wenn die Sterne paradieren und der Hof mit seinen Grottenstockwerken und den mächtigen Gewölben zu ebener Erde, gefüllt mit Gott sei Dank nicht wegtragbaren Schätzen, wie ein vergessenes Geheimnis sich in das Dunkel der Nacht verliert. Ich taste mich in die mittlere Grotte, stelle Kerzen zu Füßen der milde lächelnden Gottheiten und auf den wurmstichigen hölzernen Altartisch und genieße, wie man Musik für sich im eigenen Haus genießt. Eine Welle heiterer Schönheit flutet durch den Raum.

Er ist wie eine byzantinische Kapelle bis in die kleinsten Ecken der Wände und des Plafonds mit Ornamenten und Friesen verziert; am Deckenhimmel, um die Lotosblattrosette des Scheitels, schwingen sich musizierende Engel, halb Bajaderen, halb Hofdamen. Die Felder zwischen den zur Kuppel zügelnden Flammenarabesken der Heiligenscheine und die reich gegliederten Aureolen selbst geben neue Gelegenheit zu ornamentalem Spiel: Lotosblumen blühen zwischen Wolken-

und Flammenbändern empor und tragen weibliche Wesen, das Haupt vom Nimbus umstrahlt, die Hände zum Gebet erhoben. Diese holden Adorantinnen sind, wie ihr Gewand und der kunstvoll geordnete Haarputz erraten lassen, Hofdamen der T'ang-Zeit. Sakrales und Weltliches mischt sich, wie auf den Bildern der Quattrocentisten, naiv und fröhlich durcheinander. In den rotgrundierten Zwickeln wird in Reihen gebetet: hier schauen Büsten von Hofdamen und Mönchen, in flachem leichtgetönten Relief, wie von Emporen herunter. Dieser säulen- und pfeilerlose Raum verblüfft durch die straffe und kluge Gliederung seiner Architektur; da ist keine tote Stelle, kein verlegen zugeflicktes Eckchen. Buddha, Mönch und Bodhisattva stützen sich gegenseitig, die mächtigen Körper sanft vorgeneigt und der mählichen Wölbung angepaßt, in ihren tragenden Funktionen; wie ein unaufhaltsames Empor fließen Ranken, Wolken und Aureolenflammen hinauf zur Kuppel, die zierlichen nimbusumstrahlten Dämchen auf ihren Lotospetalen gleichsam mit sich ziehend, die gen Himmel zu entschweben scheinen. Die Gürtelketten der Gewänder, das weiche Rieseln ihrer Falten, Hände, die dozierend oder andächtig erhoben sind, der spitzblättrige Deckenfries betonen diese Aufwärtsbewegung, wachsen zusammen zu einem großen, gotisch-zwingenden Motiv.

Den Menschen der Wei- und T'ang-Zeit, des sechsten und siebenten Jahrhunderts, jenen, die sich in den Lung mên-Skulpturen aussprechen, kann der Buddhismus nicht eine Religion des Pessimismus, ihr Kern nicht bloße Daseinsverneinung gewesen sein. Sie half ihnen, den Tod zu überwinden, den ihre verfeinerte Sinnlichkeit wie eine tiefe sich niemals schließende Wunde empfinden mußte. Auf eine tausendmal gefragte Frage gab der Buddhismus ihnen Antwort; er deutete die Einzelexistenz als ein Tor vieler Tore, durch die man in selbstgewähltem Tempo zur Läuterung schritt, bis sich dem philosophisch entsagenden Geist, oder besser, dem Geist des vollendeten Menschen, die letzte Pforte zu der großen Stille auftat, in der das Ich, in der jeder Wunsch nach Wissen, Begier und Lust erloschen sind.

Menschen dieses Glaubens wurden zu Königen der Zeit. Er verjüngte sie, und sie dankten ihm durch Taten heiterer Frömmigkeit, auf denen ein Abglanz hellenischer Anmut zu liegen scheint. Diese Plastik ist Sinnenfreudigkeit, von einer sinnenfeindlichen Religion nur schwach gedämpft. Sie ist ganz und gar ein Kind ihrer Zeit, jener Zeit, als chinesische Fürstenhöfe Sammelpunkte feiner Geister waren. Drei aufeinanderfolgende Kaiser der Liang-Dynastie, die ein halbes Jahrhundert regierten, sind selbst Sterne erster Ordnung am Himmel der chinesischen Poesie. Li Tai-po darf sich auf kaiserlichen Sesseln rekeln, denn seine Lieder steigen wie schwerer süßer Weihrauch zum Himmel. Er intoniert Landschaften (man muß chinesische Gedichte hören!), indem er, gleichsam achtlos, über ein paar einfache Akkorde fährt; Sungmaler allein können diese Knappheit interpretieren. Die Menschenseele liegt in seinen Liedern, die unübersetzbar sind, bis zur Nacktheit bloß. Sie ist unbuddhaisch-durstig: wie lang noch dein, Gold und der Wein? fragt das bekannte Trinklied. (Di doman non c'e certezza, heißt es bei Lorenzo Magnifico.)

Die Kunst der Plastik, deren Blütezeit der der chinesischen Poesie voraufgeht, deutet das Unsinnliche sinnlich um: die weiblich weichen Körper steinerner Bodhisattvas aus der Wei-Zeit sind jungfrauenhaft knospende Geschöpfe oder vollblütige Frauen, die sich ihrer ganz irdischen Anmut zu schämen scheinen wie Botticellis Göttinnen. Sie sind keine in Plastik übersetzte Abstraktionen galliger Scholastiker, keine idealisierten Schemen; Gebilde von Künstlerhänden, unter deren Meißel das Fleisch aufblühte, sich zum Streicheln weich über zarte Knochen legte, als solle Liebreiz für den rechten Glauben werben. Es gelang ihm: Tempel, Klöster und Heiligenbilder erstanden in solcher Überzahl, daß konfuzianistische Eiferer im achten und neunten Jahrhundert, wie in Florenz die um Savonarola gescharten Heloten, Bilderstürmererlasse durchsetzten, daß Klöster mit ihren reichen Liegenschaften säkularisiert, ihre Insassen vertrieben und die Objekte der Anbetung zerstört wurden. (Niemals ist ein begabtes Volk roher mit seinem edelsten Kunstbesitz

umgegangen als die Chinesen, aus deren Händen Kunstwerke zu befreien geradezu ein Kulturverdienst bedeutet.) Von dem Glanz des Hoflebens zur T'ang-Zeit strahlt dem, der in Monumenten zu lesen weiß, der Wandschmuck der Ch'ien ch'i sze-Grotten viel zurück.

Lung mên ist gerade darum eine so freudige Überraschung, weil sich in den immerhin eng umzirkten buddhistischen Stoffkreis allerlei weltliche Vorwürfe eingeschlichen haben, die, wollten sie in reinem Ausklang mit ihrer Umgebung wirken, notwendigerweise ins Feierlich-Monumentale gesteigert werden mußten. Wer die mächtigen Prozessionsreliefs in der Mittelgrotte des Ch'ien ch'i sze betrachtet, bedauert immer wieder von neuem, daß der Buddhismus so viel plastisches Können aufgesogen, ja schließlich erstickt hat.

Die Reliefs sind freilich nicht alle gleichwertig. Die der Südostecke fallen, weil weniger straff komponiert, ein wenig auseinander; die Köpfe der Frauen, die hier in einer Fels- und Gebirgslandschaft ihre Andacht verrichten, wogen unruhig zwischen den kerzengerade gehaltenen Lotosattributen hin und her. Einzelne Gruppen sind indes köstlich, wie die der beiden majestätischen Frauen an der Spitze der Prozession, denen ein junges Mädchen in reichgefälteltem langärmeligen Gewand ein Weihrauchgefäß darreicht. Die Kostüme und der Haubenputz mit den beiden flügelartig abstehenden Bandschleifen zeigen, wie getreu die jetzt aus der Erde kommenden Grabfiguren der Wirklichkeit nachgebildet sind. Von der Stimmung der T'ang-Zeit vermitteln die Friese jedenfalls mehr als sämtliche Schätze des Shosoin in Nara.

Das untere Relief der Nordostecke ist nicht nur Kostüm- und Sittenbild, sondern ganz große, der edelsten griechischen gleichwertige Kunst, das Beste, was die Chinesen in dieser Art geleistet haben. Hofherren scharen sich um ihren Fürsten; Diener halten Baldachine und mächtige Palmwedel, die sehr kühn und sehr glücklich in den breiten schwarzgetönten Rahmen des Reliefs hineinschneiden. Sie sind zum Greifen plastisch und bringen eine höchst malerische Bewegung in die Gruppen. Die Köpfe sind in allen möglichsten Drehungen gezeigt, und wie Körper

Lang mein. Houan: Großes Prozessionsrelief
642 n. Chr.

und Gewand trotz komplizierter Fältelung sich klar vom Grunde loslösen, so ist aus den Köpfen, akzentuiert durch die hohen schwarzgetönten Kappen, ein sehr musikalisches Auf- und Abwogen heller und dunkler Massen und dabei eine Tiefenwirkung gewonnen, die dem Spiel des gedämpften Lichtes in dieser Grotte wundervoll vorarbeitet. Kein Grieche hätte die Flachheit des Reliefs glänzender meistern, das Volumen der Körper aus so geringem „Fleisch" weicher und runder herausholen können als der verschollene Autor dieses Reliefs.

Sind die Friese alle von einer Hand? Neben höchster Fertigkeit überrascht seltsam kindliche, wenn auch nicht reizlose Primitivität: in dem Relief der Männerprozession sind Bäume, Felsen und Palmen so naiv aufgetürmt und so brüsk konturiert wie bleigefaßte Glasmalereien. Die Haltung eines betend emporschwebenden Engels, der viel zu groß, ohne jede Verkürzung, gesehen ist, erinnert fatal an eine Schwimmpose, und für den unter messerklingenharten Palmen Knienden, einen behäbig dreinschauenden athletisch gebauten Herrn, sucht man vergeblich nach einer inneren Beziehung zur Komposition. Beide Gestalten sind bis auf Lendenschürze nackt. Eine Welt trennt diese Epoche chinesischer Bildnerei von den Schicklichkeitsbegriffen späterer Generationen. T'ang ist orientalisierte Antike.

Die beiden mächtigen Torwächter draußen zu beiden Seiten des Einganges könnten es aufs neue beweisen. Von einem klebt leider nur noch eine Art Schatten an der Wand. Vandalen oder Kunsthändler haben ihn herunterschlagen lassen. Aber der andere, wiewohl auch stark beschädigt, reckt sich, ein Antäos in Aktion, in muskelstraffender Rechtsdrehung zur Felswand hinauf; die rechte Hand fächerartig vor der Brust gespreizt, die linke, eine wahre Pranke, an der Hüfte, als hielte sie einen Keil oder ein Schwert. Mit der wilden Kraft des Umrisses kontrastiert seltsam die feine und weiche Fältelung des Gewandes, das in flachen, ganz griechischen Säumen lose wie wirklicher Stoff auf die wuchtig stilisierten Füße dieses Kolosses fällt, gegen den der berühmte Nio des Tofukuji in Japan fast wie ein Boudoirgott wirkt.

Griechisches findet, wer die Uferseiten des Y abschreitet, in mehr als einer der Grotten. Doch es ist nur ein zartes Häutchen, oft nur ein vager, flüchtig aufhuschender Reflex. Die ängstliche Anlehnung, die der frühbuddhistischen Plastik Indiens, den Gandhara-Skulpturen, einen peinlich-zwitterhaften Charakter geben, fehlt. Apollo, der Sonnengott, hatte den ersten Schöpfern des Buddhatypus zum Vorbilde gedient, und sie stellten den indischen Religionsstifter ganz unmönchisch, mit apollinisch vollem Gesicht, reichem, sorgfältig gewellten Haarschmuck und in weichfließendem, beide Schultern bedeckenden Gewande dar. Im besten Falle war dieser Gott von nichtssagender Schönheit. Wie die Lehre Buddhas umgedeutet wurde, so erfuhr auch sein Abbild eine Differenzierung. Wenn aber die Scholastik sich von der eigentlichen Lehre entfernte, so kam der Künstler, der das Wesen Buddhas und seiner Lehre auf eine möglichst knappe Formel zu bringen suchte, einem wirklichen Idealtypus immer näher. Und zwar scheinen Kolonialinder und Chinesen, durch örtlichen und zeitlichen Abstand zu größerer Phantasietätigkeit angespornt als die an den Schalen der Überlieferung haftenden Inder selbst, diese jedem Asiaten (und gebildeten Europäer) heute vertraute Gestalt, den Begriff des Buddha schlechtweg, recht eigentlich geschaffen oder doch bis zur Vollendung, ja bis zur gefährlichen Glätte an ihm gefeilt zu haben.

Die Bildhauer der Lung mên-Grotten, d. h. des sechsten und siebenten Jahrhunderts, stehen, mag Gleichförmigkeit der Vorwürfe auch flüchtiges Interesse schnell ermüden, uns darum so menschlich nahe, weil sie sich noch am Werke zeigen, den in Einzelzügen schwankenden Typ bis zu einer gewissen Allgemeingültigkeit abzurunden. Das sechste Jahrhundert, der Ausgang der Wei-Zeit, legt, wo es kann, weltliche Anmut in seine Buddhas und mehr noch in seine Bodhisattvas; es huldigt (ein gewagter Vergleich macht es vielleicht vorstellbarer) dem süßesten Marienkultus. Diese Marien, um im Bilde zu bleiben, sind ganz quattrocentistisch oder gar trecentistisch. Mädchenhafte Wesen, mit langem schlanken Kopf, spitzer Nase, feinen Lippen und hohem Hals; die sanft

Lung mén, Honan: Zentralbuddha der „Nord-Hallen-Grotte"
672—675 n. Chr.

abfallenden Schultern schön gerundet; der rechte Fuß aus dem Gewand heraustretend in flachem Relief an den Sockel gedrückt oder, dies ist vielleicht die schönste Haltung, beide Beine gekreuzt, während die fächerartig gerippten Falten des Gewandes mit ihren gewellten Säumen mehr, als für buddhistische Götter späterer Zeit schicklich befunden wird, vom Umriß des Körpers und vor allem der Beine, mädchenhaft magerer Beine, verraten.

Der vollere, augenscheinlich spätere Typ, hat ein derbes Knochengerüst, weniger zierliche Formen, das Gesicht ist runder, die Brust kräftig vorgewölbt. Von seiner Anmut hat aber besonders der Bodhisattva Avalokiteshvara wenig eingebüßt. Er ist fraulicher geworden, eine rechte Kuanyin, die Barmherzige, strahlend in indischem Schmuck, vermenschlicht durch chinesischen Geist. Sie lächelt. Ihr Oberkörper ist ein wenig zu schwer; die Arme berühren fast die Knie, denn sie sind weniger nach anatomischen Vorschriften als nach denen der Sutras geformt. In der erhobenen Rechten hält sie eine Lotosknospe; in der Linken einen Krug. Eine wundervolle Tiara schmückt ihr Haupt, und wie Hals- und Gürtelkette so erinnert das Spiel der Bänder und Schleier an die verhüllte Nacktheit der Bajaderen. Kleine feste Füße mit schön modellierten Zehen, Finger, die den Krug oder die Lotosblume sehr zierlich, fast ein wenig geziert fassen, der Körper kokett nach rechts gedreht, so daß die Hüfte wie in einer Tanzbewegung heraustritt, das ist mit ein paar Strichen das Kuanyin-Ideal der Wei-Bildhauer, die einen abstrakten Begriff in die liebenswürdigste, ja fast gefährlich liebreizende Leiblichkeit übertragen haben. In Lung mên wirkt er ein wenig massig; die Abmessungen scheinen für ihn zu groß.

Das siebente und achte Jahrhundert rundet weiter ab, glättet: T'ang, noch immer persönlich, steht doch schon auf der Grenzscheide zum Unpersönlichen, dort, wo allzu bewußte Schönheit beginnt. Die Kolossalplastiken jener bereits erwähnten Estrade, der „Neun Hallen-Grotte", bezeugen es, wie sie eine unerhörte technische Meisterschaft, der man sich beugen muß, erweisen. Sicherheit, nicht sehnsüchtiges Suchen,

führt den Meißel bei diesen Riesenwerken. (Die Masse des großen Buddha in der Mitte stehen auf einer Erinnerungstafel, aber sie sind in denen der T'ang-Zeit gegeben, mit dem Heiligenschein könnte er 13–15 Meter messen.) Er hockt auf einem von Devas getragenen schön gegliederten Sockel, die Arme fehlen, das Gewand, in große ruhige Falten gelegt, ist stark abgeblättert; der rundovale Kopf, auf kurzem Halse sitzend, bis ins kleinste fein durchgebildet, spiegelt alle Tugenden orientalischer Passivität wieder. (Übrigens wechselt er ja nach dem Standpunkt den Ausdruck, der also mit einem Wort schwer zu erschöpfen ist.) Mönche, Bodhisattvas und auch Devakönige ihm zur Seite, deren Element sonst die Unrast ist, haben teil an diesem feierlichen Rhythmus der Linien; selbst die Gewänder der muskulösen Torwächter bauschen sich in wohllautenden Kurven, die japanische Bildhauer der nächsten Jahrhunderte bis zur völligen Verflachung wiederholt haben. In den Nischen neben den Hauptfiguren stehen kleinere Buddhas; einzelne und ganze Gruppen, mit Ausnahme der Haltung schwach individualisiert, indisch-unpersönlich, doch vielleicht getreuere Verkörperer der großen Lehre als die menschennahen Götter der Wei-Zeit.

Das sind ein paar von den großen Dingen, aber man hat Lung mên nur halb genossen, wenn man sich nicht vor die Umrahmungen oder die Friese oder ein paar kleinere Reliefs in den Grotten setzt und sich erzählen läßt, wie hübsch man im sechsten und siebenten Jahrhundert fromm zu sein verstand. Ganze Wände voll werden erzählt, und wo ein Eckchen frei bleibt, wird flugs ein neues Nischchen mit dem fünftausendsten Gott darin angebracht oder eine Pagode in Flachrelief, in der die Himmlischen zu Paaren hocken. Am prächtigsten haben es die Wei-Buddhas: sie sitzen gleichsam in einer Proszeniumsloge, deren Grund wie eine Ledertapete mit den sich verbreiternden Bändern einer Flammen- und Ranken-Aureole oder kachelartig mit dem Tausend-Buddha-Motiv in flachstem Relief geschmückt ist. Süße Engel musizieren am Plafond. Säulen mit Lotoskapitälen fassen die Nischen ein, und darüber ist ein Vorhang zu strengen Falten gerafft, gesäumt von dicken Quasten, über

Lung mên, Honan: Priesterreliefs
7. Jahrh. n. Chr.

denen sich abermals hübsche Felder mit frommen Sinnbildern aufbauen, Flachreliefs mit einer ganzen Heerschau von andächtigen Menschenkindern und schließlich ein Spitzbogenfries, wie gestanzt mit Buddhas en miniature, mit Blumen, Ranken und Engeln. Seine Verwandtschaft mit dem berühmten Goldbronzebanner des Horyujiklosters, 1900 in Paris als einer der edelsten Kunstschätze des alten Japan ausgestellt und viel bewundert und beschrieben, überrascht: oder eigentlich gar nicht, denn beides ist chinesische Arbeit.

Neben diesen bühnenartig sich öffnenden Nischen, so verschwenderisch mit Ornamentik ganz textilen Charakters ausgestattet, finden sich eine Unzahl anderer, bemerkenswert hübscher Sächelchen: eine Prozession von acht Priestern, die in ihren langärmeligen Kutten mit dozierender Geste feierlich hintereinander herschreiten, oder jene andere frommer Frauen, von jungen Mädchen durch kleine Baldachine beschirmt, sylphidenhafter Wesen von der Schlankheit der Yoshiwara-Göttinnen Utamaros, die sie um eine oder zwei Kopflängen noch überragen. Diese Flachreliefs sind von einem seltsamen archaischen Wohlklang der Linie. Sie stammen aus dem sechsten Jahrhundert. Aus dem nächsten, der T'ang-Zeit, sind mir ein paar Proben ganz erschlossener Kunst im Gedächtnis, ein Fries von Frauen, kniend und stehend, gleichsam verkleidete Griechinnen, die opfern und beten, hinter denen man aber immer die Tanzbewegung der T'ang-Dämchen zu sehen glaubt, und zwei, drei kleine Reliefs kniender Mönche zarten Alters am Eingang der Löwengrotte, donatellohaft und so reizend, daß man lange davorsteht und grübelt, wie man eins davon wohl dem Orient entwenden könnte.

Leider aber bin ich, wenn auch mit vollem Schädel, so doch mit leeren Händen nach Honanfu zurückgekehrt, mit einem melancholischen Blick gen Süden, wo der Y sich silbern durch die Ebene schlängelt, wo Räuber in den Lößgrotten Bauersleuten auflauern, und wo ich Marmorgötter ahne, schön und reich wie Athena Parthenos, glühend in dem unnachahmlichen Feuer alten Goldes, bemalt mit Rot und Grün und Blau, von Jahrhunderten zu zauberhaftem Schmelz abgetönt.

Warum soll, was die Phantasie, durch das Verbot einer Reise gereizt, im Süden fast zur Sicherheit steigert, nicht auch im Westen oder Nordwesten vorhanden sein: unentdeckte Schätze nämlich? Wir teilen unseren knapp werdenden Proviant und lassen uns nicht abschrecken von den Beschreibungen der Herbergen, in die wir geraten werden. „Sie können die Sterne durchs Dach fallen sehen", sagt ein Vielgereister, „selbst für einen Chinesen ist die Nacht in der Herberge eine Strafe". „Europäer sind unerwünscht. Sie machen zu viel Umstände. Neulich brummte ein Gastwirt, der nicht einmal Tee lieferte, über die Verweichlichung der Zeit: früher hätte sich alles mit einem gemeinsamen Raum begnügt, heute wollten nur drei oder vier Menschen in einem Raume schlafen". Ein anderer erzählt gargantuahafte Sachen, wie er einmal durstig gewesen sei und auf seine Frage nach Wasser der Herbergsvater auf einen Trog gewiesen habe, wo Häcksel schwamm und eine gewisse Sorte Unrat — doch die Fortsetzung ist allzusehr Rabelais. „Wenn Sie im Sommer reisen", mischt sich ein vierter ein, „wird Sie nichts mehr erstaunen als die Geschicklichkeit chinesischer Wanzen. Sie klettern die Wände entlang, bis zur Mitte der Decke, und lassen sich dann mit einem kühnen Schwung aufs Bett fallen".

Ich bedanke mich, sage adieu und sitze am nächsten Morgen auf einem mit Baumaterialien beladenen Zug, dem einzigen, der vorläufig von der Ausgangsstation Loyang nach Tie men fährt. Die Visitenkarte des Chefingenieurs von Honanfu wirkt Wunder; auf dem nagelneuen Bahnhof von Loyang werden mir sogar die von einer deutschen Firma installierten Maschinenhallen gezeigt. Bahnhofspolizei mit wattierten Hosen von artigstem Gefälle macht mit dem Knüttel Platz für mich und mein Gefolge und reicht mir frischen Tee. Ich sitze zwischen Schienen, Balken und Fässern, zwischen Bauern und Kulis, die man, um die Eisenbahn populär zu machen, umsonst auf diesem Lastzug befördert. Sie werden mit dem Knüttel vor allzu großen Unvorsichtigkeiten bewahrt, aber alle drei Tage, so erzählt man mit Seelenruhe, wird der eine oder der andere doch totgefahren.

Kuanyin
Anfang des 6. Jahrh. n. Chr.

Die Lößlandschaft um Hsin an hsien, wo Balken abgeladen werden, ist selbst an diesem Wintertag nicht ohne Reiz mit ihren Hohlwegen, mit ihren burg- und pagodenartigen Bergkegeln, aber das Amüsanteste sind die Menschen, die zum ersten Mal eine Lokomotive erblicken. Ihr Führer hat viel Humor; wenn eine besonders verblüffte Gruppe naht, öffnet er das Dampfventil, und Männer, Frauen und Kinder stürzen unter dem Gejohle der Passagiere davon, Esel werfen ihre Reiter ab und jagen querfeldein, bis sie außer Gehörsweite sind.

In Tie men steht noch kein Bahnhofsgebäude, die Schienenstränge hören hier auf. Eine halbe Stunde verstreicht, ehe wir ein Dutzend Kulis für unsere elende sachsengängerhafte Bagage auftreiben; für die „eleganteren" Ankömmlinge, Herren in himbeerroten Friesmänteln ohne Ärmel (auf der ganzen Erde gibt es nichts dergleichen!) stehen Karren bereit.

Es geht über die Steine eines Bächleins in die Stadt, deren Mittelalterlichkeit einem das Herz einschnürt, die Hauptstraße entlang, wo zwei Herbergsväter uns mit runden Gesten in ihre „niedrige Hütte" einladen. Auf dem Hofe spielen Hunde, Schweine, Hühner friedlich miteinander, Maulesel sind vor den Gastzimmern angebunden, in jeder Ecke sind meterhohe Kehrichthaufen aufgetürmt. Das „Gastzimmer" ist ein leerer Stall, der Himmel blickt durch die Bohlendecke, die Papiertür und sämtliche Papierfenster sind zerrissen und namenlos schmutzig. Mein Petroleumofen ist zu klein, um diese lecke Scheune zu heizen. Die übrigen Räume bestehen aus Lehmwänden mit Lehmk'angs; hier schlafen für etwa zehn Cent arme Handelsleute oder Baumwollkärrner, die sich den K'ang mit der schlechten chinesischen Kohle heizen und, wo wir ersticken würden vom Kohlenoxyd, munter und rotbäckig erwachen nach wahrhaft tierischem Schlaf. Mir fällt die Visitenkarte des Chefingenieurs ein; sie muß uns ein andere Unterkunft erwirken. Wir irren durch das Städtchen; ob sich denn alle Chinesen mit solchen Hundehütten von Herbergen zufrieden gäben, frage ich unterwegs meinen Dolmetscher. „Große Herren", erwidert er, „schicken ihre

Diener voraus, die ein Zimmer notdürftig herrichten, und die Gastwirte erhalten so ihre Reparaturen umsonst. Beamte steigen bei Freunden oder im Yamên ab. Selbst wenn ein Herbergsvater sein Haus in anständigeren Zustand versetzte; in ein paar Tagen sähe alles wieder wie vordem aus. Niemand behandelt rücksichtsvoll, was ihm nicht gehört; wenn der Gast sich den Mund ausspült (und er tuts nach jeder Mahlzeit), spritzt er das Wasser an Wände, Fenster und Decken". Die verstorbene Kaiserin-Witwe, die, unähnlich darin sehr vielen Mandschu-Großen, Sauberkeit ungemein schätzte, hat auf ihrer Flucht nach Hsi an fu die auf unbeschreiblich niedrigem Niveau stehenden Wohnungsverhältnisse ihrer Untertanen selbst kennen gelernt; als sie wieder in ihren sandelholzduftenden Gemächern saß, begann sie sofort zu reformieren. Doch die Verlumptheit eines Jahrhunderts läßt sich nicht durch ein paar Erlasse ausflicken.

Das Glück ist uns hold, es gibt eine Art Bahnverwaltungsgebäude in Tie men, und man erlaubt uns, in einem mit Decke und Glasfenstern versehenen Zimmer zu übernachten. Ich packe die Visitenkarte des Oberingenieurs wie einen Tausendmarkschein vorsichtig in meine Geldtasche zurück: zwei Inspektoren machen uns ihre Aufwartung, schicken Kuchen mit blauem und rotem Zuckerguß, bitten uns zum Abendessen; wir danken eilig, denn von der Küche her zieht der Duft gebratener Butter meines Kochs. Man fragt uns, höflich wie man ist, bis aufs Hemde aus, ich verbeuge mich, ich lächle, ich mache schwungvolle Gesten wie ein Süditaliener, komplimentiere meine Wirte hinaus und herein und sinke endlich, einem Kräfteverfall nahe, über K'ung fu tze fluchend, wie ein Sack auf einen Stuhl, um zu essen, zu schweigen und ein paar Stunden nicht höflich zu grinsen. Ich werde zu Hause den verfeinerten Ton eines Berliner Droschkenkutschers genießen wie der König von Württemberg Schützenwurst.

Ein hübscher Spaziergang über wohlgepflegte Felder an schlafenden Gehöften vorbei führt zum Wang chiao tung-Tempel, von dem man wie auf einem Sungbilde hinunterblickt in eine Schlucht, durch die ein

Lung mén, Honan: Kleinere Nischen
6. Jahrh. n. Chr.

Wasser silbern über bemooste Felsen hüpft. Schöne weitverzweigte Bäume beschatten die Tempelhöfe, und Inschriftentafeln ehrwürdigen Alters, bis in die Yüan-Zeit zurückreichend, erquicken das Auge des chinesischen Archäologen. Die buntbemalten Figürchen, die auf den Tempelaltären prangen, künstlerisch reizlos wie die späte taoistische Kunst zu sein pflegt, veranschaulichen Personen einer entzückenden Legende, der der Tempel seinen Ursprung verdankt. Auf dieser Höhe, unter dem Dach der mächtigen Bäume, sah der Reisigsammler Wang einst zwei weißbärtige Herren sitzen. Sie spielten Schach. Plötzlich fällt ein Pfirsichkern herunter, den einer der Alten ausgespien hatte. Der hungrige Wang steckt ihn in den Mund. Er geht nach Hause, aber erkennt weder seine Hütte noch deren Bewohner. Niemand weiß von ihm. Verwundert kehrt er zur Schlucht zurück, die beiden Alten spielen noch immer Schach. Er fleht sie an, ihnen folgen zu dürfen; sie nehmen ihn mit. Sein Körper verwandelt sich in eine Feuersäule, doch sein Geist wird aufgenommen in die Schar der Genien.

Taoistisches erzählt einer der Diener unserer freundlichen Wirte. In Mu chu chai, fünf Li von Tie men, gäbe es einen Berg. Dort seien irgendwo kostbare Objekte, Opfertiere aus Gold, vergraben, und bei trübem Wetter sähe man deutlich, wie sie sich auf dem Kamm der Hügel bewegten. Er nennt uns die Richtung gen Mu chu chai, und wir brechen spät am Nachmittag ohne Führung auf. Die Sonne heizt, wir gehen schnell, vorbei an den hoch aufgeschütteten Bahndämmen, durch vier, fünf Dörfer, wo alle, die wir fragen, von den Schätzen wissen wollen. Die Landschaft wird südlich, bewaldete Hänge mit verlassenen Tempeln, die meine Neugierde reizen, türmen sich auf wie eine Wand, fünf Li sind längst vorbei, und wir sterben vor Durst. Nirgendwo gibt es Tee. Wir gehen in einer Art langsamen Dauerlaufs, und als es dämmert, nähern wir uns einem Berg, hinter dem Mu chu chai liegen soll. Er ist kahl, der Himmel leuchtet von Klarheit, kein goldener Stier ist zu sehen. Ein Farmer zuckt auf unsere Fragen lächelnd die Achseln: ihm sei nichts bekannt von kostbaren Objekten. Es wird

dunkel, wir kehren um, mein chinesischer Freund, von meiner taoistischen Narrheit angesteckte, grämt sich, wie ich mich darüber, daß wir umgekehrt sind.

Der nächste große Ort, sechzig Li von Tie men, heißt Mien ch'ih hsien. Dort schachtet man für die dereinst durch Shansi bis nach Kansu führende Eisenbahn aus. Werde ich das Glück haben, Götter oder Tänzerinnen aus der Erde steigen zu sehen? Wir überblicken bekümmert unsere Vorräte, träumen von unserer gestohlenen Konservenkiste und beugen dem Hungertode durch ein paar Dutzend vorausgebratener Brisoletten aus Schweinefleisch vor. Davon haben wir uns schon in Tie men genährt.

Dörfer, Hohlwege, kein Baum, kein Strauch, schneidender Nord, der einem Eis in die Ärmel gießt, gutmütige zu Halbtieren herabgesunkene Menschen, die in ihren Lößgrottenwohnungen sich um ein Feuer zusammendrängen, die baumwollbepackte Karren tagaus tagein vor sich herschieben, Kapellen, halb Rasthäuser, halb Domizile für bäurisch aufgeputzte Gottheiten, freistehende Tore, einem Mädchen vom Präfekten gesetzt, das seinen Bräutigam verlor und dennoch der künftigen Schwiegermutter treu diente, oder einem im Kampf mit Räubern gefallenen Tapfern, einem Herrn, der das höchste Examen summa cum laude bestanden hat, so geht es stundenlang. Ich liege im Halbschlaf auf dem schütternden Maultierkarren. In einem Hohlweg begegnen wir einer kleinen Karawane: alles blickt schmutzig, apathisch, übernächtig drein. Woher? Aus Shansi. Es ist die Familie eines Divisionsgenerals. Sie reisen schon wochenlang und passen in diese Hagar-Ismael-Stimmung. Mein Koch ist verzweifelt: es gibt keinen Tee, keine Eier, keinen Reis, kein Geflügel; wenn man sich ein paar Stunden geduldet, vielleich Ziegenfleisch.

Wir versuchen ein paar Khaki; sie sind bitter. Ich sauge die letzten Tropfen ungemischten Whiskys aus dem Flaschenhals. Meinem chinesischen Freunde und Dolmetscher, der gutgelaunt mit mir friert und hungert, erzähle ich mittlerweile von unserer Art zu kochen, gut zu

Lung mên, Honan: Grottenteile
6. und 7. Jahrh. n. Chr.

essen. Hasenbraten, rhythmisch gespickt, mit einer fetten Sahnensauce. Das gäbe es nur in Deutschland. Und auch nur in Familien, niemals im Gasthaus. Es sei rein äußerlich eine so leckere Sache, daß man die Form des gespickten Hasenbratens für Marzipankonfitüren benutze. Als Kind hätte ich besonders die Läufe geliebt, das Fleisch ginge in ganzen Schalen herunter. Gänsebraten sei eigentlich zu fett, man zöge in England nicht ohne Grund Truthahn vor, aber wenn die Gans zart sei, mit Äpfeln gefüllt, ganz linde nach Beifuß schmecke, schätze man sie von China aus sehr. Ob er je von speckumwickelten Kapaunen gehörte habe? Braten müsse in ganzen Stücken auf den Tisch kommen, im eigenen Fett des Tieres geschmort, mit kastanienbrauner Kruste. Rinderschmorbraten zeige geschnitten eine ganz lockere Struktur etwa wie Brotpudding. Rebhühner, Schnepfen, Wachteln, nein, daran dächte ich nicht, eine mit Liebe zubereitete Quantität hätte ich im Sinn, und wenn es edles Wild sein müßte, dann schon ein ganzer Rehziemer, natürlich in Sahnensauce, Rehbraten mit kaum merklichem Hautgout. (Was alles ich vierzehn Tage später bei Wells, Marriage, wiederfinde, wo man auf Labrador davon träumt, wie ich in der Südwestecke Honans. Man denkt nichts mehr allein).

In einem erbärmlichen Rasthause, wo dünne Reissuppe als einzige Nahrung im Kessel brodelt, packt mein Koch seine Schweinsbrisoletten aus. Wir haben noch eine Spargelbüchse übrig, die wir leeren; nach der Blechbüchse strecken sich zwei Dutzend Hände aus. Das ganze Dorf versammelt sich um uns, sieht uns gierig in den Mund. Wer ein paar Kupfercash besitzt, kauft sich eine oder zwei süße Kartoffeln und schlingt sie mit der Haut herunter oder halb gebackenes Brot, das im Magen wie ein Riesenpfannkuchen aufgehen muß. Die Armut ist beklemmend.

Nachmittags werden die Bahnaufschüttungen sichtbar, ich springe vom Karren, sehe den Arbeitern zu, ergebnislos natürlich, denn die Götter haben nicht gerade auf mich und diesen Tag gewartet. In Mien ch'ih hsien (schön wie München-Gladbach), nach einem schnellen Blick auf

die Herbergen, fahren wir direkt zum Büro der Eisenbahnverwaltung, wo man uns trotz der vorgezeigten Visitenkarte zwei Stunden warten läßt. Dann erscheinen zwei chinesische Ingenieure, die, wie sie sagen, die Eisenbahn ohne jede europäische Oberaufsicht bauen; sie sprechen recht gut Englisch, weisen mir ein Zimmer an, und um zehn Uhr abends, nach einem mißglückten Versuch, übelriechenden und zähen Hammelbraten genießbar zu machen, sitzen wir zitternd vor Frost das fünfte Mal vor einem aufgewärmten Schweinsbrisolett.

Ob er nichts in der Erde fände, frage ich den Ingenieur am nächsten Morgen. Dort, eine Vase (aus der Han-Zeit, sie steht auf dem Spind und ist sorgfältig von ihrer irisierenden Patina gereinigt). Alle Monate komme wohl einmal etwas heraus, aber zur Zeit sprenge man Berge mit Dynamit, und da sei schwerlich etwas zu erwarten. Und mein Koch stürzt schreckensbleich herein: es gibt nur Ziegenfleisch hier! Keine Eier? Nichts.

Ein Glas Burgunder ist noch übrig, etwas Tee und ein paar Schweinsbrisoletten. Wir treten einen napoleonischen Rückzug an, sind schmutzig wie Tiere und träumen von heißen Bädern und Entenlebern à la Pienifang. Staubstürme, die die Sonne verfinstern, blasen hinter uns her.

Der Lo ho, der sich ein wenig nördlich von Kung hsien in den Huangho ergießt, hat ein Drittel dieser armen kleinen Stadt unter Wasser gesetzt. Sie hat eine Mauer, wie fast jeder chinesische Ort, vier Tore und ein paar Tempel, deren Idole sich vor Altersschwäche kaum noch auf den morschen Beinen halten. Die Höfe sind gefrorene Tümpel; die Hallen selbst von Priestern verlassen. Aus dem herrlichen Türkisblau des Fayencedaches, aus seinem reichverzierten First wächst eine ganze Prärie; selbst K'ung fu tze verliert seine Autorität, wo der Magen knurrt. Das schwarze Schwein beherrscht das Straßenbild, es grunzt seelenvergnügt über so viel komplizierten Unrat, zieht durch die bekoteten Rüssel dankbar die verpestete Luft ein, die wie zäher Gifthauch

Lung mên, Honan: Arhatgrotte (Ostseite des Defilees)
7. Jahrh. n. Chr.

über dieser Schlammstadt hängt. In den Teichen, auf denen schmutzige Entenmütter ihre Familien spazieren führen, stehen Männer in Ölpapierhosen, Lotoswurzeln umsetzend oder Samenkapseln zertretend, bis zum Bauch im Wasser, bei drei, vier Grad Wärme. Hier ist die Lotospflanze keine Blume, deren Form, Farbe und Duft Maler und Dichter stimulieren, sondern ein Gemüse.

Die Vorstadt, die, mauerlos, durch schluchtartige Lößwege von dem Bahnhof getrennt ist, dem sie ihre Entstehung verdankt, macht einen freundlicheren und wohlhabenderen Eindruck. Freilich auch nur den eines Ortes ohne die geringsten intellektuellen Bedürfnisse. Kulturlos, wie sich so viele Niederlassungen Amerikas (wo allein ich auf ähnliche geistige Stumpfheit gestoßen bin) dem Auge des Europäers darstellen, sorgen sie doch für den Schein; oder Carnegie sorgt für ihn. An einen Menschen aber zu denken, der hier läse, dozierte, selbst politisierte, wäre eine Farce. Ch'ien lung, ein Monarch, dem glückte, was Deutschlands letzter Kaiser anstrebte, der die Grenzen seines Landes zu dem heutigen Riesenreich erweiterte, der seine Heereszüge von französischen Graveuren in Kupfer stechen ließ, der, reisend, überall selbst nach dem Rechten sah, der dichtete, deklamierte, malte, sammelte, baute, Klassiker kommentierte und Enzyklopädien herausgeben ließ, der Künstlerwerkstätten ausgedehnteren Umfanges unterhielt als japanische Shogune und Daimyos, er ist kaum ein Jahrhundert tot. Der Kräfteverfall dieser zu jeder Leistung befähigten Nation muß in einem schwindelerregenden Zeitmaß vor sich gegangen sein, der kaum ein Seitenstück hat.

Wir wohnen diesmal aus Furcht vor Herbergen in einem Eßhause. Die Atmosphäre liest man besser auf gewissen Seiten des Don Quichote nach oder bei Petron, nur daß hier die sexuelle Würze fehlt. Dafür trinkt man ebenso tapfer, und während man mit der Wut, mit der ein Pferd über den Hafer in der Krippe herfällt, sich die Speisen in den Mund schaufelt, hörbar verdauend, übt man sich mit vollen Backen im Kretinwitz. Sind aber die Eßstäbe beiseite gelegt, verstummt

jeder weitere Konversationsversuch; das Morraspiel beginnt. Das geht viertelstundenlang, Schlag auf Schlag knattern die Zahlen aus den Mündern, wie zu einer Kette taktrecht gedehnter und verkürzter Töne schließt sich der aufgeregte Singsang zusammen, um jäh wie ein Hammerschlag abzubrechen. Reich und Arm huldigt dieser geistvollen Beschäftigung, die, der Menge des genossenen Alkohols entsprechend, von Stunde zu Stunde melodiösere Formen annimmt. Die Beleuchtung ist eine Kerze aus Hammelfett, das Mobiliar, ein Tisch mit vier schiefen Beinen und ein paar Schemel; in der Ecke des Zimmers steht ein Sarg, der nicht weiter stört. Hinter dem Gastzimmer grunzen schwarze Schweine, die den frischesten Kehricht mit unverwüstlicher Laune vertilgen. Die Speisen selbst brodeln, zischen und duften in dem nach der Straße zu offenen Laden in Pfannen und Schüsseln: geschnittene Kohlstrünke, Lotoswurzeln, Mohrrüben- und Kohlsalat, Blätter aus Bohnenmehl gebacken, Bohnenkäse, Hammel, Enten, Hühner und geronnenes Hühnerblut, das mit anderen Speisen gemengt roh genossen wird. Backwerk, Zwiebeln, Knoblauch, die einem gesunden Chinesenkörper sein würziges Aroma geben, halten umherziehende Händler auf der Straße feil.

Eine Welt vergessener Schönheit, stiller Größe aber tut sich auf, wenn man das alte mauerumgürtete Kung hsien links läßt und querfeldein, in nordwestlicher Richtung dem Höhenzug entgegenschreitet, der die Grotten und Felsenskulpturen des Shih k'u sze Tempels birgt. Es sind fünf Grotten, drei davon liegen außerhalb des eigentlichen Tempelbezirks, den die beispiellose Ignoranz zweier Priester hütet. Neben den westlicheren wachsen ein paar Buddhas aus dem Gestein heraus, einfache, aber höchst liebenswürdige Monumente des sechsten Jahrhunderts. Typisch Wei sind die hochgezogenen Brauen mit den großen Augenhöhlen, das gesenkte Auge, der lange Hals, die Tiaraschleifen mit ihrer pomponartigen Verlängerung am Ärmel. Das Gewand liegt dünn am Körper an und schlägt steife flache Falten. Vischers Freude an Masaccio möchte man auch auf diese Skulpturen

Kung hsien, Honan: Shih k'u sze, Westgrotte, äußere Wand (Teilansicht)
6. Jahrh. n. Chr.

beziehen: „wie eigen rührt die holde Unreife, die liebenswürdige Anmut des Nochnichtkönnens! Sie hilft ja den geschlossenen Kern der Innigkeit streng bewahren, daß er in der entbundenen Form nicht verdunste."

In den Grotten selbst haben Vandalen und die Zeit arg gewüstet. Kaum eine alte Skulptur verläßt China ohne zerschlagene Nase. Sie fehlt auch hier, ganz oder in Stücken, und viele Köpfe sind zudem noch in anderem Material restauriert. Dafür wird man durch Reliefs entschädigt, im Motiv verwandt denen der Hauptgrotte des Ch'ien ch'i sze-Tempels zu Lung mên, Prozessionen von Männern und Frauen darstellend in den bauschigen Gewändern der T'ang-Zeit, denen Diener und Dienerinnen, rührend naiv charakterisiert durch die kleinere Statur, Baldachine, Fächer und andere Abzeichen der Würde nachtragen. Kampfszenen beschwingter Höllenwesen, mit Tierkopf, Menschenleib und Pferdefüßen, schließen diese in feierlichen Vertikalen sich abrollenden Prozessionsfriese nach unten etwas unruhig ab. Als Einzelheit aber sind sie ein Wunder an Kraft und zündender Bewegtheit. Unter einer anderen Wand, mit Nischenreihen kleiner Buddhas (dem Tausend-Buddha-Motiv) geschmückt, zieht sich ein Fries von Musikantinnen und Tänzerinnen hin, in dem die verschüttete Welt des T'ang-Zeitalters, seine vom Buddhismus kaum gebändigte Daseinsfreude, sein ganz griechisches Ergötzen an holder Körperrhythmik strahlend zum Vorschein kommt.

In der Eckennische einer der Hauptgrotten, wo sich, in giottohafter Steifheit und Treuherzigkeit, die Oberkörper der Lieblingsschüler Buddhas über den ins Nirwana eingehenden Meister neigen, ist ein Kopf lose auf einen Bodhisattva-Körper gelegt, der seinen eigenen verloren hat. Diebsgelüste, die man vortrefflich moralisch bemänteln kann in einem Lande, das seine Kunstschätze von einer natürlich ganz selbstlos interessierten archäologischen Gesellschaft Amerikas registrieren und beschützen läßt, werden rege. Ich hebe den Kopf ab, und während ich ihn neige, erwachen Augen, verschämt geschlossen, Wangen, vom

Schatten zart gerundet, der kleine Mund mit den nach oben gezogenen Winkeln zu wundervollem Leben. Er ist aus dem sechsten Jahrhundert, kein tiefes und erregendes oder ungewöhnliches Werk, aber die holdeste Erinnerung an diesen Tag.

Die Priester wohnen in einer Lößgrotte, wo es gemütlich ist wie in einem deutschen Försterhause. Wir bereiten uns den mitgebrachten Tee. Während ich an Cakes kaue, beginnt mein chinesischer Freund eine Unterhaltung über die Geschichte der Grotten. Sie stockt bald und wendet sich dann einem anderen Thema zu: Peking. Er weiß natürlich nichts, wende ich ein, und mein chinesischer Freund nickt. Absolute Ignoranten, vollkommen verblödet von der Einsamkeit, fügt er hinzu. Plötzlich lacht er hell auf. Eine Katze hat geschnurrt, und der eine der Priester, der dienende Bruder, hat ihn gefragt, „ob er wisse, was eine Katze ist." „Hören Sie," rufe ich, „das ist ärger als Kretinismus. Ich habe da einen Kopf gesehen, den ich mitnehmen möchte. Vorhin schwankte ich, ob ich's tun sollte. Diese unerhörte Dummheit muß bestraft werden. Bitten Sie den Priester, ohne einen Grund zu nennen, um eine Anzahl Papierbogen. Ich habe nichts, um ihn einzuwickeln. In die Hand kann ich ihn nicht nehmen. Seien wir schamlos."

Gesagt, getan. Wir nehmen das Papier, legen ein paar Kupferstücke auf den Tisch, ich gehe zur Grotte zurück, wickele den Kopf in das Papier und knöpfe ihn unter den Mantel. Der Priester steht zwanzig Schritte von uns entfernt und sieht mich mit einer kolossalen Wucherung am rechten Hüftknochen von dannen gehen. Ich ächze unter der Schwere, aber ich kann die Last nicht wechseln, und jeden Augenblick kommen Bauern entlang, die mich neugierig anstarren. Wir lassen uns über den Lo ho setzen, ich mache vom Boot aus, mit dem Knoten an der Hüfte, eine Momentaufnahme, denn eine herrliche Dschunke mit malerisch geflicktem kaffeebraunen Segel huscht gerade vorbei. Und dann bleibe ich auf den Feldern stehen, um mir den Sonnenuntergang anzuschauen, den ich als Vorwand benutze, um Atem zu schöpfen.

Kung hsien, Honan
Reliefs der Hauptgrotte des Shih k'u sze
6. Jahrh. n. Chr.

Acht Tage lang habe ich an einem wunden Hüftknochen gelitten, so daß ich auf der linken Seite schlafen mußte, wo man von Räubern und Dieben träumt.

Zwei Stunden durch Lößschluchten, hügelauf und -ab, stimmen erwartungsvoll. Diesmal geht es südwestlich, die Sonne strahlt wie gewöhnlich (Nordchina hat ein göttliches Klima), ich sitze auf einem zottigen Pferdchen mit Holzsattel, der Galopp und scharfen Trab fast verbietet. Frauen begegnen uns, die ebenso reisen: sie sitzen nach Männerart im Sattel und lassen die Kuhfüßchen hängen. Jede ist wie eine Vorstadtbrettldiva bemalt und sorgfältig frisiert, selten fehlen die Papierblumen im Haar. Von weitem sehen diese farbigen Damen aus wie Kroatinnen, die soeben aus Spanien heimgekehrt sind.

Wir klettern aus dem Hohlweg aufs Feld. In der weiten, gelben Ebene, die von sanften Höhenzügen eingeschlossen wird, steigen Grabhügel auf und Alleen verwitterter Steinfiguren. Sie fassen zwei imposante Tumuli ein: die Gräber der Sungkaiser Yen tsung (1023–1063) und Hui tsung (regierte 1101–25). Den Manen Yen tsungs wird alljährlich von Abgesandten der Regierung Ehrerbietung bezeugt, Kaiser Hui tsung aber übergeht man. Er war der letzte Herrscher der Sung-Dynastie und starb 1135 als Gefangener der Nü chên-Tataren. In den Annalen chinesischer Malerei ist Hui tsungs Name mit Goldfäden eingewirkt, aber dieser Fürst, ein Kulturgourmet von seltenem Appetit, war kein Feldherr wie Ch'ien lung, der seine medizeischen Neigungen teilte. Hui tsung gründete die kaiserliche Malakademie, in der den Malern eines poetischen Gedankens der Vorzug gegeben wurde vor den Abschilderern gemeiner Wirklichkeit (man mag das bei Giles, Chinese Pictorial Art nachlesen), er ließ wie Ch'ien lung einen Katalog seiner Sammlungen anfertigen, und noch heute ist das Hsüan ho hua p'u, 231 Malernamen enthaltend und 6192 Gemälde, sämtlich aus kaiserlichem Besitz, anführend, eine der Hauptquellen chinesischer Kunstliteratur. Hui tsung malte selbst. Seine Bilder weißer Falken mit fast

ätherischem Pinsel auf das feine Raster der Sung-Seide hingesetzt, stehen so hoch in jahrhundertelanger Schätzung, daß noch heute Kopien aller Zeiten Gläubigen und Ungläubigen angeboten werden, denen weder die kaiserliche Signatur noch der Palaststempel fehlt.

Ackerfurchen reichen bis an sein Grab, und mehr als einen der Feldherrn und Minister, die dem toten Kaiser in effigie die Wacht halten, sieht man nicht wieder aufgerichtet oder zur Hälfte in den respektlos bebauten Boden gesunken. In besserem Zustande und mit reicherem Geleit an Mandarinen, an Elefanten, Löwen, Pferden, Widdern, Tigern, weiträumiger angelegt, weil die Dynastie noch das Ruder führt, ist Kaiser Yen tsungs Grab.

Beide Anlagen gehen auf ein Grundschema zurück; kleinere Hügel, die Tore versinnbildlichen könnten, erheben sich beiderseits zu Füßen des eigentlichen nach Süden orientierten Grabhügels. Menschen- und Tierfiguren und Stelen mit Fabelvögeln in Flachrelief folgen in derselben Achse; diese Geisterallee wird abgeschlossen durch freistehende Säulen oder abermals durch zwei kleinere Hügel. Die Nordsüdachse ist bei den Kaisergräbern der Ming- und Ch'ing-Dynastien schärfer betont, ja auch Bergkegel sind in sie einbezogen, die hier im Norden (die westlichen Hügel liegen zu fern) nur in sehr vagem Zusammenhang mit den Gräbern gebracht werden können.

Dafür ist die Plastik abwechslungsreicher. Es sind freilich keine großen Kunstwerke, diese steif stilisierten Tiere auf zu kurzen oder zu dicken Beinen, diese Mandarine mit ihren abfallenden Schultern, den krampfig um die Insignien gelegten Händen mit den verzeichneten Fingern, den geraden und flachen Falten der weitärmeligen Gewänder, und man täte unrecht, nach solchen Proben auf das Vermögen der Sung-Bildhauer zu schließen. Ihr treuherziger Archaismus ist handwerkerliche Verlegenheit. Die Zeit, die die Steine hat verwittern lassen und alle diese Abbilder irdischer Macht mit einer warmen Patina von dunklem Schiefergrau überhauchte, hat allzugroße Härten der Modellierung milde ausgeglichen: wenn die Sonne dann in bleichem Gelb

Sung-Gräber, Ostseite
(s. w. Kung hsien, Honan.)

durch Wolkenzüge dringt und ihre schrägen Strahlen diese weite schweigende Ebene treffen, wachsen Menschen und Tiere zu eindringlicherem Umriß, und die Geisterallee wird ein wahrhaft gespenstisches Grabgeleit.

Einzeln, außerhalb der Reihe, stehen sich, zu Füßen des Tumulus, noch einmal zwei steinerne Minister gegenüber, Bevorzugte augenscheinlich des abgeschiedenen Monarchen; wie diese beiden Vertikalen gegen den spitzen Winkel des sanft ansteigenden Grabhügels gesetzt sind, doppelt umrißhart in dem fahlen Nachmittagslicht, das ist eins der Meisterstückchen chinesischer Architektur.

JAGD AUF GÖTTER

ICH bin das zweite Mal in Ichou.

Ichou muß jeder Tourist gesehen haben. Denn hier befinden sich Kaisergräber der letzten Dynastie (Hsiling), angelegt in einem Maßstabe, daß man glauben möchte, China hätte lediglich für sein Herrscherhaus existiert. Yung ch'êngs Grab (das ist ein Name, bei dem das Herz des Porzellansammlers höher schlägt) zeigt den monumentalen Baugedanken höchst zugänglichen Sinn der Chinesen, die hier aus einem Naturpark ein Mausoleum freiesten Stiles geschaffen haben, in besonders günstigem Lichte. Chinas Architektur sei ohne Monumentalität, heißt es in den Kunsthandbüchern. Ihre Kompilatoren urteilen nach Ausschnitten. Nicht sehr viel später, als Poeppelmann in Dresden den Zwinger schuf, entstanden im Norden Chinas die Riesenanlagen des Yüan ming yüan, des chinesischen Versailles, die Tungling- und Hsiling-Mausoleen, die Marmorterrassen des gelben Tempels und des Pi yün sze bei Peking, deren Monumentalität nicht an den Proportionen einer gotischen Kirche, sondern an denen eines antiken Tempels gemessen werden sollte. In Nikko, wo man dem bekannten japanischen Spruche nach erst die wahre Bedeutung des Wortes „kekko" (herrlich) erfaßt, hat sich im Rokoko-Jahrhundert das Tokugawa-Herrscherhaus Grabstätten errichtet. Ihr lauter Prunk und zuckerbäckerhafter Ornamentschwulst sticht von der Einfachheit, der Besonnenheit gleichzeitiger chinesischer Architekturanlagen dieser Gattung eigentümlich ab.

Wer nach Ichou kommt, quartiert sich artigerweise beim Mandarin ein, der dann für sachkundige Führung durch die Mausoleen sorgt. Ich

klappe den Pelzkragen hoch, beschütze meine Augen durch eine riesige schwarze Staubbrille und enteile von der Station in den nahen Lamatempel. Ein Gewehr habe ich nicht mitgenommen, obwohl hier die Fasanen- und Hasenjagd blüht, wohl aber Patronen und zwei geladene Revolver, Stricke zum Anseilen und eine Axt. Ich bin auf der Jagd nach Göttern.

Chinas Götter sind, da der Staat noch nicht auf sie Beschlag gelegt hat, ein schwungvoller Handelsartikel. Von Ichou aus gelangte vor Monaten ein überlebensgroßer Buddhajünger nach Peking. Seine Besitzer weideten sich, als sie ihn mir zeigten, an meinem tiefen Staunen. Nie hatte ich Ähnliches gesehen. Wir nannten ihn damals einen Priester, denn er hatte trotz der traditionell großen Ohren die schlagende Bildkraft eines Porträts. Seine Augen, Augen mit dunkelbraunen glänzenden Pupillen, sahen in eine andere Welt. Er lebte, sprach, träumte; er war die Verwirklichung meiner Hoffnung, daß auf dem alten Kunstboden Chinas Monumentalplastik gewachsen war, die alle unsere Vorstellungen von ostasiatischer Schöpferkraft, bisher lediglich an japanischen Skulpturen gemessen, über den Haufen würfen. Ich fühlte diesen Triumph Chinas über Japan wie ein freudiges Ereignis.

Wäre er nicht schon durch die Wucht und Feierlichkeit des Ausdruckes, durch die hinreißend wahre Silhouette, die ein leiser archaischer Zug über vulgären Realismus erhob, wäre er nicht durch die Beherrschung der Form, die Hand eines Meisters verratend, der bis zu den Knien in Gnade watete, ein erschütterndes Zeugnis künstlerisch-religiöser Versenkung gewesen, das Material hätte ihn zu einer Art Weltwunder gestempelt. Dieser überlebensgroße Asket bestand aus hart gebranntem Ton, der in einem gewaltigen Ofen mit drei delikaten Tönen, grün, gelb und braun, glasiert worden war, den San ts'ai der T'ang-Periode, aus der jetzt, wo die chinesischen Gräber von den Hacken der Eisenbahnarbeiter aufgerissen werden, nach mehr als tausend Jahren tanagrahafte Plastik in erstaunlicher Konservierung ans Licht gerettet wird.

Eine kunstgeschichtliche Entdeckung ist eine Entdeckung wie jede andere. Sie hat ihr Glücksfieber für den Finder, der lange zögert, bis er sie der Welt preisgibt; sie hat die seltsamsten seelischen Entzückungen. Wer noch nie ein Gemälde, eine Plastik, die ein neues Licht auf die Psyche eines ganzen Jahrhunderts werfen, allein besessen und sie mit geizigen Augen vor den Blicken selbst der Freunde behütet hat, kann das berauschende Machtgefühl, das den Finder bei der Betrachtung überkommt, nur schwer nachkosten. Der Besitz einer Legion von Sklaven ist ein magerer Gegenwert für das Bewußtsein, Herr des verklärtesten geistigen Ausdrucks dessen zu sein, was die Besten eines ganzen Zeitalters durchwogte, was ihr Medium, der Künstler, in unablässigem Ringen aus chaotischer Zerflossenheit in klar umrissene Formen goß.

Die Besitzer des Buddhajüngers waren Kunsthändler, die naturgemäß den ihnen durch geschickte Mittelsmänner in die Hände gespielten Schatz in erster Line von kaufmännnischen Gesichtspunkten bewerteten. Haben sie geahnt, welche Feuerbrände von Neid sie in mir entfachten, als sie die Umhüllung von der Skulptur lösten? Mich quälte es nachts: der Priester-Asket erschien in seiner weltabgewandten Versonnenheit, sein kantiger Schädel leuchtete, die Augen trafen mich und sahen doch an mir vorbei.

Nun bin ich das zweite Mal in Ichou. Es werden zu Hause Bücher über chinesische Kunstgeschichte geschrieben, und eine Autorität wie Bushell überspringt bei der Behandlung chinesischer Skulpturen in kühnem Bogen acht Jahrhunderte, weil er nichts aus ihnen anzuführen weiß. Hier in den Bergen bei Hsiling haben, freilich nicht leicht erreichbar, einmal acht oder achtzehn überlebensgroße Skulpturen gestanden, und englische Fasanenjäger sind unter ihnen entlang geklettert, ohne von ihrer Existenz etwas zu ahnen. Unsere Archäologen aber graben in den Wüsten nach verschütteten Kulturzentren.

Es ist jungfräulicher Boden (denn kein Europäer, die Kunsthändler mit einbegriffen, hat eine Vorstellung, woher die Lohan eigentlich stammen), und dieses Gefühl macht mich heiß vor Freude, wärmt mich in meinem

kalten Tempelgastzimmer, wo, wie man mir sagt, chinesische Prinzen bei ihrem Besuche der Kaisergräber untergebracht werden. Das Niveau der chinesischen Lebenshaltung ist erheblich niedriger als das europäische oder gar amerikanische, und wo ein Prinz Ostasiens sich bescheidet, würde ein wohlhabender Bürger unseres Erdteils, sich höchlichst bedauernd, von Entbehrung jeglichen Komforts nach Hause melden. Papierfensterscheiben, Steinfußboden, harte K'angs zum Schlafen, ein giftige Gase entwickelnder kleiner Schamotteofen, das will im Winter alles überwunden, europäischer Verwöhnung angepaßt sein. Doch Biwakleben und „camping" sind gute Brücken.

Ich kann nicht erwarten, die Buddhajünger noch in ihren Höhlen zu finden. Wer zuerst darauf verfallen ist, sie aus ihren Verstecken herauszuholen, wird vielleicht niemals festzustellen sein. Die Einwohner Ichous sicherlich nicht. Es sind ungefähr 85000, ein paar Tausend Chinesen und chinesische Mohammedaner, der Rest Mandschu. Mandschu sind tapfer, gut erzogen, ritterlich, aber sie sind, was ihr beredtester chinesischer Verteidiger, Ku Hung-ming, sogar zugibt, unwissende und hilflose Schafsköpfe. Unter ihnen herrscht, da die vor der Revolution regelmäßig gelieferte Reispension längst abgeschafft und der Bau des Mausoleums für den Kaiser Kuang hsü eingestellt ist (bei dem Millionen von Squeezegeldern in die Mandschusäckel geflossen wären) die bitterste Armut, eine Armut, die nicht bettelt, sondern hinter zerbröckelnden Lehmmauern stumpf und stolz wie ein Kismet ertragen wird.

Ein Japaner prätendiert, als erster den (kaufmännichen) Wert dieser Halbgötter des buddhistischen Pantheons entdeckt zu haben, einer jener Schakale, die unter allen möglichen Vorwänden das asiatische Festland durchstreifen, um sich aus der Haut der Ärmsten ein reichliches und dauerhaftes Wams zurechtzuschneiden. Kein Amerikaner ist gerissener, kein Deutscher brutaler, kein Engländer skrupelloser als diese Menschenpest, die das wie eine Drachenklaue den asiatischen Kontinent umklammernde Inselreich aus einer überzähligen Bevölkerung eiterartig

absondert, und keine Physiognomie niedriger, von allen Teufeln der Habgier und Tücke sichtbarer gezeichnet als ihre, die des japanischen Emigranten, dem das Wort vom survival of the fittest in monumentalen Lettern auf den Leib geschrieben zu sein scheint.

Nein, die Jünger Buddhas sind längst aus dem Samâdhi, der tiefsten abstrakten Versenkung, herausgerissen; nachts, als die nordwestlichen Berge in Schweigen lagen, haben Mohammedaner und nach ihnen Tölpel aller Art diese tönernen Kolosse auf langen Bambusstangen verladen, ins Tal getragen und sie dort verscharrt. Viele Statuen sind dabei in Trümmer gegangen. Der Kommandant von Hsiling rettete durch seine Soldaten, was noch zu retten war, steckte, wen er ertappt hatte, auf Jahre ins Gefängnis und ließ die Kuriohändler Pekings, die auf die Kunde von dem Fund in Scharen herbeiströmten, einen nach dem anderen ins Gewahrsam nehmen, bis sich eine ganze Wolke von Furcht unter den Einwohnern bis in die weiteste Umgebung verbreitete.

Auch ich, dessen Reisepaß noch nicht eingetroffen ist, bin nicht ganz ohne Bedenken. Ich habe seit langer Zeit meine Spione hier. Einer hat mich monatelang gegen hübsches Entgelt mit Anekdoten und Lügen gespeist. Es war ein Mohammedaner, und er machte dem Ruf seiner Glaubensgenossen, deren Unehrlichkeit unter den Chinesen sprichwörtlich ist, Ehre. Einem anderen gelang es, den Aufenthaltsort von zwei Statuen auszukundschaften, die unter den Steinfliesen eines Mandschuhauses vergraben sein sollten. Ich beauftragte ihn, eine dieser Plastiken für mich in Augenschein zu nehmen. Es gelang ihm trotz der sorgfältigen Bewachung des als verdächtig geltenden Hauses; aber als man die disiecta membra aus jenem Hause in ein sichereres Quartier tragen wollte, kamen Polizeisoldaten entlang. Alles entfloh; einer mit dem Kopf, die anderen mit Armen und Rumpf, und jeder betrachtete, was er gerettet hatte, von nun an als sein Eigentum. Aus einem Besitzer waren sechs geworden, die sich nach guter Chinesenart gegenseitig mißtrauen und sich wahrscheinlich in einem Jahrzehnt über ihren Anteil am Gewinn einigen werden. Meinem Vertrauensmann aber nahm man

die Banknoten weg. Man schleppte ihn zum Verhör ins Yamên, wo er seine Unschuld mit Erfolg für seine Freiheit, nicht aber für meine Banknoten beteuerte.

Unverdrossen entsandte ich abermals einen Chinesen, diesmal einen Akademiker, nach Ichou. Mit ihm hatte ich einen großen Telegrammcode vereinbart, den er auf der Brust trug. Damit mein Emissär im Notfalle sein „Gesicht wahren" konnte, war im Code stets nur von den „Gemälden" einer „Göttin" die Rede. Das erste Telegramm erhielt ich frühmorgens im Bett in Peking. Nacktfüßig eile ich an meinen Schreibtisch, wo ich es klopfenden Herzens entzifferte.

0006: Ich habe das zerrissene Gemälde ausgekundschaftet und weiß wo das Gesicht ist,

Hurra! dachte ich.

3054: Gesicht der Göttin und andere Teile des zerrissenen Gemäldes sind vollzählig vorhanden, sind aber an unsicherem Ort, habe sie nicht gesehen.

Die Chinesen sind alle Schafsköpfe, sagte eines Tages der japanische Bandit zu mir, der diese viel umstrittenen Skulpturen aufgepürscht haben will. — Noch eine Zahl:

1165: Das vollständige Gemälde ist noch an altem Ort, nicht fortgeschafft.

So ruht denn diese unzerbrochene Skulptur noch unter den Steinfliesen des Mandschubannermann-Hauses, und nichts hat sich in der ganzen Zeit begeben.

Mein neuer Emissär hat indessen ein paar wertvolle Bekanntschaften angeknüpft, einen wegen Diebstahls aus dem Kloster entlassenen Lamapriester, der hinter einem Teehause nächtigt und nicht schreiben kann, und eine andere nicht minder verrufene Existenz, dem der Kopf ebenfalls ein wenig wacklig auf dem Rumpfe sitzt. Beide wollen für mich Spionierdienste leisten. Nach guter Scholarenart bringt er edlere Kunde nach Hause: ein alter Lamapriester will wissen, daß die Buddhajünger auf Veranlassung des großen chinesischen Reisenden Hsüan tsang ent-

Grotten von Ichou, Chihli: Aufstieg zur Shan tze tung-Grotte

standen seien. Dieser ist im Anfang des siebenten Jahrhunderts nach Indien gereist und mit Kunstwerken und Manuskripten beladen in seine Heimat zurückgekehrt. Die Landschaft um Ichou hätte ihn begeistert, und er habe durch seine Schüler hier einen Tempel gründen und von ihnen Götterbildnisse herstellen lassen. Ich schlage in meiner Erregung mit der Faust auf den Tisch. Hsüan tsang, dessen unschätzbare Manuskripte Marc Aurel Stein in einem Tempel an der Kansu-Grenze aufgefunden hat, die jetzt von allen großen Sinologen Europas übersetzt werden, Hsüan tsangs Spuren in den Bergen von Ichou! Wenn wir das beweisen könnten! Wenn das wahr wäre! Ich gehe wie berauscht in meinem Zimmer herum. Diese Entdeckung wäre schöner als Marc Aurel Steins Fund, wertvoller für unser Wissen von ostasiatischer Kunst als sämtliche bisher gemachten wissenschaftlichen Expeditionen!

Nein, der alte Priester besäße kein Buch, keinerlei Dokumente. Alles sei mündliche Tradition, ihm überliefert von einem alten Mönch, seinem Lehrer.

Mir verrinnen ein paar Tage in Untätigkeit.

Nun bin ich mitten auf dem Kampfplatz. Ich blicke voller Erwartung über die Mauern der terrassenartig ansteigenden Tempelhöfe hinunter auf die stille Ortschaft. Die Kälte erscheint hier weniger peinlich als im staubigen Peking. Die Luft ist rein, durchsichtig; schöngeschwungene Hügel blauen vom Westen hernieder, der Rauch von Bergfeuern steigt wie Weihrauch ins Tal. Mächtige alte Koniferen strecken Äste und Gezweig mit ausdrucksvoller Geste zum Himmel. Kaiser Ch'ien lung, der einen edlen Baum als ästhetisch vollkommenes Lebewesen nicht weniger genossen hat als hundert Jahre später der Bostoner Oliver Holmes, gab einigen Namen, die noch heute wiederholt werden: Zwerg, Schiefhals, Drachenklaue. Unterhalb des Tempels ragen ein paar andere Baumriesen in die mullzarte Luft; ein Vogelnest klebt wie ein Wollbausch in den kraus verwirrten Gipfeln. Die Schönheit des

winterlich nackten Baumes haben die chinesischen Maler wie ein tiefes seelisches Erlebnis empfunden.

Wir halten Kriegsrat ab. Ich beschließe, mich vorerst nirgendwo zu zeigen. Mein chinesischer Freund zieht einen häßlichen tütenblauen Kittel über seine aristokratische Seidenrobe und begibt sich auf eine Inspektionstour. Nach anderthalb Stunden, bei seiner Rückkehr, während ich vor Neugier platze, setzt sich ein höherer Lama zu uns. Die Kunst der Chinesen, nichtssagende Dinge durch Detailerörterung in die Länge zu ziehen, sie durch onomatopoetische Zutaten zu schmücken, bis sie beladen sind wie der Busen einer Levantinerin, erstaunt mich immer wieder aufs neue. Mehr noch die ungeheure Höflichkeit, mit der über jede Äußerung, auch die banalste, des Gegenübers quittiert wird. Mein Freund übertrifft einen österreichischen Hofmarschall an Artigkeit. Er sitzt mit fest geschlossenen Beinen auf dem Stuhl, den Oberkörper verbindlich vorgeneigt, mit liebenswürdigem Lächeln seine weißen Zähne zeigend, die Porzellanaugen wie in dankbarer Erwartung auf seinen Interviewer gerichtet. Ich sei ein Fremder mit angegriffener Gesundheit, so erfährt der Priester von meinem chinesischen Freund, der sich durch ein paar Bergtouren inwendig lüften wolle. Ob er den Achtlohanberg bestiegen habe? Der Lama verneints.

Man bringt sich über die Schwelle, verneigt sich, und ich erkundige mich ungeduldig nach dem Resultat seines Spazierganges. Eine gewaltige Skulptur, die Gestalt der Kuanyin auf dem Kuanyinberge, sei von einem Einwohner Ichous in Stücke geschlagen und in Sicherheit gebracht worden. Was für ein Wahnsinn! Sie besteht aus Erde und Lumpen und ist nur übermalt und vergoldet! Man hat sie mir vor Monaten gezeigt, ich verzichtete auf sie, sie war nicht transportabel und herrlich an ihrem Platze als Überraschung für den Wanderer. Vandalen, Vandalen!

Sie sei nicht aus Schlamm und Lumpen. Das sei nur ein Überzug, darunter befände sich der Fayencekörper der Göttin, dekoriert mit drei Glasuren wie der der Buddhajünger. Der Räuber wolle uns heute

abend Fasanen und Hasen bringen und den Fuß der Kuanyin, den er von dem Überzug gereinigt habe, ins Haus schmuggeln. Ich solle mich überzeugen, ob es dasselbe Material sei wie das, aus dem die Lohan beständen.

Kurz nach acht Uhr kommt der Fasanenjäger. Er schleppt einen schweren Sack in mein Zimmer und verschwindet. Wir öffnen; ich betrachte den Fuß der Göttin mit Bangigkeit. Es ist dasselbe Material, kreidig weiß gebrannter Ton, ziemlich hart, mit einem Überzug von weißgrünlicher Glasur, die engmaschige Altersspränge zeigt. Von dem mächtigen schöngeformten Fuß sind ein paar Zehen abgebrochen. Ob er die ganze Skulptur besäße? Ja, aber nur in etwa 60 Stücken. Der verwegene Jüngling schlägt den Vorhang des Zimmers zurück, und das Kerzenlicht fällt auf sein Gesicht: es ist braun und rissig von Sonne und Bergwind, in den Augen loht schwer zurückzudämmendes Feuer. Die Pelzmütze mit den Ohrenklappen gibt diesem Kopf, der verwirkt ist, wenn der Kommandant von der Tempelschändung erfährt, einen fast friderizianischen Charakter.

Unser Versuch, für morgen einen Führer zum Achtlohanberge zu bekommen, schlägt fehl. Niemand im Tempel will ihn erstiegen haben. Es ist zum Lachen. Endlich erwirken wir uns einen Mann, der die „Berge kennt". Die Nacht knistert vor Kälte, ich braue mir einen steifen Grog, hülle mich in meine Schlafdecken und höre, von Göttern träumend, den süßklagenden Schall einer Mandschuflöte, die durch das Mondlicht zu mir in das Tempeldunkel dringt . . .

Der Morgen ist kalt und klar wie Gebirgswasser, die Glocken der Esel läuten, Reisigsammler bleiben stehen, wo unser langer Troß vorüberhüpft. Vor den Kasernen werfen uns Soldaten peinlich interessierte Blicke nach. Es geht durch halbgefrorene Bäche, körr, körr, rufen, um ihre Tiere vor falschen Tritten zu warnen, die Eseltreiber, Mohammedaner sämtlich mit recht unchinesischem Gesichtsausdruck, ein kleiner Hain von Elmen ist die Pforte zu dem wilden Naturpark, der sich vor

unseren ausgeschlafenen Augen wie ein bunt getönter Fächer öffnet. Kantiger und kantiger werden die weichgeschwungenen Linien der Hügelketten, vorsichtig sucht der Eselshuf einen Halt zwischen Steingeröll, die Stiefel näßt betautes Gestrüpp, das im Sommer bis zur Brust der Bauern und bis an den Bauch des Esels reicht. Im Nordwesten türmt sich in gewaltigen nackten Blöcken das Gebirge auf, ganz Ichou in weitem Halbkreise umfassend. Eine große Grotte, die wie ein Felsentempel wirkt, zieht mich an wie ein Magnet. Wie dort hinaufgelangen? Mein Führer, der auf einer Schindmähre, ihm im Tempel geliehen, vorantrabt, schüttelt den Kopf; niemand war dort oben, und auf dem Gebirgsrücken selbst hausen Wölfe und Steinböcke.

Am Tage laufen die Wölfe vor Menschen davon, bemerkt mein chinesischer Freund lächelnd.

Der Weg wird beschwerlicher, und vor dem Bafowa, dem Achtlohanberge, unserem Ziele, hört er ganz auf. Oh Tai shan in Shantung, wo man wie auf eleganten Steintreppen bis zum Gipfel klettern konnte und wo ich ächzte, weil der Buddhismus seine Segnungen gar zu beschwerlich spendet! Wir laden unsere Esel ab, packen Kamera, Proviant und Kochgeschirr auf die Rücken unserer Leute und beginnen zu klettern. Der Boden ist glatt, Dornbüsche verfangen sich in unseren Kleidern, verschlungene Zweige bilden Fußfallen, in denen der eine nach dem andern hängen bleibt. Oft rutschen wir auf allen Vieren vorwärts. Ich sehe an dem Gesicht, der Haltung unseres Führers, daß er unschlüssig ist.

Dort ist die erste Grotte! Er zeigt hoch über uns.

Sie ist zu klein für die großen Skulpturen! Vielleicht klettern wir einen ganz falschen Berg hinauf! Nur Gemsen können hier entlang.

Unser Führer opponiert; ich nage ärgerlich an meiner Unterlippe. Ganz Ichou hat ein Interesse daran, mich irrezuführen. Ein Gedanke durchzuckt mich: der Schrein der Kuanyin ist in der Nähe. Im Sommer habe ich ihn besucht. Ihr Fuß liegt in meinem Koffer, stammt er wirklich von ihr? Vor Monaten war sie noch intakt, sie hockte, als ich sie

besuchte, in ihrer seltsamen, fast rohen Schönheit, ein Gemisch zweier Stile, auf einem mächtigen dreifarbigen Fayencesockel, deren Material und Farben merkwürdig von der vergänglichen lehmartigen Körpersubstanz abstach. Mein Führer, ein junger Mohammedaner mit Diebsaugen, war damals auf den Sockel geklettert und reichte gerade bis zu den Schultern der Göttin. Roh und respektlos, wie er war, schlug er ihr den Finger der einen Hand ab. —

Der Kuanyinberg liegt auf dem westlichen Flügel des langen Gebirgszuges, und man kann ihn, auf allen Vieren kriechend, in einer guten halben Stunde erklimmen. Wir ziehen uns gegenseitig die steilen Felsblöcke hinauf; schmaler und schmaler wird der Pfad, ich laufe atemlos voran. In halber Höhe der Kuppe, auf einem Felsvorsprunge, steht das in den Block gehauene Tempelchen. Unser Führer, den wir unten ließen, damit er nicht die Kunde von der Zertrümmerung der Göttin in Ichou verbreitet und meine Pläne gefährdet, macht Anstalten, uns zu folgen. Wie ein Trompetensignal schallt mein tang i tang (warten Sie!) von den Bergwänden zurück.

Und nun bin ich oben. Schutt versperrt den Weg, ich klettere hinüber und gewahre ein Bild herzbrechender Verwüstung. Die Göttin ruht noch auf dem Rest ihres Sockels. Aber die Beine hat ihr der Rohling vom Rumpf geschlagen, der rechte Arm besteht aus einem Stumpf, ein tiefes Loch klafft in der Brust. Die Nase fehlt, und das Antlitz ist nicht einmal mehr ein schwacher Abglanz ehemaliger spröder, aber eindrucksvoller Schönheit. Mein chinesischer Freund kommt angekeucht; er stößt Verwünschungen gegen den Räuber aus, als er die trübseligen Reste des Idoles erblickt.

Nach einer Weile brechen wir beide in Gelächter aus.

Die Göttin hat den Tempelschänder grausam genarrt. Rund um den Felsvorsprung läuft ein schmaler Pfad. Zwei steinerne Erinnerungstafeln erzählen dort, wie ein frommer Einwohner des Bezirkes die Göttin zerbrochen vorgefunden und sie mit Hilfe mildtätiger Landsleute im Jahre 1624 hat reparieren und vergolden lassen. Der Räuber war

augenscheinlich Analphabet. Aus Fußtritten, Zigarettenresten und anderen schlecht wiederzugebenden Beweisen ersehen wir, daß die Zertrümmerung des Schreins während der letzten 36 Stunden vor sich gegangen sein muß. Der Bilderstürmer ist nachts auf den Berg geklettert, hat beim Halblicht einer Laterne den Lehmüberzug abgeschlagen und ist glücklich auf den Fayencekern gestoßen. Welch edle Arbeit ihn abzuschälen, des besten Museumsrestaurators würdig! Er hat die Beine amputiert. Keine Menschenseele in der Nähe, das Pfeifen der Fasanen ist längst verstummt. Dröhnend hallen die Axtschläge durch die Nacht. Dann hat er das Loch in den Götterleib geschlagen. Das Idol bleibt still, zeigt sein undurchdringliches Lächeln, es donnert nicht, kein Menetekel erscheint in Phosphorflammen an der Wand. Der Räuber fährt mit der Hand in die offene Brust; ein Holzpflock hält den Kopf am Halse fest. Er schlägt die Nase ab: der Kopf besteht aus Holz! Er trennt den Arm von der Schulter: Holz! Es ist eine kopf- und armlose Göttin, nachträglich mit einem Überzug aus einer Art Lehm versehen, mit neuem Kopf und neuen Armen, ein fromm zusammengeflickter Rest, an dem sich die Hand eines Narren versündigte. Axtschläge der Wut haben den Sockel zertrümmert, diesen verräterischen Sockel, der Dutzende von Kuriohändlern Pekings nach Ichou zog, weil sie mit Recht hinter diesem aufgepappten Götterbilde einen kostbareren Kern vermuteten.

Wir sitzen, China beklagend, das in nagender Armut seine edelsten Kunstschätze zerstört, auf den Trümmern. Wie unbegreiflich schön muß diese Kuanyin einst gewesen sein! Ich reinige Bruchstücke der Gewandfalten, schlage mit der Axt ein Stück der Haarschleife frei, die auf dem Rücken der Göttin in langen Bändern herunterfällt. Ihr Gewand ist mit zärtlicher Liebe modelliert, bedeckt mit einem unter der Glasur eingravierten Muster von Wolken und Blumen. Ein Perlstabfries mit fünfblättrigen Blüten, in hohem Relief in gelb auf grünem Grunde aufgesetzt, scheint den vorderen Saum der in breiten Falten herniederfließenden Robe gebildet zu haben. Das über zwei Meter hohe

Grotten von Ichou, Chihli:
Rückenansicht der 1912 zertrümmerten Kuanyin

Idol stand auf einem meterhohen Sockel, der zwei Meter in der Breite mißt.

In welchem Riesenofen hat man diesen Koloß gebrannt, wie hat man ihn hier herauf geschafft? Auf der steinernen Erinnerungstafel, errichtet zu Anfang des 17. Jahrhunderts, hat der Restaurator ein Gedicht einmeißeln lassen, in dem er der Schwierigkeit des Aufstiegs gedenkt:

Lung mên sze ist ein alter Tempel.
Wie ein gewaltiger Schirm faßt das Gebirge ihn ein.
Shan tze tung liegt nicht weit von hier im Osten.
Im Westen fällt das Gebirge steil in die Ebene. Dort ist es still.
Von allen Bergen gilt dies hier als heilige und berühmte Stätte.
Doch Furcht packt den Wanderer, wenn er hierher gelangt,
sein Schädel zerschellt, klimmt er ängstlich herauf.
Wolken und Nebel steigen vom Tal auf.
Menschliche Stimmen sind selten zu vernehmen.
Bäume spreizen sich, Krähen schreien darin.
Holzfäller kommen und gehen. Wilde Affen jagen um Bäume herum.

Immer seltsamer wird die Geschichte dieser Skulpturen. Auf der Einnerungstafel findet sich der merkwürdige Satz: alle diese Buddhas kommen von weither. Sind sie aus Honan, der alten Kunstprovinz Chinas, von frommen Pilgern hierhergebracht, hat man sie vor dem Mongolensturm im 13. Jahrhundert retten wollen und in diesen fast unzugänglichen Grotten versteckt?

Könnte nicht irgend ein Schriftstück im Körper der Göttin oder im Sockel verborgen sein? Eine Viertelstunde krame ich im Schutt herum. Plötzlich stoße ich auf einen Papierfetzen. Ich reiche ihn meinem chinesischen Freunde. Doch dieser schüttelt lächelnd den Kopf. „Ein Gebet für die kranke Mutter“, ohne Datum, kaum noch leserlich.

Neugier, die ostasiatische Kardinaltugend, zaubert unseren Führer auf den Bergvorsprung. Er sieht unsere Axt liegen, sagt aber kein Wort. Die Axt, unser langer Aufenthalt hier oben, der Fuß der Kuanyin in meinem Koffer, das ergäbe einen hübschen Indizienbeweis.

Es geht im Schneckentempo hinab. Schweigend traben wir zurück, stundenlang durch menschenleere Felder. Wir kommen am Grabe des Kaisers Kuang hsü vorbei, die Dächer der kaum begonnenen Hallen leuchten grell im Mondschein. Behauene Steine liegen umher, Ziegel, Hölzer, sauber zu Haufen geschichtet. Wenn es kälter wird und die Götter alle verkauft sind, stiehlt man sich Holz für den Herd vom Mausoleum des Kaisers. Frost und Hunger zerreiben alle Ehrfurcht. T'ze hsi hat besser für ihre sterblichen Reste vorgesorgt; ihr Leichnam ruht in den prunkenden Palästen der westlichen Gräber (Tungling), die fertiggestellt waren, ehe sie starb. Weihgefäße aus Gold und Silber und aus Jade hat sie in ihre Totenkammer schaffen lassen wie eine antike Herrscherin, und ihr Sarg ist auf einem juwelengeschmückten Katafalk aufgebahrt. Für ihres Neffen Mausoleum blieb nur das Defizit der Oberrechnungskammer übrig. Er hat hundert Tage selbständig und nicht unmännlich regiert; während des Restes seines Lebens sah er ständig einem mittelalterlich-gewaltsamen Tod ins Auge. Seine gebrechlichen Gebeine hätten unter einem schönen menschenfernen Baume behaglich genug geruht: aber das ist nicht großzügig, ist nicht Mandschuart. So maß man für sein Mausoleum den Umkreis einer halben Stadt ab. Sie liegt, mitleidlos beleuchtet vom Mond, heute wie ein Trümmerhaufen da, und ihr einziger Wächter, im kalkigen Licht zu riesenhafter Silhouette wachsend, ist ein räudiger Hund, der auf einem Zementhügel thront.

Bewölkt sich der Horizont?

Am Morgen erfahre ich, daß tagsüber fortwährend von der Obrigkeit nach dem Zweck meines Aufenthaltes Erkundigungen eingezogen wurden, daß Soldaten den Tempel Nachts umstellt hatten, daß der Kommandant von Hsiling die Einwohner von Ichou davor gewarnt hat, Götter an mich zu verkaufen. Nein, mir ist ohne Paß nicht ganz wohl zumute. Der Fuß der Kuanyin wanderte schon gestern Abend mit einem neuen Angebot von Fasanen und Hasen zu seinem Eigentümer

Ichou, Chihli: Südtor des Yung ch'êng-Mausoleums

zurück; wir essen allabendlich Fasanen. Das erinnert mich an das Geschick eines Konsulatsbeamten im hohen Norden Chinas, der nach Hause klagte, er könne doch nicht jeden Tag Schnepfen essen. Von Berlin aus hat sich ein Geheimer Rat erboten, mit ihm zu tauschen.

Das Machtwort des Kommandanten scheint zu wirken: in der ganzen Ortschaft ist kein Führer „zu den Bergen" aufzutreiben. Der Zertrümmerer der Kuanyin lehnt, weil ihm sein Kopf zu lose hängt, rundweg ab, sich in jener Gegend überhaupt blicken zu lassen. Die Sonne steigt höher und höher; ich laufe unmutig auf der Tempelterrasse auf und ab. Überall passiver Widerstand, ein Lächeln, das im Grunde Abwehr ist, Versprechungen, die niemand hält.

Um meinen Aufenthalt globetrotterisch zu bemänteln, traben wir zum Grabe Yung ch'êngs. Im Elmenhain sitzen wir ab, ich ziehe das Stativ auseinander, und der entlassene Lamapriester mit den diebischen Neigungen, der uns von der Ortschaft aus gefolgt ist, kann sich unauffällig zu uns gesellen. Ein stattlicher Zopf schmückt sein einst geschorenes Haupt, Nase und Mund begegnen sich fast, die Stirn ist ein Spiegel erbaulicher seelischer Niedrigkeit. Ich bedeute ihm, nicht die Augen niederzuschlagen, wenn er mit uns rede: er begreift hurtig genug. Er überschüttet mich mit einem Füllhorn von Versprechungen: morgen will er uns zum Achtlohanberge geleiten, will mir heute Abend den Kopf der vor Wochen aus dem Mandschuhause „geretteten" Skulptur zeigen, will mich mit den „Eigentümern" eines neuen unbeschädigten Lohan bekannt machen. Ich lege zwei blinkende Dollar ins Gras.

Kirchhofsfriede herrscht im weiten Mausoleumspark Yung ch'êngs. Reizend ist der in amüsanten Windungen verlaufende, sauber ausgemauerte Graben ringsherum; Ch'ien lung, der dieses Grab seinem Vater errichtete, wußte so hübsch mit der Natur zu spielen. Die Mausoleumsanlage selbst, dem Schema der Minggräber folgend, bietet keine Überraschung, und alle die Tore, die Brücken, die von alten Koniferen eingefaßten Wege wiederholen nur Aspekte des Pekinger Himmelstempels

oder des Yung lo-Mausoleums. Wie in den Minggräbern säumen Steinfiguren von Mandarinen und Tieren den Weg: Alterspatina wird sie verschönern. Kein Reh huscht durch das Gehölz, die Schritte schallen, die Stille an diesem klaren sonnedurchwärmten Novembertag durchbricht kein Windhauch, und wie eine starre, jeden weltlichen Laut zurückhaltende Wand rahmt das Gebirge diesen einer abgeschiedenen Seele gewidmeten Park ein. Chinesische Architektur ist in die Landschaft hineinkomponiert, ein geringes Stück nur von ihr; eine Bogenbrücke, die plötzlich im Westen, halb von Koniferen verdeckt, auftaucht, ist mit dem Auge des Malers vor einen Hintergrund grüner Nadeln und blauer Hügelwellen gesetzt, und dort, wo am Ende des Parkes noch einmal die Nordsüdachse durch ein fünfgliedriges offenes Steintor, flankiert von zwei östlich und westlich abschließenden Seitentoren, betont wird, hemmt keine künstliche Mauer den letzten Blick. Durch die mittlere Öffnung des Tores läuft er weiter, über eine Balustradenbrücke, deren leichte Wölbung lyrisch berechnet ist. Bis hinan an einen unmittelbar hinter ihr aufsteigenden sanften Bergkegel, hinter dem die Phantasie alles vermuten darf, über den die Seele sich träumend hinausschwingt „über Berge, über Klüfte, über ein fernes Meer . . .“

Natürlich haben wir gestern abend nichts zu sehen bekommen. Mein Herz hungert nach einem Lohan, und meine Banknoten brennen in der Brusttasche. Nach unserer Fasanenmahlzeit spazierten wir gemächlich zu dem armseligen Teehause, wo der würdige Lamabruder nächtigt. Ich tat, als suchte ich den großen Wagen, Cassiopeja und das Siebengestirn, mein Freund trat in die Schenke. Dort saßen Soldaten, und kein Lama war zu sehen. Heute morgen frühstücken wir zu einer Zeit, da der Himmel wie mit einer transparenten Haut übersponnen ist, die jeden Augenblick zu zerreißen droht, und kurz nach sieben stehen unsere Esel vor der Tür.

Koch und Boy galoppieren munter voran, der ewig heitere Himmel Chinas füllt sich mit Bläue, ich singe laut und gänzlich respektlos vor

Grotten von Ichou, Chihli: Shan tze tung, Eingang

dem Wert jeder Note. Die Bergszenerie tut sich auf, Grotten erscheinen abermals mit verheißungsvollem hellen Glänzen darin, ein Wässerchen schlängelt sich quer durch das Feld. Hier wolle uns der Lama erwarten, sagt mein Freund. Wir wühlen mit den Blicken in den fernsten Falten des Tales: nur ein paar Reisigsammler sind zu entdecken.

Nach einer Stunde, vor einer Teeschenke, sitze ich ab, schicke einen meiner Verschworenen mit dem schnellsten Esel nach Ichou, der nach dem Lamabruder fahnden soll, und schreite dann allein fürbaß. Rufe hinter mir: wir haben einen Führer gefunden! Ein Bauer macht seinen Kratzfuß. Wo der Zugang wäre zum Achtlohanberg? Von Osten her. Ob er schon dagewesen sei? Zweimal. Wir bepacken uns mit unseren Ranzen und klettern pfadlose steile Anhänge hinauf. Es ist abscheulich. Dornen dringen durch die Handschuhe, einer meiner Kuli fällt, sein Ballen blutet heftig, ich reiße mein Taschentuch in zwei Stücke. Weiter, weiter. Wir rutschen, straucheln, umarmen Felsblöcke, die weiß sind von den Exkrementen der Vögel, wir werfen uns Seile zu, wir trocknen mit den Ärmeln den Schweiß, der in Strömen aus der Stirne bricht.

Hoch oben auf dem Berggrat halten wir erschöpft Rast. Die Stille wird nur noch fühlbarer durch das weiche Zwitschern der Fasanen; Hügelwellen breiten sich in der Tiefe aus wie ein braunes brandendes Meer. Nordöstlich, geradlinig und klein wie ein Steinbaukastendorf, entdecken wir Gehöfte: es ist das Dorf Hsia kao sze. Seine Einwohner hätten einen Lohan ins Tal zu schaffen versucht, ihn an Stricken heruntergelassen, doch sei er dabei in tausend Trümmer gegangen.

Und nun wandern wir, verhältnismäßig bequem, einen Fußpfad dicht unterhalb des Gebirgskammes entlang, mit beschleunigten Schritten, denn die Sonne steht hoch. Werden wir diese ganze, in mächtigen Einschnürungen zurückweichende Kette in den wenigen Stunden bis zur Dämmerung abschreiten können, bis zum Achtlohanberge vordringen? Ein Freudenschrei, hier ist die erste Grotte! Wir klettern hinauf, ich jage fast, und als ich oben bin, in einer Höhe, wo Tiere sich vor

Menschen verbergen, fällt Enttäuschung abermals bleischwer auf mein Herz. Eine Grotte ist es, mit einem Quell süßen Wassers, aber auf einem kümmerlichen Altar hocken drei rohbemalte Götzen, wie sie ähnlich jede Dorfkapelle aufweist.

Ich sitze auf der Felsbrüstung, lasse die Beine und den Kopf hängen und übe mich in Selbstbeherrschung. Mein chinesischer Freund, blaß zwar vom Aufstieg, redet dennoch tapfer auf den Führer ein. Wir marschieren weiter, ich langsam, die beiden Chinesen in beschleunigtem Tempo. Sie sind plötzlich im Gestrüpp verschwunden, ich rufe; eine Stimme über mir: hierher! Ich sehe ein mächtiges Loch, rutsche auf allen Vieren empor und stehe in einer tiefen Höhle. Sie heißt Shan sze tung und ist in dem Gedicht des Kuanyinrestaurators erwähnt. Zu meinen Füßen liegen ein paar Scherben; ich betrachte sie und lache wie ein Kind: Lohan!

Die Grotte steigt estradenartig an; eine steinerne Erinnerungstafel aus der Zeit K'ang hsis im Vorraum erzählt breit, aber wenig präzis von der Herschaffung und der Renovierung der Buddhas und des Schreins. Dieser selbst, mit einer roh behauenen Wand als Hintergrund und der Grottenwölbung als Plafond, ist bis auf einen unglasierten tönernen Milefo, der gemütlich lacht und mit den Äuglein zwinkert, und seinen beiden Begleitfiguren nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Auf dem getreppten Altar stehen Räuchergefäße, ich hebe eins empor, es zerbricht unter meinen Händen. Mir entfährt ein Laut des Jubels: die prächtigste hellblaue Glasur bedeckt den Scherben! Es ist Yüan tz'e, Keramik des 13. Jahrhunderts. Und ein Scherben nach dem andern wandert in meinen Sack.

Ich bestürme unseren biederen Führer mit Fragen. Wieviel Lohan standen hier? Drei hätte er vor einem halben Jahre etwa gesehen. Nein, vor mir sei niemals ein Europäer hier oben gewesen. Und ich lege mir selbst Frage auf Frage vor. Warum und wie sind diese Kolossalstatuen in ihre weltabgeschiedenen Höhen geschafft worden? Gewiß, der Buddhismus weiß die Sehnsucht der Gläubigen künstlich zu steigern, indem er seine Idole auf die Höhen der Berge schafft, wo der Geist

Grotten von Ichon, Chihli: Shan tz lung-Grotte, Innres

sich Kleinmenschlichem von selbst abwendet. Und der Berg an sich ist dem Naturkinde Göttlichem wesensverwandt. Aber zu so unbequemen Andachtsübungen versteigt sich chinesische Frömmigkeit ungern. Nein, diese Höhlen sind Verstecke, und immer wieder muß ich an Bilderstürmerepochen wie die Zeit der Mongolenherrschaft oder an das 9. Jahrhundert denken, in dem kaiserliche Verfolgungsdekrete die Zerstörung von Zehntausenden buddhistischer Tempel und die Vernichtung der herrlichsten Kunstschätze zur Folge hatten.

Wir finden eine neue Urkunde aus Stein, die über die Erneuerung der Altäre zur Zeit des Kaisers Chêng tê (Anfang des 16. Jahrhunderts) berichtet. Was damals renoviert worden war, muß Jahrhunderte vorher bestanden haben. Ich laufe förmlich den schmalen Pfad entlang, glaube neue Grotten an der gegenüberliegenden Felswand zu sehen, aber unser Führer schüttelt den Kopf: niemand war je dort! Es geht kein Weg dorthin!

Die Dämmerung bricht herein; wir steigen einen besseren Pfad hinab, und mir wird klar, daß unser Führer, so einfältig er dreinschaut, sein möglichstes getan hat, um mein Tagewerk zu verlangsamen. Unten erwartet uns der Lamabruder mit einem Komplicen. In der nach fauligem Stroh duftenden Teeschenke stellt er mir den Besitzer des Kopfes der einen Lohanskulptur vor. Ich taxiere ihn auf einen Dungkärrner oder einen Charkutier, der mit Eselsfleisch handelt. Die Inhaber der Schenke bringen Tee, halten sich aber hübsch draußen, sie sind natürlich, wie das ganze Gesindel ringsherum in den Bergen, die Polizei mit eingeschlossen (wohlverstanden nicht die uniformierte, sondern die in geflickten Lumpen drapierte Ortspolizei der Berge) im Einverständnis mit der Räuberbande. Den Kopf also des Lohan soll ich morgen früh spätestens zu Gesicht bekommen, er muß erst in den Bergen ausgegraben werden.

Die kleine zu unserem Tempel führende Brücke ist von Soldaten besetzt. Nur der Paß schützt mich vor Schikanen des Kommandanten. Ich drahte nach Tientsin an unser Konsulat. Dann halten wir unsere Fasanenmahlzeit ab.

Wir sehen keinen Kopf. Wir werden auf das erbärmlichste und unverständlichste hingehalten. Der Morgen ist abermals blau, die Sonne schwingt sich strahlend empor. Zwei Führer folgen uns diesmal: der Lamapriester, der uns heute, gereizt durch mein Versprechen einer Doppelkrone, eine Grotte mit drei unangetasteten Skulpturen zeigen will, und ein Fasanenjäger, der sein Maul aufreißt, um eine Zahnlücke zu entblößen, die er einer Kletterpartie auf dem Achtlohanberge verdankt. Das klingt empfehlend. Vor dem Aufstieg nehme ich den Lamabruder ins Gebet: habe er wirklich die drei Skulpturen selbst gesehen? Nein, der Fasanenjäger hätte ihm davon erzählt. Dann bekommt er 10 Dollar und nicht Du!

Ich lasse ihn zurück, und der Jäger mit der Zahnlücke übernimmt die Führung. Er ist kundig, er schreitet wie auf Sprungfedern voran. Den Kuanyinberg läßt er links liegen. Er zeigt auf zwei Grotten des sogenannten Achtlohanberges. Sie seien größer als sie erscheinen, dort hätten zweimal zwei Lohan gestanden. Nicht weit davon, nördlicher und höher, hockte ein anderer. Als man ihn rauben wollte, kamen Soldaten, und man kippte ihn über den Abgrund, wo er zerschellte.

Der Führer, geschmeichelt durch meine Aufmerksamkeit, redet unaufhörlich. Er macht Halt und deutet auf einen nicht übermäßig hohen Kegel. Dort sei die Grotte, die er zeigen wolle. Er weist auf die Stellen, wo ich den Fuß hinsetzen solle. Sand lockert sich, Steine, wir winden uns an den Wurzeln kahler Sträucher hoch. Die Steigung verläuft in einem Winkel von 80 Grad. Ich werde schwindlig und verfluche meine Mission. Der Führer zieht mich in die Grotte. Ich schließe für eine Weile die Augen, man sieht nichts als riesige Felsblöcke, steil übereinander gekeilt, eine mächtige tempelartige Grotte mit etwas Glänzendem darin hängt dicht unter dem Kamm gerade gegenüber. Der Himmel ist von hier nur eine schmale Fläche blasses Blau.

Die Grotte hat für fünf Menschen Raum. Der Lohan war hier, Scherben von ihm liegen überall herum. Ein Stück Kinn, ein paar Finger, nachdenklich an die Schläfe gelegt, ein Auge, gesenkt, ohne

Grotten von Ichou, Chihli: Lohan mit Sockel
Wende des ersten Jahrtausends

Pupille. Wie hat man diese Skulpturen heraufgeschafft? Immer wieder lege ich mir diese Frage vor.

Wir sterben vor Hunger, zögernd wie Greise lassen wir uns herab. Nur der Führer windet sich wie eine Eidechse herunter. Mein Bruder kann 200 Cätties die Berge herabtragen, sagt er stolz.

In der Teeschenke des Kuanyinberges, die von der halbverhungerten Ortspolizei unterhalten wird, verzehren wir unser schweigsames Mittagsmahl. Wir kauen kaum, wir schlingen das Konservenfleisch in großen Stücken hinunter. Ein schwarzer Spitz kriecht verwegen zwischen meine Beine, er starrt von Staub und Sand, er frißt selbst kleine Fischgräten, auf die die Ortspolizei neidische Blicke wirft, und als ich ihn an den Vorderpfoten hochhebe, sprudelt ein Springbrunnenstrahl auf das chinesische Backwerk meines Photographen. Die Eseltreiber wiehern vor Lachen, doch der Photograph liest seelenruhig die angefeuchteten Stücke aus und stopft sich den Rest in den Mund.

Nach Tisch erscheinen allerlei unfrisierte Gestalten. Mein chinesischer Freund erhebt sich, und ich folge ihm. Im kleinen Tempelchen hinter der Schenke hat sich eine saubere Gesellschaft versammelt. Ihr Sprachführer ist ein Achtzehnjähriger mit finsteren Nägeln. Diese Ritter von Plundersweilen besitzen einen Lohan, hockend, mit Bart, aber er sei nicht in Ichou, sei vergraben. Man hätte ihn auf Warnungssignale hin allnächtlich von Ort zu Ort geschafft und jetzt sei er schon fast in Paoting fu. Ob ich ihn sehen wolle?

Danke, nein, ein paar Tagereisen auf einem chinesischen Karren mit diesem Gesindel locken mich nicht. Mein Photograph bleibe zurück, er solle die Skulptur aufnehmen, und dann würde ich mich entscheiden.

Wir reiten zurück, morgen Mittag geht es nach Peking. Meine Mission ist erfüllt. Kaufen kann ich jetzt nichts hier. (Fürchtet der Kommandant die Konkurrenz?) Ich habe in den Grotten gesessen, wo die Lohan hockten, die erstaunlichsten und lebendigsten Skulpturen, die Chinas Bildhauer hervorgebracht haben. Ich habe mich durch ein

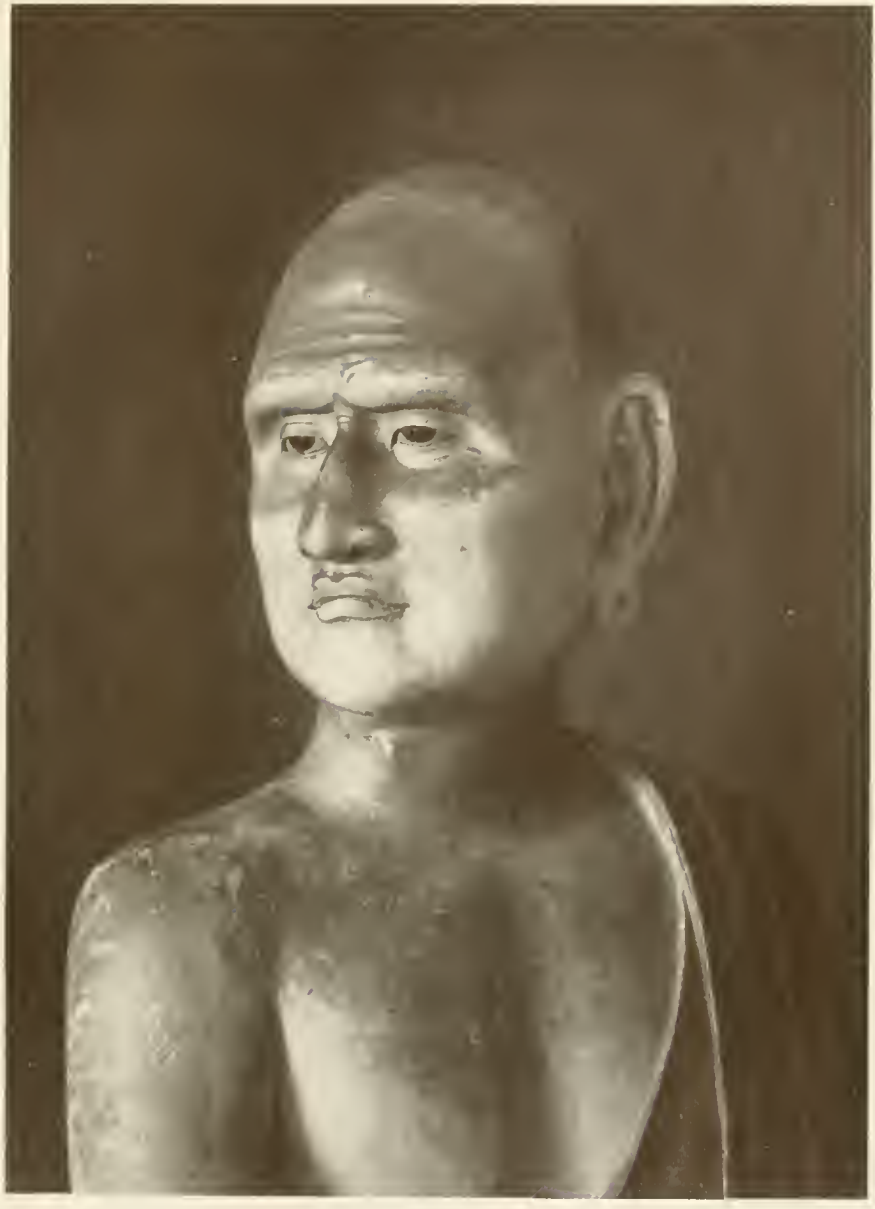
Dschungel von Lügen hindurchgewunden, bin der halben Wahrheit auf der Spur. Die ganze Wahrheit erfährt niemand in China.

Am Morgen darauf trifft mein Reisepaß ein. Mein chinesischer Freund atmet hörbar auf. Jetzt rücken wir unserem Erzwidersacher, dem Kommandanten, zu Leibe, der alles einstecken läßt, was sich für die Lohan interessiert. Er hätte etwa Majorsrang, so sagt man mir. Ich kenne diesen Typ des chinesischen Generals, der hauptsächlich durch gewaltige Stiefel wirkt und begonnen hat, für China die Vorsehung zu spielen.

Bevor wir gehen, bieten uns Mandschu-Bannermänner allerlei Monstre-Skulpturen an und der Fasanenjäger von gestern einen neuen Lohan, der irgendwo vergraben sei. Er wisse den Ort. Mein Freund lächelt, verteilt Adressen und drängt zum Aufbruch.

In den Straßen bilden die Einwohner förmlich Spalier für mich. „Das ist der Europäer, der die Lohan kaufen will." Ich lese es von ihren Lippen. Ein Hotelwirt macht seinen Kratzfuß und ladet uns ein, in seine niedrige Hütte zu kommen, wo unser wichtige und vertrauliche Mitteilungen warteten.

Wir machen, als wir mit tapferen Schritten ins Yamên, in die Höhle des Löwen schreiten, einen imposanten Eindruck. Vor zwanzig Jahren hätte man uns wohl schon am ersten Tage mit Eskorte hierhergebracht. Jetzt braucht man die Europäer in China allzu sehr. Ich gebe Karte und Paß ab, wir warten in einem Häuschen, wo mein Freund auf wundervoll legere Art Konversation macht. Acht Fayenceaugen glänzen sich an. Meldung: der Kommandant läßt bitten. Es geht durch Höfe, Höfe, Höfe, der Unkundige verlöre sein Herz dabei. Aber ich habe selbst Höfe; die Großartigkeit ist billig. Wir werden in ein blitzsauberes Zimmer geführt, ich lasse mich auf dem Ehrenplatz (links) des K'ang nieder, mein Freund setzt sich artig auf ein Stühlchen und schließt die Beine. Durch das Gazefensterchen des Vorhangs blicken achtzehn Augen neugierig auf uns; alles ist öffentlich in China. Eine Tür fällt, der Major erscheint. Oh, er ist alt! ruft mein Freund überrascht.



Grotten von Ichou, Chihli: Lohan

Ein Herr mit weißem Knebelbart und dem herrlichsten Aristokratenkopf, ganz in tiefblaue Seide gekleidet, erscheint. Er begrüßt uns mit einer Würde, deren Freiheit mich sofort die Waffen strecken läßt. Wir ändern im Augenblick unsere Taktik.

Wundervolle Kunst ostasiatischer Konversation! Ich hänge an den Lippen meines Freundes und bewundere ihn. Er erzählt, als ob er Walzer tanze, in leichtestem Tone von gemeinsamen Bekannten. Dort hänge ein Schriftbild: sei das nicht von dem ehemaligen Vizeminister des Landwirtschaftsministeriums? (der natürlich von Klassikern mehr weiß als von Schweinezucht.) Pekinger Klatsch wird unter verschwenderischem Blitzen von vier Augen erörtert. Der alte Herr, voller Freude, etwas Großstadtluft mitgebracht zu bekommen, läßt Tee bringen, trinkt selbst, steckt sich die Wasserpfeife an. Ich erhalte eine „Pirate"-Zigarette.

Sachte schwingt mein Freund sich auf einen bedenklicheren Pfad. Ich sei nach China gekommen, um alte Monumente zu studieren, hätte schon viele dicke Bücher geschrieben, kurzum, sei eine europäische Berühmtheit. Wie alt ich sei, fragt der Kommandant. Neunundvierzig. O, er sei über siebzig. Ich werfe etwas ein, auf das lächerlichste in meiner Eigenliebe gekränkt. Mein Freund halblaut: Wenn man so viele Bücher geschrieben hat, ist man wenigstens fünfzig in China. Nur alte weise Leute schreiben bei uns Bücher.

Ich hätte, so fährt mein artiger Münchhausen mit epischer Breite fort, in einem Pariser Museum einen großen Lohan gesehen, vor dem sich alltäglich eine riesige Menschenmenge, Männer, Frauen, Kinder, stauten. Man sei der Bewunderung voll gewesen. Neben diese Skulptur hätte die Museumsverwaltung eine Tafel aufgehängt: dies ist die einzige Skulptur ihrer Art in der ganzen Welt, und sie kommt aus China.

Der Kommandant steht, als er das Wort „Lohan" hört, vom K'ang auf, als stäche ihn etwas, und setzt sich auf einen kleinen Stuhl. Er blickt jetzt nur noch auf meinen Freund. Seinen Lippen folgen draußen achtzehn Augen, die vor Neugier durch das kleine Gazefenster des Vorhangs hindurchbrennen.

Nun hätte ich, der große Gelehrte, von sehr autoritativer deutscher Seite in Peking gehört, daß mehrere Lohan existierten, und zwar führe die Spur nach Hsiling. Bei meinem Besuche der Kaisergräber sei mir von den Einwohnern erzählt worden, zwei Lohan befänden sich noch im Yamên.

Der Kommandant pafft mächtig aus seiner Wasserpfeife. Auf meinen Lippen steht die ganze Zeit über ein kleines sarkastisches Lächeln. Ich genieße die Kunst, mit der mein Freund den Zertrümmerer meiner Pläne langsam röstet.

Ich wohne im Lamatempel. Lamapriester seien Dummköpfe. Ein alter Mönch indes, so hätte man mir gesagt, wisse einiges über die Geschichte der Skulpturen, aber er sei nicht in Ichou, und so hätte man mich an den Kommandanten verwiesen, der sicherlich über die Vergangenheit der Lohan am besten orientiert sei. So sei ich denn gekommen, einerseits, um meinen Respekt zu bezeugen (drei Menschen verbeugen sich), andererseits, weil ich mich der Hoffnung hingäbe, die beiden Lohan zu sehen und über ihre Geschichte Maßgebliches zu erfahren.

Der Kommandant nickt, pafft, fährt sich durch den weißen Zwickelbart, wobei seine Hand zu zittern scheint. Er bittet um Entschuldigung, daß er meine Aufmerksamkeit nicht gebührend erwidern könne, aber er sei sehr rheumatisch. Die Lohan, ja, die hätten ihm schwere Sorgen bereitet. Räuberisches Volk hätte sie aus ihren Verstecken geholt, die meisten zerschlagen, er hätte alle Scherben sammeln und durch Soldaten das Letzte von den Bergen holen lassen. Einige Schächer, die ertappt worden wären, seien auf zehn Jahre ins Gefängnis geflogen. Er habe alle Erinnerungstafeln abschreiben lassen, sie nach Peking gesandt, wo sie aufgezogen würden, er wolle sie aber für mich kopieren lassen. Und er wolle mir gern seinen Lohan zeigen.

Wir erheben uns, durchschreiten ein paar Höfe unter ermüdenden Höflichkeiten, wir stehen vor dem Lohanrumpf. Sein Hals ist abgeschlagen, ein Stück der Schulterblätter, die Füße. In der Hand hält er

Grotten von Ichou, Chihli: Lohan (Torso)
Wende des ersten Jahrtausends

eine Schriftrolle. Der Kopf ist neben dem Rumpf an die Wand gelehnt. Er wirkt, in seinem Ton von vergilbtem Elfenbein, wie der Kopf eines Enthaupteten. Wieder durchzuckt mich das mächtige Leben dieses Antlitzes wie ein elektrischer Schlag. Es ist ältlich, mager, die Lippen sind fest geschlossen. Ich muß an japanische No-Masken denken, an den yase otoko, der vergrämt von unfreiwilliger Askese ist.

Nein, er habe nur einen Lohan, berichtigt mich der Kommandant. Das andere sei alles zerbrochen, es seien mehrere Körbe voll, und der Rest seien kleinere Skulpturen, wohl aus der Mingzeit. Er selbst könne den Lohan nicht in Yamên behalten, er wolle ihn zu einem Tempel senden (wo Sie ihn kaufen können, fügt mein Freund draußen hinzu).

Zu Haus liegt schon die Karte des Kommandanten auf dem Tisch. Wir essen noch einmal Fasan, dann geht es zum Bahnhof. Auf dem Bahnsteig umringen mich drei Dutzend Bettelkinder, die ich mit Kuchen füttere und die mir vor Gier nach den Fingern schnappen. Ein Herr von vierzig mit merkwürdig listigen Augen und glänzenden Backen erweist meinem Freunde tiefe Reverenz, die dieser ebenso ehrerbietig erwidert. Es ist ein Dieb, der seine Physiognomie beliebig wechseln könne. Er will natürlich zwei neue Lohan von den Höhen herunter bringen. Wir versprechen goldene Berge, wir winken unseren Kreaturen zu, wir versenden inmitten dieser Operettenszene einen letzten Blick auf die Höhenzüge, die in veilchenblauem Dunste schimmern, auf die Berge, in deren Grotten die Lohan vielleicht ein Jahrtausend menschenentrückt vor sich hinstarrten, in die Weite blickten, durch Basaltblöcke hindurch, sehend und nicht sehend, zerrieben förmlich von so viel Konzentration, von so viel ekstatischer Anspannung des Geistes, der droht, aus diesem wuchtigen Schädel, aus dieser mächtig vorgewölbten Stirn wie ein glühender Lavastrom, alles versengend, herauszutreten.

JEHOL

DURCH ein Geräusch im Schlafe aufgestört, krame ich in meinem Gedächtnis nach, wo ich bin. Ein paar Bilder huschen an meinen Augen schnell wie Lichtwellen vorbei: das weite wasserlose Flußbett des Peiho, eingefaßt von sanften Höhenzügen am Horizont. Mein Schimmel, Sand spürend, schwingt sich auf zu einem letzten Galopp, den grobe Steine bald wieder hemmen. Nach neunstündigem Ritt die typische chinesische Herberge vor den Toren einer mauerumgürteten Stadt: ein rechteckiges Gehöft mit offenen Stallungen an den Längsseiten, voll von wiehernden, schreienden, sich beißenden, Häcksel und Kaoliang zermalmenden Reit- und Zugtieren. Ich sitze gegenüber der Einfahrt vor den „Gastzimmern" an weißgedecktem Tisch. Staubwinde erheben sich und panieren mein Hühnerkotelett. Das war Mi yün hsien, eine Magistraturstadt, 160 Li von Peking: an jenem Tage schlief ich ohne Buch ein.

Warum kommen diese kleinen Erinnerungen jetzt, wo ich ruhen will? Irgendetwas hämmert an meinem Schädel. Ich wehre mich gegen neue Bilder wie gegen lästige Insekten, aber da ist noch eine Landschaft, die in meinem Hirn förmlich festklebt. Eine Bergschlucht hinunter, durch das Geröll eines von steilen Wänden eingezwängten Flußbettes hindurch und abermals einen schmalen Pfad hinauf. Zur Rechten, auf einer Felskuppe, die halbe Welt überschauend, liegt ein Kloster mit seiner rotgetünchten Fêngshui-Mauer in einer Einsamkeit, Wildheit, Stille, daß einem das Blut in den Ohren saust vor Überschwang. Wie hält man solche Landschaften? Eine Kamera kann sie nicht fassen, und

nicht das Wort. Musik vielleicht. Wenn Caspar David Friedrich Blicke talwärts malte oder den Himmel, der hinter den Bergkanten pfirsichgelb erzittert, hat er unsere Empfindungen vor solcher Weite auf die Leinwand zurückprojiziert.

Warum wird mir hier der Genuß der Natur, die mich zu Hause so leicht ermüdet oder langweilt, zu einem großen Erlebnis? War dieser letzte Abend, der Beschluß einer Tageswanderung von 55 Kilometern, ein Tag ohne Kunst, ohne Menschen, die mir etwas sagen, ohne Bücher, aber voller Schweigen in schweigender Umwelt nicht ein großes Abenteuer? Was habe ich Seltsames erfahren? Nach den Bergen kamen Haine, Bäche rauschten, die Dämmerung kündigte sich an. Unsere Karawane zog durch fast etrurische Bergtore, an geheimnisvollen Mauern entlang; die Luft war voll von dem kräftigen Gewürz der Gebirgszone. Häuser, Bäume, Höhenzüge wurden zu dunkel glühenden Silhouetten in dem opalisierenden Licht. Und nach all der Dunkelheit der letzten Stunden plötzlich gepflasterte Bergstraßen mit brennenden Laternen, mit singenden und neugierigen Menschen, mit Läden; ein wahrer Basar für den, der aus dämmriger Tiefe auftaucht; die Ahnung einer Stadt von seltsamer und unbekannter Schönheit. Sie wird sich am Morgen enthüllen.

Sie enthüllt sich mit einem eigentümlichen sausenden Geräusch.

Nun ich ganz wach bin, weiß ich, daß ich im Yao wang miao, einem taoistischen Kloster hoch über der Bergstadt Ku pei k'ou liege, zwei Tagereisen nördlich von Peking.

Es ist vier Uhr morgens; auf dem großen Tempelhofe vor mir rattert und surrt der Lärm einer Säge. Ein Tischler grinst das sich aus seinen Bettlaken herausschälende europäische Gespenst freundlich an. Um sieben aber erscheint der Priester und erkundigt sich taktvoll, ob ich gut geruht habe. Ich überlasse meinen Dienern, die auf nackten Holzbohlen ihre Lagerstatt bereiten mußten und übernächtigt und rachedurstig ausschauen, die Antwort. Sie wird nicht fein.

Was aber ist eine schlechte Nacht, was sind pochende Schläfen und schmerzende Gelenke, wenn man an der Brüstung dieses burgartigen,

Ku pei k'ou, Chihli: Große Mauer (oben) und Dach des Yao wang miao (unten)

mit herrlichen Fayencen ausstaffierten Tempels, den Fluß, die Berge, die Stadt im Sonnendunste eines Maimorgens zu Füßen, seinen Tee schlürfen darf? Die Berge, durch die sich der jetzt wasserarme Chao hindurchzwängt mit seinem gewaltigen, oft Hunderte von Metern breiten Flußbett, rücken bei Ku pei k'ou, d. i. alter nördlicher Paß, dicht aneinander zu einer natürlichen Pforte. Sie war einstmals regelrecht von eisernen Torflügeln geschlossen. Von den Höhen aber der Berge, über Schluchten und Felskuppen kletternd, gewunden wie der Leib einer Riesenschlange, kriecht Chinas Wunder, die große Mauer heran an den Fluß und beschirmt ihn mit wuchtigen Bastionen. Die Linie der Mauer, die sich auf den höchsten Graten wie ein hellschimmerndes gezacktes Band gegen den Himmel absetzt, wirkt hier malerischer, weicher als bei Nankou. Dort erscheint sie größer, ja sie wächst in der lähmenden Sterilität der Gebirgswüstenei zu finsterster Monumentalität. Ihren angeblichen Zweck, das Reich der Mitte vor tatarischen Einfällen zu schützen, hat sie schwerlich erfüllt; eher mag sie als Grenzwall des eigentlichen China gedient haben. Wenn man um Dorf und Stadt, ja um Paläste und Privathäuser Mauern zog, warum nicht um das ganze China?

Sinnfälliger als ein Ausschnitt des Bauwerkes veranschaulicht die Landkarte die Monstrosität der Idee. Sie wird dem Shih Huang Ti zugeschrieben, aus dessen Gestalt die Geschichte ein Schreckgespenst gemacht hat, wie unser Mittelalter aus der des Attila. (Shih Huang Ti wars, der im Jahre 213 v. Chr. die klassischen Bücher seines Volkes verbrennen ließ, um den nörgelnden Gelehrten ein für alle Mal den Ätzstoff für ihre zitategespickten Denkschriften zu entziehen. Er beschäftigte sie nützlicher, sofern er sie nicht köpfte, indem er die chinesischen Geheimräte Sand und Steine zum Bau der großen Mauer karren ließ. Ihr Hass auf ihn ist bis heute noch nicht verraucht.)

Diese gewaltigen Triumphpalisaden, zur Mingzeit ausgebessert und erweitert, den Nachbarstaaten ein finsteres Sinnbild der von Shih Huang Ti erkämpften Einigkeit Chinas, begleiten meine kleine Karawane heraus aus der Bergfeste auf die breite Uferstraße.

Ihr Geröll zerschmilzt fast in der Glut des Maimittags.

Wir sind todmüde. Mein Boy, der gestern laufen mußte, weil er sich mit den Eseltreibern über die Prozentchen nicht einigen konnte, fleht mich an, ihn nach Peking zurückzusenden. Er sei krank. Ich bette ihn für kurze Zeit auf dem K'ang des nächsten Tempels, den wir passieren. Streitbare Priester, wie sie Shih Nai-ngan beschreibt, räumen mir murrend K'ang, Tisch und Stühle ein. Flinten hängen, neben Chromodrucken sehr unheiliger Schönheiten, kreuzweis an den Wänden. Nach kurzer Rast, denn ein wahrer Kilometerhunger hat mich gepackt, dörren wir wieder auf der Landstraße, rot im Gesicht, Taschentücher wie Cowboys im Nacken, heißes Wasser aus Thermosflaschen trinkend, die Windungen der Ebene, die wir entlang traben, schleppen und humpeln, mit geblendeten Augen an den Kanten der sie begrenzenden Bergkämme messend.

Eintönige Stunden vergehen ohne Dorf, ohne Menschen, ohne Gedanken. Nur die Dinge der sichtbaren Welt existieren. Die Staubkörner im Zopf meines Koches, der vor mir reitet, der hin- und herschwankende ballonartige Kropf des Eseltreibers, die Elastizität seines Jungen, der zäh, hunger- und durstentwöhnt wie ein Kamel, gutmütig lachend, sich, den Vater und die störrischen Tiere dem Tempo anzupassen sucht, das der eilige Europäer angibt.

An dem Bügel meines hölzernen Sattels, der mir das Sitzbein blutig gescheuert und wie ein Sperrstock die Beine ausgedreht hat, habe ich die Karte der preußischen Landesaufnahme: meinen Führer, der versagt. Dort auf dem Papier steigt das Gelände Hunderte von Metern. Ein paar größere Dörfer sind aufgeführt. Hier aber zieht sich die Straße abwechslungslos in einer langgestreckten Mulde hin, und meine Eseltreiber schütteln den Kopf, wenn ich ihnen, auf die Zuverlässigkeit deutscher Arbeit pochend, die Namen der Ortschaften, die die Karte verspricht, vorbuchstabiere. Es ist nützlicher, über das Daseinsrecht der kleinen Fliegen nachzudenken, die sich zwischen den abwehrbereiten Ohren meines Grautieres festsetzen, oder über die Psyche des Langohrs selbst.

Die Kaiserstraße nach Jehol

Ich übergehe die markerschütternden Geräusche, die dieses Ganglienwesen ausstößt, wenn es einen Genossen oder gar eine Genossin erblickt, die abscheulichen Gewohnheiten, deren es sich befleißigt, wenn es stillsteht oder frühstückt. Fühlt der Esel, daß die Zügel sich lockern, so schnellt sein Kopf zur Erde, weil er Ausscheidungen anderer Mitglieder seines genus wittert, die er mit tiefem Erschauern und seligem Fauchen aus weitgeöffneten Nüstern begrüßt. An Intelligenz nimmt es der Esel in der Regel mit seinem chinesischen Herrn auf, sofern der, denn der Beruf stumpft ab, das zwanzigste Jahr überschritten hat. Dieses Herrn, der nur des Lichts der Gestirne benötigt, der auf einem Brett wie ein Gott schläft, vor Sonnenaufgang munter ist, vierzehn Stunden marschiert, von ein paar Bohnenkörnern lebt, die Mikroben des verdächtigsten Wassers mit seiner Magensäure umbringt, der sich nie wäscht und doch, weil Sonne und Luft ihn sengen und durchdünsten, nach langer Wanderung ein reineres Körperaroma ausströmt als der gepflegteste Städter.

Kurz vor sieben wird ein armseliges Dorf sichtbar, I t'ien fang, und vor ihm, auf einem sandigen Hügel, ein Tempelgehöft mit ein paar Koniferen darin, die die Magerkeit der Landschaft erst verdeutlichen. Ein freundlicher Priester nimmt uns auf, teilt mit meinen Leuten sein Zimmer und läßt mich neben dem Altar mein Feldbett aufstellen.

Nach der Mahlzeit sitze ich mit sechs Bauern auf der steinernen Rampe. Sie interviewen mich und ich sie. Keiner von ihnen kann lesen und schreiben. Ihr Gehirn ist der Priester, der, nicht ganz unkultiviert, in einer Kargheit und Einsamkeit lebt, die mir nahegeht.

Wie teuer mein Haus in Peking sei und wieviel ich verbrauchte? Ich nenne einen Betrag. Im Jahr? Im Monat. Die Bauern sehen mich an, als geböte ich über numidische Sklaven, perlenübersäte Huris, Dschunken aus Sandelholz.

Heere von großen Ameisen laufen wie besessen über den Sandboden, an Stiefeln und Tischbeinen herauf. Sie beleben diese unfruchtbare, fast erstorbene Natur, deren Schweigen so tief und bedrückend ist, daß der Abendwind wie ein gespenstisch menschlicher Klagelaut berührt. Die

Existenz der Menschen hier hat nichts von dem Krampfhaft-Dramatischen unsres Seins; die Zeit ist endlos, das Leben eine kurze Phase der Bewußtheit, der Tod keine große Enteignung.

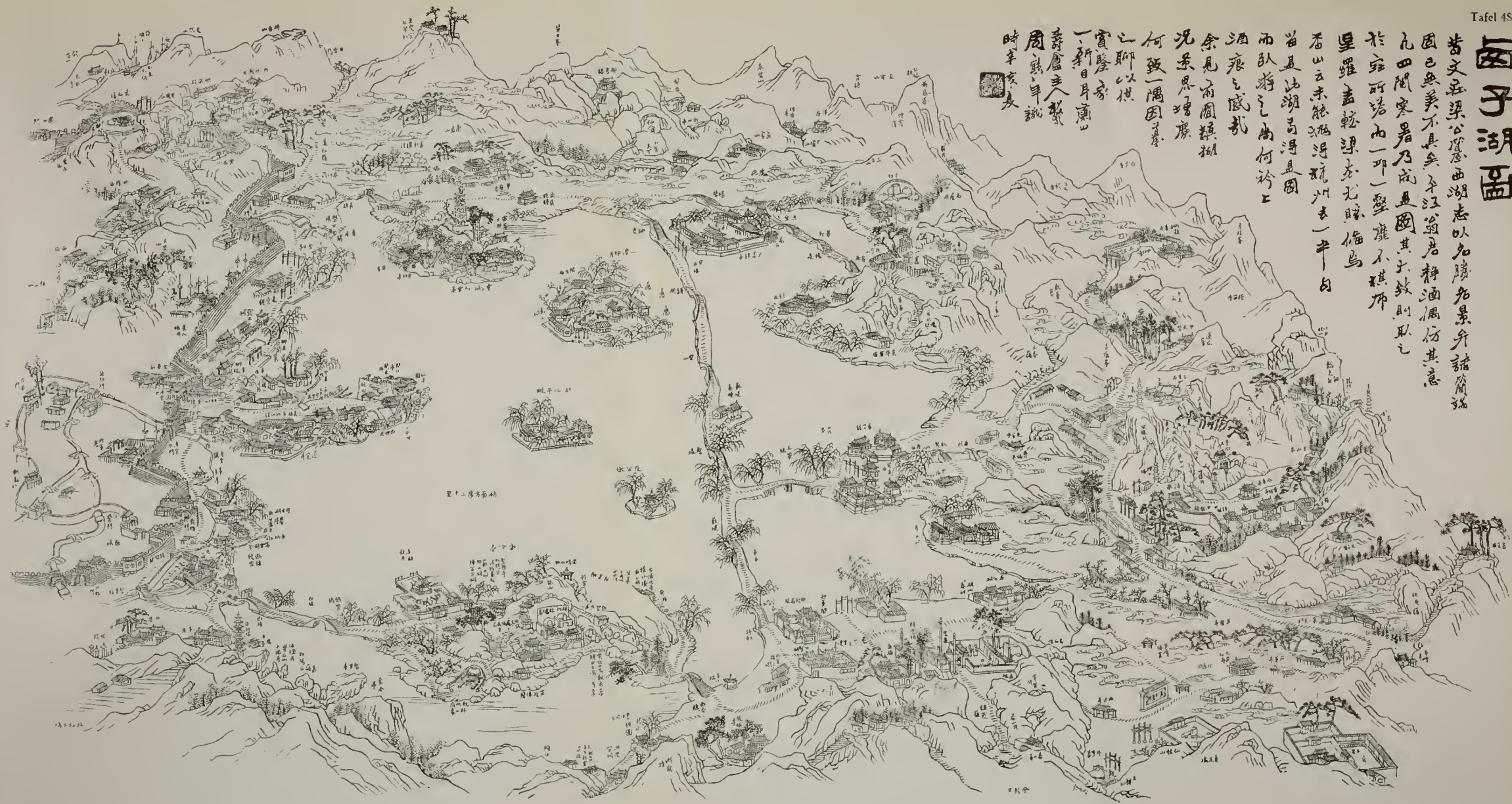
Um fünf Uhr morgens bade ich in dem kalten Gerinnsel, das am Fuße des Hügels glasklar über Kiesel und Schlingkraut hüpft. Um sechs bin ich mutterseelenallein (mein Troß folgt eine Stunde später) mit Kodak, Karte und Frankes Jeholbeschreibung auf der gut gehaltenen Gebirgsstraße.

Die Luft ist knusprig, sanft von der Sonne angewärmt; ich eile unter dem verläßlichen Blau des nordchinesischen Himmels dahin wie ein Mensch, der mit den Erkenntnissen des Dreißigers zum zweiten Mal den zwanzigsten Geburtstag feiert. Sind es die Berge, die sich immer malerischer falten, ist es nach der Dürre von gestern die üppigere Vegetation, das sauber bestellte Land in windgeschützten Schluchten, die ständig wechselnde, sich vertiefende Perspektive, die mich in dieser Straße eine Feststraße sehen läßt? Mir wird plötzlich klar, daß ich gestern vom Wege abgeirrt bin, daß diese monumentale Straße die berühmte Kaiserstraße sein muß, auf der K'ang hsi mit großem Gefolge zu den mongolischen Jagdgründen gezogen ist.

Höher winden sich die Berge, breiter und lauter wird das Flüßchen, Bäume klettern, unchinesisch üppig, schöngewellte Ketten hinauf; ich sehe Laubholz, höre einen Kuckuck rufen, ein ganzer Bergpark tut sich vor mir auf. Bin ich verrückt, daß mich der Anblick eines Stückchen Waldes außer Atem bringt? Und während ich mich seitwärts wende, einen Pförtner suche, der mir Zutritt zu diesem verwunschenen Park gibt, wird mir bewußt, daß dieser Zauber kein Zufall, daß diese Überraschung von klugem Architektenblick planvoll erwogen ist.

Leang t'ien fang, so heißt der Bezirk, dem ein Dörfchen vorgelagert ist, wurde 1702 von den Architekten Kaiser K'ang hsis als Raststation erbaut. Eine schöne, ganz japanisch anmutende Koniferenallee öffnet sich in der Mitte zu ein paar rechteckigen Höfen. Auf die tempelartigen Gebäude, die sie begrenzen, sehen die Bergspitzen herunter, und Grün,

西子湖圖
昔文莊梁公纂西湖志以名勝名景并諸蹟端
固已無美不具矣平江翁君静涵偶仿其意
凡四閱寒暑乃成是圖其大致則取之
於寺所塔山一邱一壑靡不棋佈
皇羅畫較梁志尤瞭備焉
香山云未能抛得杭州去一半句
留是此湖為得是圖
而臥游之尚何矜上
酒痕之感哉
余見前圖類湖
況景界增廣
何致一隅因摹
之聊以供



Jehol: Plan des kaiserlichen Residenzschlosses und Parkes

dichtes saftiges Grün schiebt sich überall über die Mauern dieser verlassenen Villeggiatur.

Ein Garten ist da, gleich hinter dem Gebäudekomplex, mit einem bewaldeten Berg. Auf seinem Scheitel tanzen die schlanken Pfeiler, das zierlich geschwungene Dach eines Pavillons vor dem flirrenden Weißblau des Himmels. Wie einfach scheint dieses Pastorale gefunden, wie geschickt aber ist es aus der Natur herauskalkuliert, so sehr, daß selbst der bizarre Zuckerhutkegel im Rücken des Palastes eine wichtige architektonische Bedeutung erhält!

Man baut Blicke in China, und dann erst Häuser. Hier, in Leang t'ien fang, sind eigentlich nur noch jene übrig. Die Hallen haben Regen und Sturm verwüstet. Der Garten, in dem man sich den schwert- und bogengewandten Kaiser lesend und meditierend herumgehen denkt, ist überwuchert von engverschlungenem Gestrüpp, voller Fußangeln und abgeschälter Baumstrünke, ein Stückchen Dschungel auf dem einundvierzigsten Breitengrad.

Meine Vorstellung von der Zeit der ersten Mandschukaiser und mein Respekt von ihnen wird größer mit jeder Stunde. Nur der freilich, der aus der Pekinger Ebene kommt, begreift die Verlockung, den diese wild-anmutige Jagd-Heerstraße auf den kunstempfänglichen Herrschersinn ausgeübt hat. Weite Täler mit duftigen (ganz umbrischen) Fernsichten, grüne Hänge, auf steilen Granitblöcken aufgebaut, von denen der Humus abgewaschen ist, weiter hinauf aber mit Koniferen, Espen, Eichen und Ulmen bestanden, lösen tief eingeschnittene Paßhöhen ab. Bergbäche glucksen neben dem Weg; über bemooste Riesenblöcke stürzt eiskaltes Quellwasser, und ein Bergtempel hängt über einem Abgrund, mit seinem Schatten spendenden Walmdach, dem kühlen Steinfußboden, der luftigen Veranda zur mittäglichen Siesta wie geschaffen.

Meine Stimmung wird freudiger, zufriedener, erwartungsvoller, je länger ich marschiere, und ich marschiere schon acht Stunden. Ein zweiter Reisepalast, Chang shan yu, wird um drei Uhr auf einer Anhöhe, in einem grünen Rasenfleck zwischen breitästigen Kiefern sichtbar.

Er ist 1720 erbaut, geräumiger angelegt als Leang t'ien fang, wie dieses schön, wild, verfallen, daß es einem in der Hand juckt. Die geflickten Kustoden, vor einem Jahrhundert gewiß noch gravitätische Mandarinen mit lapis lazuli-Knöpfen, dulden lächelnd, trinkgeldsicher, kindlich für die Handhabung meiner Kamera interessiert, daß dieses harmlos verkapselte Glasauge Chinas Schande unbarmherzig aufzeichnet: die hohlen Giebel, Dachziegel, von Unkrautwurzeln ausgehoben, in den Angeln hängende Querriegel, die vom Regen unterwaschenen Trittplatten, das elegant gerahmte Uhrenzifferblatt an einer wie vom Erdbeben erschütterten Wand, mit römischen und arabischen Ziffern säuberlich ausgemalt.

Auch hier ist ein Hügel an die kaiserliche Villa angelehnt. Ich klettere hinauf, den keuchenden Kustoden hinter mir. Ganz oben steht noch das Skelett eines Pavillons.

Hieß er „Halle der Weltvergessenheit" oder „Reine Klänge des Bergwindes"?

Er gibt, umstrickt von wucherndem Unterholz, von Haselnußsträuchern, von wilden Rosen und Ligustern eine Idee, wie artig sich der chinesische Mensch des 18. Jahrhunderts in der Natur verlor. Ein hübsches Stück schneidet der leere Rahmen des Breitfensters aus, kaum zufällig: grünes raschelndes Laub und die schlanken Horizontalen weißer Birkenstämme. Solche Motive, in farbiger Fayence ausgeführt, finden sich als wirkliche Fenstergitter in Südchina. Den Heruntersteigenden belohnt ein Blick, schön wie die schönste Fernsicht Kyotos, vom Rakuto Reizan: über Baumfluten hinweg auf drei vier sonnebeglänzte Bergkämme, der hinterste an den Horizont gehaucht, substanzlos fast, wie eine Fläche, die der Holzschneider mit der grauen Tonplatte druckt.

San tao leang (die Karte nennt's San tao kou), ein größeres Dorf, um sieben erreicht, hat, guter mittelalterlicher Überlieferung folgend, in seinen Herbergen mehr Eselkrippen als Gastzimmer; der kleine Tempel dient als Schule. Ich dränge weiter, denn ich träume, übermütig gemacht von der verschwenderisch spendenden Landschaft, von poetischer Unter-

Jchol, Residenzschloß: Lotosteich und Waschklöppelfels

kunft, von einem Kapellchen, das ein taoistischer Zauberer über schwindelnden Klippen aufgebaut hat. Der Koch galoppiert voran, das Gebirge macht einen Knick; kurz vor neun Uhr halten wir in einem engen Bergkessel vor einer rotgetünchten Tempelumfriedigung. Ein Bauer nebenan bringt den Schlüssel, Reisig und Wasser; Priester, Herd und K'angs hat mein taoistischer Zauberer weggezaubert. Ich schlafe auf dem Hof, den sternenlosen Himmel als Baldachin; gespenstisch schwarz, riesenhaft, blicken die Bergwände über die Tempelmauern. Wir sind in Chin chia k'ou, 898 Meter über dem Meeresspiegel.

Fünfter Tag. Die Lippen springen auf von der Bergluft, die spröde, rauchig, voll herber Gewürze in den Hals hineinkriecht, die Haut rötet, die Blutäderchen aus dem Weiß der Augen wegputzt. Für die Schönheit einer Reise (untrodden paths machen sie für mich aus) gewinnt der Mensch mit Blick einen Maßstab daraus, wie oft er seine Kamera in Bewegung setzen möchte. In Japan kann man sie ganz zu Hause lassen; es ist alles schon aufgenommen, reproduziert, etikettiert. Hier aber, wo ein Stückchen Tirol, Dalmatien, Lombardei und Hakone, Bekanntes-Unbekanntes sich drängen, wird es einem sauer, mit Filmrollen haushälterisch umzugehen.

Vor Wang chia ying geht es abwärts. Ein 1704 erbauter Reisepalast steht noch dort, wo sich das Waldgebirge sattelförmig senkt und hinter dem Einschnitt steile und nackte Ketten in den sonnendunstigen Himmel steigen. Auch dieser Blick ist von den kaiserlichen Architekten beim Bau der auf Achse gestellten Hallen wieder sehr fein in ihre Rechnung einbezogen worden.

Der älteste Reisepalast der Jagdstraße, Chara hotun, K'ang hsis Lieblingswohnsitz, bevor er sich entschied, Jehol auszubauen, liegt an der Peripherie der Magistraturstadt Luan p'ing hsien, 20 km vor Jehol. Auch er besteht nur aus Ruinen, aus einer zerfallenen Mauer, aus ungepflegtem Waldpark. Träge jetzt von monatelanger Dürre, aber reißend und voller Tücken, wenn die großen Sommerregen sein breites Bett gefüllt haben, fließt der Luan ho vorbei.

Die Vorstellungen, die man bei uns von China hat, sind so schief und so unklar, daß es reizt, zuweilen ein Exempel dieser Verworrenheit zu statuieren. Einem Professor der Botanik, der gerade von einer ceylonischen Forschungsreise zurückgekehrt war, zeigte ich die Aufnahme einer sommerlichen Landschaft. Er riet auf Java, und als mein Gesicht bedenklich wurde, auf Hinterindien, jedenfalls Subtropen. Es war ein Bach im Kaoliangfeld aus der Umgebung von Peking.

Ich verpflichte mich, Ägypten, Dalmatien, Umbrien, Japan, Griechenland, die Landschaften der Bibel durch chinesische Veduten zu verdeutlichen, und die Stimmung an einem Havelsee durch Blicke auf den Kiefernhain und das Sandufer des Luan ho bei Chara hotun.

Froh, ein Stückchen Heimat wiedergefunden zu haben, klettere ich den Hügel hinab, lege die Kleider auf ein paar heiße Felsblöcke und stürze mich in die Fluten. Sie sind lehmgelb, schlammig, reichen mir bis zur Hüfte und dampfen fast vor Wärme. Mit der bleiernen Sonne über meinem unbewehrten Schädel wird es eine Art türkischen Bads. Schwitzend fliehe ich in den Park zurück. Ein gebratenes Huhn erwartet mich und „Salzburger Nockerln", von meinem Koch über irgendeinem urdürftigen Herde erzaubert. Ich lasse die zusammenlegbaren Bambustragstangen, sonst fürs Moskitonetz bestimmt, in die Holzfüße stellen, eine Schlafdecke als Baldachin darüber breiten und denke, im Schatten bei 37 Grad Celsius auf meinem Klappfeldbett liegend, über die furchtbaren Strapazen nach, denen europäische Reisende sich bekanntlich auf ihren Fahrten im Innern Chinas aussetzen.

Hinter Luan p'ing hsien überschreiten wir den Fluß, Knaben treiben die Esel durch die Furt. Sie sind nackt und kastanienbraun wie ihr Vater, unser Fährmann, ein Hüne mit dickem Zopf, prachtvollem Gebiß und einem weißen Pyjama-Jäckchen, das ihm bis zum Nabel reicht. Das Lendentuch hat er vergessen.

Auf der Landstraße wirds belebter von Stunde zu Stunde. Eseltreiber, Bauern, jeder dritte mit einem Kropf, Soldaten, Karren mit Stühlen aus Ulmen- oder Birkenholz beladen, kleine Reisegesellschaften ziehen vor-

Jehol: Gesamtansicht des Putala

über; man fühlt die Nähe einer großen Stadt. Neugierige lockt das Hundegebell vor die Tore der Gehöfte: woher? Aus Peking. Wohin? Nach Ch'êng tê fu (keiner sagt Jehol, das mit offenem o und einem l wie das amerikanische r in „very" gesprochen wird). Wieviel Tage unterwegs? Fünf. Manche erkundigen sich nach dem Mietspreis, den ich für die Esel zahle. Ich bewundere die Geduld meines Eseltreibers, der diese stereotypen Fragen selbst Kindern beantwortet. Denn die ganz syrisch werdende Landschaft aus Felsen und Himmel, Steingeröll und verdurstender Erde erstickt uns mit ihrer beizenden Glut, trocknet den Speichel im Munde ein und entzündet mit ihrem unbarmherzigen Licht die Lider. Wir holen die Schutzbrillen aus den Futteralen, stopfen uns Tücher in den Nacken, zählen die Meilen ab. Zerklüftete Felsen von sonderbarem Umriß fassen die eine Seite der Strombettstraße ein; Löwenköpfe heben sich vom weißlichen Himmel ab, ein Tiger kauert sich zusammen, zwei hohe, ganz steile Kegel werden, sobald man an ihnen vorbei ist, zu grinsenden Menschenköpfen. Das Volk nennt sie Shuang t'a shan, Hügel der zwei Pagoden. Eine kleine Kapelle steht auf dem schlankeren. Der Volksmund erzählt, sie sei vom Himmel gefallen, und läßt sogar das Gras der Unsterblichkeit, das taoistische Genien sonst auf fernen Fabelinseln hüten, dort oben wachsen. Vor hundert Jahren seien Leute hinauf geklettert, um das Gras zu pflücken, natürlich sei es immer höher gewachsen und unerreichbar geblieben, wie die Perle der Vollkommenheit dem Drachen.

Es geht ein paar einschläfernde Stunden talaufwärts. Der Himmel verfinstert sich. Auf Geheiß der Eseltreiber steigen wir von den Reittieren, weil der „Paß der großen Menschenfreundlichkeit" zu erklettern ist. Die Packtiere leisten turnerische Bravourstücke. Es wird steiler und steiler. Mächtige schiefergraue Blöcke schachteln die Paßhöhe ein. Die Treiber helfen an den Flanken der Esel, deren Hufe fortwährend vom Gestein abgleiten. Rufe, Platz zu machen, schallen aus einer Kurve, denn ein Maultierkarren rattert herunter von der anderen Seite. Kletterei, das erregte Geschrei, das fahle Licht, die grandiose Starr-

heit der Silhouetten steigern meine Erwartungen auf die Dinge hinter dieser Bergwand. Ganz oben sehe ich sie; zuerst ein paar Tempel auf den Abplattungen der Felsvorsprünge, wie aus einem Sungbild herausgeschnitten, dann einen weiten Kranz von Bergen, und im Talkessel, zwischen zwei Hügel gebettet, ein Glitzern von Dächern aus einem Gewoge von Grün: Jehol.

Mehrfach bin ich", schreibt Kaiser K'ang hsi, „zu den Gestaden des Yangtze gezogen und habe die üppige Schönheit des Südens geschaut; zweimal hat mich mein Weg nach Kansu und Shensi geführt, und gründlich kenne ich daher die Dinge im Westen. Nach Norden zu habe ich den Drachensand überschritten, und im Osten bin ich im Gebiete der weißen Berge gewandert, wo Höhen und Flüsse gewaltig, Menschen und Dinge aber der schlichten Natur treu geblieben sind. Nicht alle Orte mag ich aufzählen, aber keinen von ihnen habe ich erwählt, und nur hier, im Tale des Joho, will ich wohnen".

So wurde Jehol eine Art Versailles oder Potsdam der Mandschukaiser. Anderthalb Jahrhunderte sind sie, wenn die glühend heißen Staubtage in Peking nahten, nordwärts geflüchtet, in ihre Sommerresidenz, die sie „Kühlung spendendes Bergschloß" tauften. In einem Wildpark von der Größe des Königreichs Sachsen, dem waldreichen Weich'ang, wurde gepirscht und der Körper gestählt. Es ging auf Hirsche, Füchse, Zobel, Wildschweine, Antilopen, Bären, Panther und Tiger. Die Tiger- und Pantherfelle auf den Porträts martialisch dreinschauender Mandarine jener Zeit sind keine leeren Attribute. Kam der Kaiser, so wurden die beiden Heerstraßen, von denen nur Reste der einen noch übrig sind, für ihn und seinen gewaltigen Troß ausgebessert, alles gemeine Volk von ihnen fern gehalten (das war in Japan zur Shogunenzeit nicht anders), die Reisepaläste auf dem Wege nach Jehol und in den Jagdgründen instand gesetzt, Brücken über die Flüsse geschlagen, die der anschwellende Strom bald wieder wegriß.

Jehol, Residenzschloß: „Halle der Vorsicht"

Noch ist das Bild dieser uns sonderbar anmutenden Zeit, in der in China alles am Schnürchen ging, nicht gezeichnet. Die Augen der ersten Mandschukaiser waren offen für alles: K'ang hsi ließ sich nicht nur von Jagdkumpanen, sondern auch von Gelehrten begleiten auf seinen Reisen, wie den Jesuitenpatres Verbiest und Gerbillon, die das Gelände aufnahmen. Er forderte zur Metallgewinnung auf. Er erließ Edikte zum Schutze des mongolischen Grundbesitzes, weil er nicht wollte, daß der mächtig vordrängende Strom der Shansi-, Shensi- und Chihli-Bauern die einheimische Bevölkerung von der Scholle vertreibe. Um die soeben erst tributpflichtig gewordenen Söhne der gelben Kirche geschmeidig zu machen, errichteten die Kaiser ihnen Nachbildungen der berühmtesten lamaistischen Heiligtümer, das Weichbild Jehols damit um die prunkvollsten Bauten Chinas verschönernd. Diese Kaiser, deren Zeit die Regierungsgeschäfte eines Weltreichs hätten absorbieren können, fanden noch Muße, topographische Forschungen literarisch zu verarbeiten (Ch'ien lung schrieb eine Abhandlung über den Joho Fluß). Sie gaben eine Beschreibung des Jehol-Bezirkes heraus, in dem auch ihre Jagdzüge behandelt sind, und ihre Erholung von den Jagdzügen war, den Schloßpark um phantasievolle Anlagen zu bereichern, um Pavillons, Teiche, Einsiedeleien, Brücken, Haine, von den Kaisern selbst mit Namen getauft, wie sie kein Dichterturnier sinniger hätte finden können.

Von alledem ist heute nur noch Stückwerk übrig, aber doch genug, um in dem aufmerksam Reisenden eine Ahnung von der Größe dieser Mandschufürsten, von dem Verlust, den China durch die Zerstörung des Yüan ming yüan erlitt, aufdämmern zu lassen. Schon der gepflegte, von hohen Sträuchern eingefaßte Parkweg vom Kuang jen ling-Paß hinab ins Tal bereitet auf ungewöhnliche Aspekte, auf ein sauberes, ja fast elegantes Stadtbild vor.

Die Erwartung wird nicht getäuscht. Freilich, man darf in China keine monumentalen Straßenzüge suchen, Fassaden, Parkanlagen, Riesenbrücken, aus denen das Selbstgefühl der Bevölkerung förmlich herausplatzt wie aus dem Zuruf des Bürgers, der seine Tochter vor den Ohren

Goncourts ermahnt: Parle fort, tu es riche! Der wohlhabende Privatmann Chinas verschanzt sich hinter Mauern, schiebt das Haus möglichst weit zurück von der Straße, weil sie staubig und lärmvoll ist, legt die besten Zimmer hinter Höfe womöglich dem Garten gegenüber, da wo sie den Blicken fremder Eindringlinge am wenigsten ausgesetzt sind. Haben wir Deutsche, die diese einleuchtenden Gesetze selbst in unseren Villenbauten snobhaft mißachten, den Sinn verloren für das, was die Engländer privacy nennen? Wir würden sonst nicht so geringschätzig an den „kahlen" Mauern der Chinesen und ihren gleichförmigen Straßenzügen vorübergehen, würden wissen, wie sehr die Phantasie durch diese geheimnisvollen Fronten beschwingt wird, wie wirksam ihre bescheidene Gestaltung die architektonische Bedeutung eines öffentlichen Bauwerks, eines Tempels, eines Pailou, einer Pagode, einer Marmorbrücke erst herausarbeitet.

Mauern also pilgere ich entlang, unterbrochen durch schmale Pförtchen, die mit bunten Glücksbildern auf rotem Grunde (rot ist die Glücksfarbe) beklebt sind, unterbrochen durch wuchtige Torwege, breit genug, um den zweirädrigen Reisekarren, einen blaugedeckten Planwagen mit Gazefensterchen, hindurchzulassen. Durch Läden mit wenig verlockendem Inhalt oder auch einmal durch eine goldglitzernde Fassade mit Friesen aus der taoistischen Zauberwelt, die prunkvolle Schale eines Seidenmagazins oder Geschäfts. Ich biege in Quergassen ein, frage nach dem Hauptpostamt, denn der erste Besuch des Neuankömmlings gilt dem Postdirektor. Er spricht englisch, hat auf seiner Visitenkarte unter seinem Namen den drolligen Vermerk: „the foreign office" und ist im Pekinger Gesandtschaftsviertel als Helfer in Europäernöten eine renommierte Persönlichkeit. Das „Auswärtige Amt", bekomme ich nach vielem Radebrechen auf dem Bureau heraus, sei in Peking. Rückkehr unbestimmt.

Man schickt mich zum Hause eines Fremden. Ein graubärtiger Missionar erscheint. Fremdenbesuch sei angekommen, das Haus sei voll (ich habe noch nicht um Quartier gebeten). Man würde mir

einen hübschen Tempel innerhalb des Stadtgürtels zeigen, falls ich zu müde sei, ein Lamakloster auf dem linken Ufer des Joho aufzusuchen. Ich fahnde also nach meinem Troß. Der Missionsdiener, ein zopfloser Mensch mit verlogenem Ausdruck, führt uns ein paar Bergstraßen hinauf, an einer Pagode vorbei, um auf einer brüstunggeschmückten Rampe vor einem Tempelanwesen zu halten. Es dämmert schon und tröpfelt: wie herrliche Geschenke sind ringsherum Dächer, Pagoden, Berge, Wolken, schwarz, von schwefelgelben Blitzen erhellt, vor uns ausgebreitet. Blumen blühen auf den Höfen, und an der Ecke des Tempelgevierts, wo der Hügel steil abfällt, schimmert Licht wie ein Willkommensgruß aus den Gastzimmern. Unterhandlungen mit den Priestern: ein hoher Offizier bewirte gerade Freunde in den Fremdenzimmern, sie würden aber nach einer halben Stunde gehen.

Die Gepäckstücke werden abgebunden; der Koch eilt zum Geflügelhändler. Ich lasse mich, müde wie ein Lastträger, auf einem Schemel im Hofe nieder. Große Regentropfen prasseln auf meinen schmutzigen Khakianzug. Eine Stunde vergeht; noch immer tafelt der „hohe Offizier". Ich frage nach einem Notquartier. Die Priester zeigen mir eine Ecke. Plötzlich kommt der Befehl von dem Offizier, mir jedwede Unterkunft zu verweigern. Gegen welche Gesetze der chinesischen „Kinderstube" habe ich gesündigt? Ich biete Geld, ich drohe — auf englisch — mit sämtlichen Höllenstrafen, während mein Diener wieder auflädt.

Wir ziehen in eine Herberge, in eine jener Spelunken, in denen sich bei Cervantes und Le Sage so oft der Knoten der Erzählung schürzt. Gebrüll von Kellnern und Eseln empfängt uns, und auf dem Hofe riechts nach Kehricht und angekohltem Holz. Die Zimmer sind Ställe mit roh getünchten Wänden; braunrote Kleckse mit Kometenschweifen ihr Ornament. Nach fünfzehnstündiger Wanderung steht mir ein Nachtturnier mit Wanzen und Flöhen bevor. Der Koch bringt Schnellgebratenes. Während ich voller Todesverachtung kaue und meiner Wut bremse, naht sich ein Herr in Seide mit einer Höflichkeit, die im

umgekehrten Verhältnis zu der Feinheit des Ortes steht. Er nimmt mein Nationale auf (Pässe seien unnötig in Jehol, hieß es auf dem Konsulat in Tientsin). Kaum ist jener aus dem Zimmer, so begrüßt mich ein Polizist. Ihren Paß, großer Herr! Mordgelüste überkommen mich; zwischen Schlucken und Kauen schreibe ich ein paar Zeilen an den Missionar und bitte demütig um eine Ecke, und wenn es in seinem Stalle wäre.

Wie der verhungerte Baba Aga in Gobineaus Turkmenenkrieg den gesottenen Hammelskopf, so betrachte ich nach einer Stunde im Hause der Frömmigkeit das federnde Bett mit dem weißen Linnen. Die Lampe, die Tapeten (richtige Papiertapeten), den Teppich, den Waschtisch, die ernsten Bilder, die bedrückenden Sprüche auf den Haussegen. Donner und Blitz wecken mich mitten in der Nacht; Kaiser Hsien fêng (oder wars sein Großvater? Monseigneur Favre erzählt es) wurde in Jehol Seite an Seite mit seinem Giton in einem Pavillon vom Blitz erschlagen — liege ich nicht auch hoch über Dachrippen, im Kiosk des Nephrit-Gipfels, senkrecht unter einer schwefelgelben Wolke? Tierisch-taumelnde Müdigkeit macht dieses Missionarsbett, das sich so brav mit vier soliden Füßen gegen den Holzboden stemmt, zu einem watteweißen Schiff, das Gewitterstürme im tintenschwarzen Äther hin- und herschleudern.

Am Frühstückstisch spreche ich mit den beiden Missionaren, Menschen mit sanftem Jesusblick, über London, über die Hilflosigkeit, mit der man nach zwanzigjährigem Aufenthalt in China über einen Damm in Piccadilly oder Oxford Street hinwegzugelangen sucht, über die trübseligen Erfolge der Missionsarbeit hier oben, über chinesische Herbergen, über den Buddhismus. Ich bringe eine sehr vorsichtige Bemerkung über den veränderten Gesichtsausdruck der zum Christentum bekehrten Chinesen unter.

Auf dem Hofe stellt man mich einer energisch aussehenden Dame, Mrs. G., vor. Sie ist, glaube ich, quer durch Afrika zu Fuß gewandert in dem verblüffenden Stile von Shaws Lady Waynflete, und als sie nach

Jehol aufbrach, las man von dieser Tat in den Peking Daily News, nebst genauen Angaben ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen (she was well connected).

Ob sie auf dem Luan ho zurückkehrte? Nein, eine Dame könne so etwas nicht, sowieso seien die chinesischen Herbergen schon schlimmer als alles, was sie in Afrika erfahren habe. Harmoniumklänge ertönen: Mrs. G. entschuldigt sich, denn der Gottesdienst beginne. Englischer Sonntag in Jehol!

Ich enteile zum Präfekten. Ein Herr mit grauem Zopf tritt ins Empfangszimmer und staubt mit wichtiger Miene oberflächlich ab. Er reißt die Tür auf für den Präfekten. Ein Dolmetscher begleitet ihn. Mein Paß wird zum dritten Male visitiert. Ob ich das Innere der kaiserlichen Gemächer und der Tempel sehen könnte? Hilflos starrt mich der Dolmetscher an. Ich wiederhole. Dieselbe Miene, dieselbe Frage. Herzog K'ung in Küfu, K'ung fu tzes Urenkel, war von einem ähnlich gewandten Interpreten umgeben. Dessen Englisch bestand aus dem schönen Satz: I belong Tientsin man. Ich beginne „chinesisch" zu stammeln, als ein zweiter Dolmetscher, ein Kantonese, erscheint, und nun höre ich, daß alle Türen versiegelt seien, damit die Lamapriester nicht noch die letzten Kultobjekte an Pekinger Händler verkauften.

Mein Diener hat inzwischen einen Tempel gefunden auf einem Hügel, von dem aus ich die Südketten der Berge und ein Viertel der Stadt überschauen kann. Hier bewillkommnet man mich freundlich, öffnet die Glasfenster der großen und sauberen Gastzimmer, bringt Tee und süße Kuchen. Zwei halbnackte Herren aus Peking, die die Zimmer gegenüber bezogen haben, gesellen sich zu mir, befassen meine Stiefel, die Kamera, die Gummiwaschschüssel, fächern den halbnackten speckglänzenden Körper und ziehen sich schließlich mit ein paar ägyptischen Zigaretten diskret zurück.

Ich leere die eine für das „Auswärtige Amt" bestimmte Flasche Sekt, werde redselig wie die großen Schrifttafeln über Fenster und

Türen, wie die langen konvexen Bambusschilder auf den Wandpfosten, auf denen tiefsinnige Sprüche in grüner Schrift eingegraben sind, stoße mit mir an und feiere die Einsamkeit. Auf den Vorbergen, die den Talkessel einschließen, scharf gegen den hellen Himmel abgesetzt, gewahre ich die Silhouette eines Bezopften, der ein dünnes Geflecht in der rechten Hand schwenkt, den Kopf zur Seite wendet und dann wie entgeistert zu lauschen scheint. Dieses Geflecht ist ein Käfig, und der Vogel darin, der auf einem schwanken Zweige zu sitzen glaubt, singt sich für seinen Herrn voller Dankbarkeit die Seele aus dem kleinen Leib.

Jehol ist reich an Tempeln, aber die schönsten liegen außerhalb des Weichbildes der Stadt. Der Fluß und eine Mauer, die zum Schutze gegen Überschwemmungen gebaut ist, kleine Zypressenhaine trennen sie von der Residenz, auf die sie von der Höhe der sanft ansteigenden Hügelketten, goldstrahlend, fayenceglitzernd, das schönste Geschmeide, das irgend eine Stadt Nordchinas aufweisen kann, herabfunkeln. Acht Tempel liegen auf dem rechten, vier auf dem linken Ufer des Joho, über das eine Marmorbrücke in die Stadt hineinführt, und da diese Klöster durch Terrassen, Tore, Türme, durch eine Menge barocker Nebengebäude verwirrend vielgestaltig gegliedert sind, so braucht man, um die ganze Tempelstadt mit Nutzen zu durchwandern, ein paar Tage.

Mit den beiden äußersten der südöstlichen Kette, dem „Tempel der allgemeinen Menschenliebe“ und dem der „allgemeinen Güte“ ist man bald fertig. Sie sind heute nur noch ein zermorschter Unterschlupf für das unreinliche Priestergesindel, das mit seinem von Knoblauchzehen gebeizten Munde, in den scharfen Rachenlauten seiner Heimat den Reisenden um Bakschisch angeht, bevor er irgend etwas gesehen hat. Man spendet gern, denn ihr verlauster Körper, ihre gelbe oder kesselbraune Toga, ihr kahler Schädel, kantig wie der eines Lohan, ihre bösartige Ignoranz haben Stil. Beim dritten Tempel aber, dem Pu lo sze, der „alldurchdringenden Freude“, tritt das Malerische der Menschen vor dem Glanz der Architektur schnell zurück.

Jehol, Tempel der alldurchdringenden Freude (Pu lo sze)

Er liegt ganz für sich, auf einem langsam abfallenden Hügel, mit dem Rücken gegen die Bergketten gelehnt. Ein kleines Zypressenwäldchen verbirgt, was er an schmuckem Beiwerk auf dem schönproportionierten quadratischen Unterbau herumstehen hat. Das sind acht zierliche Flaschenpagoden auf elegant gegliedertem Sockel, über und über mit glasierten Fliesen von sehr ungewöhnlichen Farben belegt, bunt wie der Schnickschnack, der das Touristenherz in Nikko so entzückt, doch erheblich straffer im Aufbau und naturnotwendig, nicht nur ein ornamentaler Witz, als dienendes Glied in das Gefüge des Ganzen gleichsam hineingekeilt. Das sind ein paar Pavillons ganz oben an den Ecken der Plattform, mit Glöckchen behängt, die im Winde läuten. Sie erfüllen keinen besonderen Kultzweck und sollen nur die hier endenden Treppenschachte anmutig verkleiden. Ihr schönster Sinn ist freilich der, daß ihre schlanken Pfeiler köstliche Szenerien ausschneiden, von Jehol unten im Sonnendunst, den Teichen des mauerumgürteten Schloßparks, der Koniferen- und Ulmenhaine in ihm, den Bergketten, auf deren bewaldeten Spitzen Kioske himmelwärts streben; Szenerien, die der Sonnenuntergang mit den tiefen Tönen gotischer Glasfenster übergießt. Sie sind Erfrischung, wenn man sich an dem exotisch-fröhlichen Farbenspiel, dem Weiß, Schwarz, Blau, Gelb, Grün der Stupa, dem Veilchenblau der Hauptkuppel müde gesehen hat; am barocken Altarschmuck des Rundtempels, wo alle Greuel der buddhistischen Hölle plastisch wie im Panoptikum vorgeführt werden; an der kassettierten Prachtdecke schließlich mit ihrem vertieften Mittelfeld, in dem ein schöngeschnitzter Drache nach der Perle der Vollkommenheit hascht.

Gleichnisse, geheime Beziehungen stecken hinter jedem Ornament, verknüpfen jedes Bauglied. Selbst der Blick draußen von der marmornen Plattform in die Tiefe und Weite, auf Stadt, Berge, Seen, Strom und Haine, auf die halbe Himmelskugel, dieses Spiel chinesischer Künstler mit großen Fernsichten ist ein Niederschlag philosophischer Stimmungen, ist mehr als eine geschickte Ausnutzung des Geländes; die Aufforderung, sich in dem All der Erscheinungsformen sinnend zu ver-

lieren. Die Relativität der Dinge zu zeigen, das war ein Vorwurf für Architekten wie für Maler, uralt, doch immer wieder neuer Lösungen zugängig. So wird verständlich, wie Chinas Maler Meister der Landschaftsperspektive werden konnten in einer Zeit, als man bei uns noch Tiefenwirkungen durch das treuherzigste Neben- und Übereinander mühsam erzwang.

Eine kleine Welt für sich ist auch der „Tempel zur Beruhigung der Fernwohnenden", vom Volke schlicht Ulmenhain-Tempel getauft. Um „die Trauernden zu trösten und den Fernhergekommenen Gutes zu erweisen", der von Ch'ien lung unterworfenen und hier angesiedelten Dsungaren-Sippe nämlich, errichtete der Kaiser ihr die Nachbildung ihres mongolischen Hauptheiligtums. Mit seinen wuchtigen rotlackierten Holzsäulen, seiner reichen Bemalung und Vergoldung, seinen ungewöhnlichen Dimensionen wirkt er wie das Bethaus einer blühenden japanischen Sekte. Siegestrophäen, Köcher, Bogen und Pfeile hängen im oberen Geschoß, das das Licht durch ein Radfenster hereinläßt. Die Decke ist undicht, eine Wand im Einstürzen, und Vogeldreck liegt als geheiligter Altersschorf über Altargerät und Fußboden.

Ruinen, versichert Gobineau, sind die Hauptsache bei jeder Ordnung der Dinge in Asien. Wer aber vermag seinen Ingrimm zu bemeistern angesichts dessen, was auf der rechten Uferseite des Joho in Schutt hinsinkt? Zuerst sieht man nur ein unvergleichliches Architekturbild, die gedehnte Linie des fast ganz ausgetrockneten weiten Strombetts mit seiner Uferbefestigung, niedrige Bogenbrücken, zu Torbauten führend, an Umwallungen palastartiger Klöster heran, die auf Terrassen höher und höher klettern. Aus dem dunkeln Grün ihrer Zypressenhaine tauchen vergoldete Dächer mit glitzerndem Knauf, Spitzen von Pagoden, mit dem flammenden Edelstein gekrönt, Dagobas, die auf massivem Untergeschoß wie bunte Kerzen lotrecht in die Höhe streben. Dies alles wird überragt von einem seltsamen Würfelbau, der mit seinen elf Stockwerken, seiner nur durch flache Nischen und Fensterchen profilierten Fassade, ein kolossaler Klotz aus Rot und Ocker,

Jehol: Usin kung: Dach mit Drachen aus vergoldetem Kupfer
18. Jahrh.

wie eine mächtige Trutzburg aus dem Grün der Zypressen emporsteigt. Krönten Türme mit geschweiften Dächern die Zinnen dieses Tempelpalastes nicht, des imposantesten, den China besitzt, man wäre versucht, an ein Trugbild zu glauben, aus San Gemigniano etwa an das Ufer des Joho versetzt. Fremdartig wie die südländisch-festlichen Fronten Palladios in Friedrichs Residenz, so mutet in unmittelbarer Nähe typisch chinesischer Pavillonarchitektur diese hochgereckte Mönchsfeste mit ihren italienischen Flachdächern an. Ein rauheres Klima, unzugänglichere Menschenart hat ihre Formensprache geprägt: sie ist tibetisch, und das Urbild dieser Festung des Glaubens Putala, die Residenz des Dalai Lama.

Ja, eine Kopie, wenn auch eine künstlerisch freie, weil Überfluß an Phantasie die Chinesen des 18. Jahrhunderts vor sklavischen Nachahmungen bewahrt, eine Kopie ist der ganze Tempelstraßenzug. Ch'ien lung ging wie sein Zeitgenosse Friedrich der Große summarisch vor. Der Shu hsiang an der Westecke (wo allerliebste Rokokopagen aus Email-Cloisonné, buddhistisch zugestutzt natürlich, den Geierblicken der Händler entgangen sind) ist die Variante eines Wu tai shan-Klosters, die „Halle der Lohan" dicht dabei Nachschöpfung nach einem südchinesischen Vorbild. Ta fo sze, am anderen Ende, kenntlich an seinen hochragenden fünf Dächern und den mächtigen vergoldeten Knäufen, den riesenhaften Maitreya Buddha enthaltend, der mit dem Diadem fast an die Prunkdecke stößt, hat wieder einen tibetischen Vorfahr, den „Samayatempel". Da Ch'ien lung mehr Mittel als Friedrich anwandte, hat er eine einheitlichere und reichere Wirkung erzielt.

Die üppigste beim Hsin kung, dem „neuen Palast". Er liegt neben dem Putala, heißt eigentlich „Tempel des bergegleichen Glücks und hohen Alters" und ist dem Tashilumpo, dem Wohnsitz des Panchen Erdeni Lama, des zweiten hohen Kirchenfürsten Tibets, nachgebildet. Der Hügel, den er hinaufklettert, und zwar nicht phantasielos-steif auf banalen Steinstufen oder frostigen Marmortreppen, sondern ganz parkpalastartig auf malerisch gewundenem Felsenweg, hat natürlich wieder

seine wichtige architektonische Bedeutung. Er schließt den Gebäudeblock nach oben hin ab und balanciert gewissermaßen die gelb- und grünglasierte siebenstöckige Pagode aus, den Schlußakzent, das Glückssymbol, das den weitverästelten Terrassenbau unter ihm in sicherem Segensbann hält. Den Kern der Anlage bildet ein Gebäude reinsten tibetischen Stils. Es ruht auf mächtigem Quadersockel, hat drei Geschosse, Fenster, die buntglasierte Pultdächer bekrönen und wirkt wie ein orientalisierter Renaissancepalast. In Wahrheit ist es noch nicht Kern, nur letzte Schale, die das Allerheiligste einschließt. Dessen goldglitzernde Doppeldächer sieht man über die söllerartig abgeflachte Umwallung hinwegragen. Der Gebetsformel: Oh Du Juwel im Lotos! von Millionen Lippen täglich zu hohlstem Wortschwall entheiligt, hat der Baumeister des Tashilumpo hier eine geistvolle architektonische Ausdeutung gegeben.

Zum Söller führen Treppen herauf, deren Schacht zierliche Pavillons verbergen. Auf ihrem First knien farbige Fayencehirsche vor der Perlenkugel. Der Söller ist mit Trittplatten belegt, und man kann herumspazieren und die Aussicht genießen. Durch die Zypressenwipfel hindurch auf die Tempelhaine des linken Ufers, das von der veilchenblauen Kuppel des Yüan ting sze beherscht wird. Auf den sonderbaren Keulenfels zwischen den Klöstern, nach seiner Form vom Volke „Waschklöppelfels“ getauft. Auf die grüne Bergwand gegenüber, zu der die Mauer des kaiserlichen Schloßparkes hinaufklettert.

Was man dicht vor der Nase hat, ist freilich auch bemerkenswert genug: die Dächer nämlich des „Juwels im Lotos“, des Allerheiligsten.

Schwervergoldete Kupferplatten bedecken sie. An ihren schuppenförmigen Graten winden sich exquisit modellierte Drachen aus vergoldetem Kupfer entlang mit hoch herausgerecktem Leib und Schwanz. Vor ihnen, unerreichbar, tanzt die Perle der Vollkommenheit, als Knauf und Akroterie benutzt. Das ist barock, aber in der Art der Lösung genial.

Jehol, Hsin kung: Mönchswohnungen (oben) und Umgang mit Treppenhaus (unten)

Man kann vom Söller hinab in den engen Hof blicken, sieht, daß das Kelchgebäude (ich bleibe im Bilde) mit der tibetisch-italienischen Fassade die Wohnungen der Mönche enthält, von denen zweihundert noch immer hier hausen, hört aus dem Hauptheiligtum das tiefe Brummen betender Priester. Wo sie meiner und meiner Kamera gewahr werden, beschleunigt sich ihr Schritt, als sei ich ein Pestkranker. Verachtung, ja Ekel spricht aus ihrem abgewandten Gesicht. Die tibetische Atmosphäre also bleibt gewahrt. Die Novizen wagen sich, wenn die Älteren nicht aufmerken, dann und wann neugierig heran. Es sind ebenso rassige wie unappetitliche Burschen, viele mit den kaum verheilten Brandnarben der Priesterweihe auf dem rasierten Schädel, mit Spuren überstandener Krankheiten (drei von den fünf um mich herum haben genähte Hälse): denn Knaben mit schlechter Konstitution werden mit Vorliebe zu Lamapriestern bestimmt.

Das Putala nebenan hat noch unfreundlichere Insassen. Der langaufgeschossene Frater in gelber Kutte, der mich empfängt, fletscht die Zähne und dreht mir den Rücken zu, als ich ihn bitte, mir das Hauptheiligtum zu zeigen. Wie das des Hsin kung liegt es versteckt hinter dem die ganze Tempelstadt beherrschenden Kastenbau. Zu ihm klettert man auf 172 Stufen hinauf. Dann steht man vor einer riesigen rotgetünchten Mauer, vor einer Art Wolkenkratzer. Er hat elf Horizontalreihen von Blendfenstern und einen von sechs grünglasierten Buddhanischen gebildeten Vertikalfries in der Mitte. Kubusförmige Anbauten mit denselben kleinen Blendfenstern in Toriiform verstärken den düsteren bollwerkartigen Charakter dieser Klosterstadt.

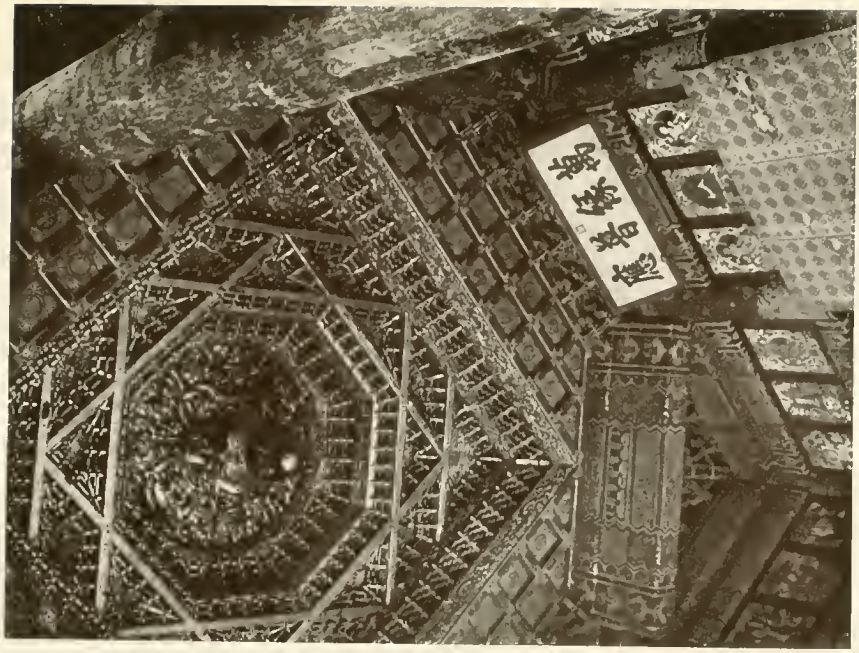
Natürlich ist alles im schönsten Verfall. Von der Fassade des Haupttempels haben sich große Stücke abgelöst. Von manchem Nebengebäude stehen nur noch die Umfassungsmauern, und die Halle mit den Mönchswohnungen wird durch Pfosten vor dem nahen Einsturz geschützt. Ganze Pavillons sind von den Zinnen verschwunden.

Das Innere des Hauptheiligtums strotzt von Gold. Es gibt außer den riesengroßen ausdruckslosen Götterbildern tibetische Wandmalereien von

der gedämpften Buntheit alter Gobelins, Säulenkolosse, zierlich bemalt mit dem heiligen Sumeruberge, der sich aus Wellen erhebt, eine weißrotgrüngoldene Decke, ein Unikum an Pracht, im oktogonalen Spiegel, den zwei übereinander gelegte Vierecke bilden, einen Drachen mit seiner Perle, meisterhaft geschnitzt, wie man es von dem kaiserlichen Kunsthandwerkerstab dieser Zeit nicht anders erwarten kann. Ohne die elende Porzellansammlerei, die alle Maßstäbe verrückte, wären wir schwerlich dazu gelangt, sie zu verlästern.

Das China des 18. Jahrhunderts, das diese gewaltigen Baupläne seiner Kaiser verwirklichte, das wie im Spiel über das schwierigste Gelände eine monumentale Tempelstadt hinzauberte, war nicht dekadent, war den größten Aufgaben gewachsen, und ich glaube nun alle Erzählungen von den Riesenpalästen alter Zeit, von Kaiser Yang tis Märchenschloß, das zwei Millionen Arbeiter erbauten, von seiner Lustyacht, zweihundert Fuß lang und vierzig Fuß hoch, vier Stockwerke umfassend wie ein Hapagdampfer.

Tempel sind Gott sei Dank (das Gott sei Dank ist für die Ketzer) nicht der einzige Schmuck Jehols. Denn auch dieses Labyrinth von Höfen, Glockentürmen und Betsälen, Dagobas und Mönchskasernen ermüdet trotz des Feuerwerks von Farben, das aus den Dächern, dem Mauerwerk, den Pagodenmänteln und wogendem Grün zum Himmel steigt. Schließlich bleibt, wer sich über den Grundriß nicht Rechenschaft gibt, doch leicht am äußeren Glanz, an der bunten Vielheit hängen, die in Wahrheit straffster architektonischer Geist zusammenhält. Erst durch den Grundriß wird die innere Gesetzmäßigkeit selbst dessen klar, was amüsante Füllung, Schnörkel und Laune schien, jene Gesetzmäßigkeit, die den Plan der Hagia Sofia zu einem Gebilde zwingender architektonischer Logik erhebt. Nur der Grundriß erschließt die merkwürdigen Beziehungen, die selbst untergeordnete Ziergebäude miteinander, mit der ganzen Anlage verbinden. Im Ta fo sze, wo der große Buddha mit dem charakteristischen mongolischen Begrüßungs-



Jehol: Decke des Putala

tuch in der Rechten auf die winzigen Beter herabsieht, sind um den zentralen Kuppelbau vier runde und vier sechseckige Turmgebäude gruppiert. Acht Stupa stehen um den Rundbau des Yüan ting sze. So wird in beiden Fällen die heilige Neunzahl gewonnen. Sie ist die Grundzahl, durch die sich das Stilanalogon des Yüan ting sze, der Pekinger Himmelstempel, die Anzahl seiner Terrassen und seiner wichtigsten Bauglieder teilen läßt. An der Vorliebe für das Rhythmische, für symmetrische Gebundenheit, die das gesamte chinesische Leben kennzeichnet, von der Musik, der Poesie, der Ornamentik, dem Sprechgesang der Schaubühne, dem Interieur bis herab zur Arbeit des Handwerkers, dem Schreien der Ausrufer, der Tätigkeit des Lastträgers, hat die Architektur ihren vollen Anteil, und die fast teppichartig strenge Rhythmik des Grundrisses macht ihn sichtbar.

Freiheit aber und Spiel ganz dichterischer Phantasie herrscht im Residenzschloß. Eine mächtige Fassade, vergoldete Kuppeln, schmiedeeiserne Portale, eine würdevolle Auffahrt, das darf man nicht suchen. Es ist ein Stück Land – sieben Quadratkilometer mißt es – mit künstlichen Seen, Brücken, Wäldchen, großen Rasenflächen, mit grünen Hügeln darin. Eine hohe weiße Mauer aus sauber gebrannten Steinen läuft in anmutigen Windungen um diesen Park herum bis hinauf auf die Berggipfel (die schönsten Mauern sind die Bergketten selbst). In diesem Riesenpark stehen Hunderte von Gebäuden aller Zwecke, jeder Größe, jedes Stiles (innerhalb des rein chinesischen) und jeder Verteilung.

Der Haupteingang, durch zwei steinerne Löwen bewacht, ist vom Süden her. Man schreitet durch drei Tore wie in einen Tempel oder in ein großes Yamên, über lange Höfe, an den Häuschen der Kustoden vorbei. Dann folgt ein größerer Gebäudekomplex, dessen Türen versiegelt sind, weil man Unterschlagungen vorbeugen will. Hier empfingen die Kaiser in feierlicher Audienz, bewirteten sie die mongolischen Fürsten, die den Herren der chinesischen Welt Kotau und Geschenke darbrachten. Sobald die offiziellen Gemächer vorüber sind, fängt die Schönheit an.

Schahrazad hätte sichs nicht hübscher erdenken können. Man steht in einem Koniferenwäldchen. Durch seine Stämme schimmert der Lotossee hindurch mit Wasserwegen, vom Flugwild gebahnt, mit Brücken in Zickzackform und Iris an den Pfosten, zu Inselchen führend, immer wieder neuen, immer wieder anderen. Sie sind halb versteckt vom Grün, aus dem fayenceglitzernde Dächer köstlicher Einsiedeleien herauslugen. Hügel gibt es da, künstlich aufgeworfen, die mit der natürlichsten Miene der Welt ansteigen, mit Zypressen bepflanzt sind und wie ein Vorhang dem Blick Begebenheiten verbergen, die in bunter Fülle seiner warten. Halbinseln sind neue kleine Reiche, mit achteckigen Pavillons als Herrscher, einem ganzen Belvedere, das im Zypressengrün ertrinkt, einem dreistöckigen Turmgebäude („unendliche Schönheit des Himmelsraums" heißt es) auf bemoosten Felsenterrassen aufsteigend, die sich mitsamt den Dächern, dem Goldknauf, den schlanken Stämmen im jadeklaren Wasser widerspiegeln. Hügelketten blicken in die Parkstille hinein, im Osten nackte Granitfelsen wie der sonderbare Waschklöppel-Kegel, der einem ruhenden Kamel gleicht, schönbewaldete Berge im Norden und Westen, auf deren Spitzen sich winzige Pavillons im Äther verlieren.

Das alles fließt natürlich dahin, als hätte der Boden es freiwillig hergegeben. Das kleine Entzücken, das der japanische Garten erregt, in dem Bäume und Sträucher mit der Schere, Erhebungen, Teiche, Brücken und Stege einem literarischen Leitmotiv zuliebe bis zur liliputhaften Verkleinerung zugestutzt sind, kommt hier nicht auf. Keine didaktischen Chajin, Kulturmenschen, die zu ihrer Erfrischung auf Panther und Tiger jagten, die in ihrem Lustpark wie in einem orbis pictus die mannigfachen landschaftlichen Reize ihres Riesenreiches wiederfinden wollten, haben ihn ersonnen. Sie haben nicht weniger über ihn nachgedacht als die Chajin-Garten-Künstler, die mit all ihren fein ausgeklügelten Regeln, ihrer tiefsinnigen Symbolik, ihrer bis zur Glätte (wer sieht sie?) gehenden Beherrschung des geschmackvoll Asymmetrischen schließlich doch nur einen reizenden Käfig zusammendrechseln konnten.

Rückfahrt von Jehol auf dem Luan ho

In Räumen mit allzu stilgerechten Möbeln läßt die Phantasie die Flügel hängen. Hier in Jehol, wo der Zufall nicht ausgeschaltet ist, wo Unebenheiten und kleine Nachlässigkeiten (Lord Macartney, der englische Gesandte erwähnt 1793 das hochaufgeschossene Gras einzelner Parkteile) den Eindruck natürlichen Wachstums verstärken sollen, ist der Garten nur Mittel, nicht das Objekt. Mittel zu träumen, die Phantasie frei und fruchtbar zu machen, poetische Beziehungen zwischen Mensch und Landschaft herzustellen.

Allerlei davon ist in den Namen, die K'ang hsi und sein Enkel Ch'ien lung für die Kioske, Haine, Schluchten ersonnen, niedergelegt. Der kaiserliche Führer von Jehol, der sie bringt, liest sich wie ein Gedicht (oder die Transkription eines Sungbildes ins Literarische): „Die Berge innerhalb der Sommerresidenz ziehen von Ost nach West und heißen Birnbaumschlucht, Zypressenhainschlucht, Haselnußschlucht und Westschlucht. Diese Höhen liegen im Kreise herum wie ein Ring; das feuchte Blau, der klare Himmel und die Nebeldünste zeigen dort wechselnde Gestalt am Morgen und Abend. Das Wasser des Sees fließt vom Nordosten in gewundenem Laufe südlich nach der Mittagseite des Hains der zehntausend Bäume. Wie weißschimmernde Seide so strömt, lang sich hinziehend, die kristallklare Flut, Kiesgestade begrenzt hier in vielen Krümmungen die Insel der Wunscherfüllung. Nördlich davon liegen ‚tausend Wälder', ein Felseneiland; hinab in bodenlose Tiefe fällt sein Widerschein, das Auge erreicht ihn, aber nicht der Fuß. Eine Kaskade kommt vom Berge Hsi yu und fällt auf die Spitzen der Klippe Yung tsui. Da springen die Perlen des kristallenen Schaumes hinunter, ein Donner bei Himmelsblau, ein Schneefall im Sommer; dann strömen die wirbelnden Wasser dem See zu . . ."

Zwergbäume, Kiefern, die nach den Formen eines Phönix oder einer Dschunke beschnitten, verdreht und gestützt sind, kokette Uferwege, durch gesucht asymmetrische Trittplatten bezeichnet, Steinlaternen von erklügelter Einfachheit des Umrisses, die selbstgefällig schönen, viel zu vielen, indiskret-diskreten Gesten des japanischen Gartens, der

eine Bekenntnisschrift ist, fehlen also. Stimmungen, und zwar wechselnde Stimmungen, nicht die unbekrittelbare und unveränderliche Eleganz jeder Einzelform, werden gesucht. Der chinesische Landschaftsgärtner ist Dichter und Philosoph, der japanische literarisierender Kunstgewerbler.

So wird Isolierung, Abschluß von der Außenwelt, der Wunsch schließlich, die Vielgestaltigkeit des Weltbildes durch große Ausschnitte zu zeigen und sie vom Auge des Beschauers zu einer Einheit zusammenfassen zu lassen, das Hauptmotiv. Der freie Himmel, ein weites Gelände, Berge, Schluchten, Wälder, Seen sind dazu vonnöten. Zwischen ihnen, sich zu ihnen öffnend, liegen mikrokosmisch Einsiedeleien, Pavillons, Pagoden und Villen.

Es sind zu viel, und manche auf so steile Bergspitzen entrückt, daß man nur einen bescheidenen Teil davon in ein paar Tagen zu sehen bekommt. Ein Häuschen mit verschlungenen Wandelgängen hoch oben auf den nördlichen Ketten heißt „Fenster der Netzmalerei", weil man durch die weiten Zwischenräume des Fenstergitterwerks auf die Bergkegel und Joche, auf Wälder und Quellen wie auf ein Netzgemälde herabsehen kann. Es gibt einen „Pavillon der kühlen Wohlgerüche", von Lotos und Chrysanthemum umblüht, eine „Bergwohnung, wo man in Frieden das klassische Altertum genießt", ein Kiosk am Nordufer des Sees: „Oriolengesang im luftigen Hain". In der „Halle der Vorsicht", so getauft nach der Siegelinschrift Kaiser K'ang hsis: Chih ts'ai! Hüte dich! hat Ch'ien lung gearbeitet. Eine Mauer schließt die Studierzimmer, den Lotosteich davor, die Wandelgänge von der Außenwelt ab.

Immer neue, anmutigere Wege, Haine, Wäldchen, Kioske, Felsengärten öffnen sich. Nicht weit vom „Uferplatz zum Rossetummeln", einem breiten Rasenfleck, auf dem die Pferde des kaiserlichen Marstalls zugeritten wurden, liegt der „Hain der 10000 Bäume". Hier richtete man im 18. Jahrhundert Staatsbankette her, veranstaltete man Pferderennen und Feuerwerke. Alte Ulmen von fünf Meter Umfang stehen auf diesem mehrere hundert Hektar großen Rasengelände, auf dem

Die Grottentempel von Yünkang, Westseite, Teilansicht

heute gewaltige Rudel von zahmen Hirschen äsen und wie auf Sprungfedern über Schluchten und Hügel hinweggaloppieren, wenn Menschenschritt sich nähert.

Kleine Wasserarme, durchsichtig bis auf den smaragdfarbenen Grund, einst mit Kieseln von Achat, Jaspis und bunten Steinen bestreut, laufen an grünen baumüberschatteten Gängen vorbei mit weithinausragenden Felsklippen, dazu da, daß man die Fische, sonderbar geformte und schön gefärbte Fische beobachten kann.

Und Eremitagen gibt es, dem Genius des Wassers und Mondes geweiht, ganz verloren in den Falten der nordwestlichen Abhänge. Sie haben eine Quelle auf dem stillen Tempelhof, die über bemooste Felsen und grünes Schlinggewächs hinwegsprudelt, und einen Pavillon zu ihren Häupten, von denen man zu Ch'ien lungs Zeiten gezähmte Kraniche in Freiheit setzte.

Vor einem villenartigen Gebäudekomplex, dessen mehrstöckige Halle über die geschweifte Mauer hinwegragt, mache ich halt. Ein riesiger Fels verdeckt wie eine Fêngshui-Wand den Eingang zum Garten. Man geht herum und steht vor einer entzückenden Wildnis. Ganze Bergschluchten sind aus Felsen aufgebaut, Anhöhen sind da, auf die man hinaufklettern kann, lauschige Plätzchen in Grotten zum Lesen, zum Schreiben, zum Meditieren. Sträucher und Schlinggewächse überwuchern das bemooste Gestein, und altersgraue, halb abgestorbene Zypressenstämme zwängen sich zwischen ihm hindurch, verbinden sich mit den zackigen Felskegeln und dem Strauchwerk zu einer zweiten Mauer, damit kein Laut von der Außenwelt diese Insel des Friedens störe.

Ein Mensch, der Bücher und Einsamkeit liebte, hat dieses Wen ching ko, die „Halle der Literaturströmung" ersonnen. Sie ist nicht die einzige Bücherei im Parke; im „Sandelholz-Wald" auf einer nordwestlichen Bergspitze gibt es eine „Bibliothek der Sphären-Musik", nach einem Ningpoer Vorbild errichtet, und auf dem „Edelstein-Gipfel" im Westen eine „Bibliothek des süßen Geschmacks.".

Diese hier aber ist die stattlichste von allen. Schöngeschnitzte Drachen rahmen die Schrifttafeln ein, die über dem Eingang der Halle hängen. Das Holzwerk ist rot und weiß und gold auf grünem Grund bemalt mit allerlei Band- und Rankenwerk und hübschen Emblemen wie Stapelreihen von Büchern. Angenehme Kühle herrscht im Literaturpalast selbst. Auch er ist nach dem Muster einer berühmten Büchergalerie Chêkiangs eingerichtet, sehr bequem und übersichtlich über drei Stockwerke verteilt und vortrefflich belichtet. Weiße Inschriften auf den Regalen verkünden die Materie. Die Werke selbst liegen staubsicher in kleinen Holzkästen, denn es sind zum großen Teil keine gewöhnlichen Drucke, sondern eigens für den kaiserlichen Gebrauch angefertigte handschriftliche Kopien. Tiefe K'angs zum Ausruhen stehen überall zwischen den Regalen.

Auf der Veranda, dort, wo Ch'ien lungs Blick, ermüdet vom Lesen die bemoosten Felsen auf- und abspaziert sein mag, steht mein Mittagsmahl bereit und die letzte, eigentlich für das „Auswärtige Amt" bestimmte Flasche Sekt. Ein paar helle Himmelsflecke schimmern zwischen dem Blattgrün und dem Grau der Felsmauer hindurch. Vögel zwitschern, die Atmosphäre eines großen Jahrhunderts umgibt mich. Wann wird sein Biograph kommen, der den Pulsschlag warmen Lebens aus enzyklopädischer Trockenheit heraushört, der im Geiste eines Burckhardt die treibenden Kräfte dieser sterbenden Kultur zeigt, der sammelt, wiederaufbaut und zu einem unvergänglichen Schauspiel rundet, was von ihren Monumenten heute zu kläglichen Fragmenten herabsinkt?

Auf dem Luan ho fahren wir zurück. Die freundlichen englischen Missionare haben mir mehrere Pfund Traktätchen geschickt zur Lektüre und, was ich ihnen höher anrechne, einen zuverlässigen Bootsmann besorgt, für den ein Gasthaus Bürgschaft leistete. Man zahlt ein kleines Aufgeld und etwa 15 Dollar für die Fahrt, die je nach dem Wasserstand $2^1/_2$–5 Tage dauert. Er ist am höchsten nach den großen Sommerregen im Juli und August. Das Flußbett verbreitert sich dann um die Hälfte.

Yünkang: Offene Grotte w. vom Haupttempel
5.—6. Jahrh. n. Chr.

Bis man zur Anlegestelle kommt, hat man noch zweiundeinhalb Stunden zu marschieren. Ein Planwagen, der oft durch flache Wasserarme hindurch muß, rattert uns zum Bootsplatz. Die Fahrt ist öde, der Himmel grau, der Kopf ein wenig betäubt von der Fülle des Gesehenen. Jetzt, im Mai, sagt der Schiffer, würden wir wenigstens vier Tage und Nächte auf dem Luan ho verbringen müssen. Ich liebe Seefahrten und ich träume, über dem vorderen Rad des Reisekarrens sitzend, ein ganz klein wenig von einer Kabine unserer Lloydschiffe, hell lackiert, mit knallweißem Bettzeug, blitzendem Messing, dem entzückenden Getute, das zum Apfeleierkuchen und zum Mangoessen morgens einlädt.

Ein Rettungsboot des Norddeutschen Lloyd ist schick gegen unseren Kahn. Er mißt 8 Meter in der Länge, zwei in der Breite, und sein Holz ist nicht einmal gestrichen. Mir wird bedenklich zumute bei der Vorstellung, vier Tage und Nächte in dieser dürftigen Nußschale zu verbringen. Meine Leute packen ihre Eßvorräte hinein, einen kleinen Schamotteofen, eine Teekanne, Holzkohle und Reisig, ein paar lebende Hühner, Brot (ein Geschenk von den Missionaren, denn es gibt keins in Jehol zu kaufen außer dem mandschurischen, das im Magen aufquillt wie ein Berliner Pfannkuchen) und in einer gesäuberten Blechkanne der Standard Oil Company ziemlich klar aussehendes Wasser. Das des Luan ho ist gelb, trübe, nicht ungefährlich für Europäer, wenn auch nicht für die Chinesen. Denn rechts von mir schaufelt sich ein Schiffer gerade Luanhowasser in den Mund, und ein paar Schritte davon schlägt ein anderer sein eigenes ab in denselben Fluß.

Der Bootsinhaber spannt über Holzgabeln ein Leinwandverdeck über den mittleren Teil des Kahnes, meinen „Salon“, wo man mein Feldbett aufschlägt. Ein paar mitgebrachte Strohmatten sind für die Diener. Sie rollen sich an der Steuerung zusammen, die der Bootsbesitzer versieht. Zwei sonnverbrannte Kerle vorn rudern stehend. Wir sind sechs Mann im Boot, Tag und Nacht, und das Paket Traktätchen sorgt für Gottvertrauen.

Es geht los, der Himmel wird blau, der Luan ho zuweilen auch. Bald sind wir dem Flachlande entrückt. Berge steigen an, wachsen zu

Riesenwänden, verengen sich, und Stunden, Tage fahren wir zwischen Fjorden hindurch. Ich liege wie betäubt, Candide nach dem Dorado fahrend, auf meinem Feldbett; keine Seele ist da, der man zuschreien möchte, wie schön das ist, zum Verrücktwerden schön und unbekannt. Stromschnellen kommen, eine, zwei, Dutzende; der Steuerer ruft, warnt, es gluckst und schäumt, wir prallen an einem Felsen an und sind schon vorbei. Ich sehe mich nach meinen Dienern um, erwarte große Gesichter, Porzellanaugen, die vor freudigem Staunen rund wie eine Marmel sind. Der Koch, seegrün wie Carlyles Robespierre, hat sich kugelförmig zusammengerollt, und jede Stromschnelle fährt ihm wie eine verrostete Säge ins Eingeweide. Der Diener sitzt noch aufrecht da, stumm, bleich, dumm, manierlich (nie habe ich einen manierlicheren Diener gehabt und gesehen), jeder Zoll ein Mandschusproß, der dem Tode apathisch ins Auge blickt. Ein Huhn quiekt. Es ist halb von einer Bohle eingeklemmt und liegt mit dem Steiß im Wasser. Ich reiche es dem Koch, der es mit wirren Augen rupft. Er sengt und brät es, sieht manchmal mit bekümmerter Miene zu den grünen Bergschroffen auf, liefert die Mahlzeit an den Diener ab und hält das peinlich intime Zwiegespräch mit dem Fluß. Kuan serviert wankend: nur Kopfweh, erwidert er, als ich ihn nach seinem Befinden frage. Whisky lehnt er voller Ekel ab: lieber sieht er schaudernd in diesen viertagetiefen Orkus hinein.

Als es dunkel wird, legen wir irgendwo an einem Sandufer an. Es ist kühl. Mich fröstelt in meinem Khakianzug. Wir sitzen um ein Reisigfeuer herum und wärmen uns. Um neun herrscht tiefstes Schweigen im Kahn. Wo alle untergebracht sind, weiß ich nicht, aber ein Chinese schläft, selbst wenn man ihn an den Füßen aufhängt.

Das Tageslicht dämmert bleich herauf, und alle Umrisse sind noch trüb und verblasen, als ich die Augen öffne. Unser Boot ist schon wieder in Bewegung. Ich sehe von meinem Kopfkissen nicht viel von der Landschaft; zwischen den Beinen der Ruderer hindurch grüne Hänge, kahle Zacken, ein Ufer, das sich stückweis verbreitert, bald ganz aufhört dort, wo die abgespülten Felsen steil in den Fluß abfallen. Eine breite weiße

Yünkang: Torleibung einer Grotte w. vom Haupttempel
5.—6. Jahrh. n. Chr.

Borte am Gestein bezeichnet die Hochwassergrenze. Ich döse ein paar Stunden in dieser köstlichen Morgenstille; die feuchte, frische Luft macht müde.

Um sieben ist alles in strahlende Sonne getaucht. Der Himmel blaut. Der Luan ho wird ultramarin und jadefarben; leuchtend gelb und samtgrün glänzen die Berge. Die Morgentoilette geht vor sich, sehr ungeniert, und ich muß lachen, weil mir einfällt, daß irgendein bekannter Forscher einmal auf ähnlicher Fahrt außer einem Freunde auch seine Frau mitgenommen hatte. Alle drei gerieten fortwährend in die tödlichsten Verlegenheiten.

Nach der großen Wuzu-Waschung wird gefrühstückt, der Kaffee duftet, die Ruderknechte rühren ihren Morgenbrei in einem Riesenkessel an, der bald zu brodeln anfängt. Dreimal täglich wird dieser Brei gekocht; jeder der Bootsleute füllt sich acht bis zehn Schüsselchen voll, die mit Eßstäbchen unter Wonnegeräuschen in den Mund geschaufelt werden. Einer pickt mit dem Stäbchen sogar die Krumen von der Unterseite des großen Blechlöffels ab. Meine Boys aber nagen mit langen Zähnen an ihren Brotschnecken, die scheußlich aussehen, grüngelb und blaßbraun. Sie haben sich mehrere Dutzende dieser Elendskuchen mitgenommen, und ich trete darauf, sobald ich mich im Kahn etwas bewege.

Die Sonne steigt höher, das Wasser glitzert, gewaltige Felsentore öffnen sich, isolierte Kegel mit tiefen Einschnitten türmen sich auf, immer wieder neue Formen stellen sich dem Auge entgegen. Man vergißt, daß man reist; es ist wie in einem himmlischen Theater, wo die Szenerien ohne den illusionsstörenden Lärm des Maschinistenvolks wechseln — eine Wendung, und ein anderes Schauspiel wickelt sich ab. Dunkle Streifen auf der Wasserfläche zeigen die Untiefen an, durch die der Steuermann geschickt hindurchlaviert; aber oft genug muß einer der braunen Kerle am Vorsteven heraus, um den festgefahrenen Kahn wieder flottzumachen. Es lohnt nicht, die Kleider auf den wasserglänzenden Körper zu ziehen; völlig nackt, wie sie der Herrgott geschaffen hat, mit

Schenkeln, Brustkasten und Armen, eines Michelangeloschen Sklaven würdig, stehen sie am Bug, die Beine gespreizt, sodaß mir die Landschaft in amüsante Dreiecke zerschnitten wird. Nur den pilzförmigen Basthut behalten sie als Sonnenschutz auf dem Kopf. Alles, was uns auf dem Flusse oder am Ufer begegnet, ist so unbekleidet wie möglich. Dörfer sehen wir kaum. Nur kleine Gruppen von Kulis, die tagaus tagein die Kähne zurück nach Jehol treideln (das dauert etwa eine Woche). Die Seile, die diese hochbeinigen Enakssöhne ziehen, sind oben am Mast befestigt, und wenn Wind geht, werden große tabakbraune Segel mit melodischen Flicken aufgespannt.

Am dritten Tag flachen die Bergwände ab, der Luan ho wird breiter; es regnet. Am Heck entwickelt sich eine wahre Jammeratmosphäre. Koch und Boys haben drei Tage nichts gegessen und sich nur mit dem Flußgott unterhalten. Hohläugig starren sie ins Leere, wenn sie nicht, vor Kälte zitternd, den Schädel mit dem zerzausten Zopf auf ein paar Strohsäcke legen, um geschlossenen Auges hinzudösen, bis ich sie zur Arbeit rufe. Vorn am Bug aber wird es immer lebendiger. Denn gewaltige Stromschnellen nahen sich, Dutzende, Hunderte. Große Felsen ragen aus dem Wasser heraus, feucht und glatt wie Seehundsfell, um die wir herum müssen. Regenschauer weht uns der Wind ins Gesicht. Das Lavieren wird immer schwieriger, denn Boot auf Boot folgt uns jetzt oder begegnet uns. Einer von unseren Ruderern ist fast stets bis zu den Hüften im Fluß, um dem Kahn Fahrwasser zu suchen, ihn durch die Schnellen zu stoßen, die um uns brodeln, zischen, rauchen, deren Schaum bis hoch an den Hintern des Ruderers spritzt. Laute Kommandorufe ertönen, der ganze Strom ist in wundervoller Erregung. Zehn Boote sind schließlich darauf, im Wasser stehen Dutzende nackter Kerle, Segel blähen sich und knattern vorbei. Das Spiel der Muskeln an den Körpern dieser ochsenstarken Burschen, die ihre Fahrzeuge schieben, festhalten, die zusammenprallen, die das eine Bein hoch gegen den Kahnrand stemmen, die sich, bevor wir durch die Schnellen sausen, pudelnaß ins Boot zurückschwingen; die freudige Spannung, mit der dieses turbulente

Yünkang: Torleibung einer Grotte w. vom Haupttempel
5.–6. Jahrh. n. Chr.

Spiel, der Anblick neuer rauschender Strudel erfüllt; das alles ist schöner als ein Hymnus Hodlers an die Energie.

Am Nachmittag des vierten Tages erreichen wir Luan chou, das mit Peking durch eine Eisenbahn verbunden ist. Zu sehen gibt es nichts, und ich spaziere müßig die paar Stunden bis zur Abfahrt des Zuges am Ufer entlang. Meine Boys werden Menschen. Der Diener kommt nach einstündiger Abwesenheit von der Stadt zurück, strahlend vor Freude über das vollbrachte Martyrium, mit rasierter Stirn, mit schön geflochtenem Zopf, jeder Zoll ein Pekinger Dandy. Leutselig beantwortet er die Fragen der Bootsleute nach den Herrlichkeiten Pekings. Er verteilt Zigaretten, er zeigt seine Uhr, die voller Staunen betrachtet und befühlt wird. (Es gibt noch ein Erewhon.) Ich höre eine Frage, die den Horizont dieser wundervollen Naturkinder kennzeichnet: was das sei, eine Stunde, und wieviel Stunden der Tag eigentlich habe. Zwölf, antwortet Kuan, aus den Nüstern verächtlich eine Wolke Rauches stoßend, und jede Stunde hat sechzig Minuten.

DAS GROSSE GEBET VON YÜNKANG

Yünkang: Hof des Haupttempels

YÜNKANG, auf dem einst höchste kaiserliche Gnade ruhte, liegt heute vergessen und geschändet im Lößgebirge. Die Sommertage, die ich hier verlebe, sind eine einzige „Kette meteorologischer Mißverständnisse". Glühende Sonne brennt auf den unfruchtbaren Boden ein paar Stunden herab; dann verfinstert sie sich, und Hagel in Kirschengröße geht hernieder, um von neuem Brand, von Wüstenwinden und Regenböen abgelöst zu werden. Ein paar pappelartige Bäume, die diesem unwirtlichen Klima standgehalten haben und dreiviertel kahl, räudig und verkrampft, als einzige Vegetationsflecken von dem tristen Graugrün kahler Hügelwellen sich abzeichnen, sind mühselig hierher zur Gobi vorgedrungen, Sendboten freundlicher Zonen. Daß chinesischer Natursinn, der wie der indische einem schöngewachsenen Baum noch heute lyrische Huldigungen darbringt und in bewaldeten Bergspitzen natürliche Altäre verehrt, vor anderthalb Jahrtausenden diese asketische Landschaft als Rahmen einer wichtigen Kultstätte auserlesen haben soll, ist schwer vorstellbar. Hier haben Verheerungen aller Art Kargheit und Unfruchtbarkeit gezeugt, und ein unerhörter Mangel an Respekt vor den kostbarsten Schätzen der Nation hat das seinige dazu getan, dieses Bild der Verarmung, Erschöpfung und Vernachlässigung zu vollenden. So werden Yünkang, seine Landschaft und seine Tempel für den, der China kennt und liebt, zu einem traurigen Symbol.

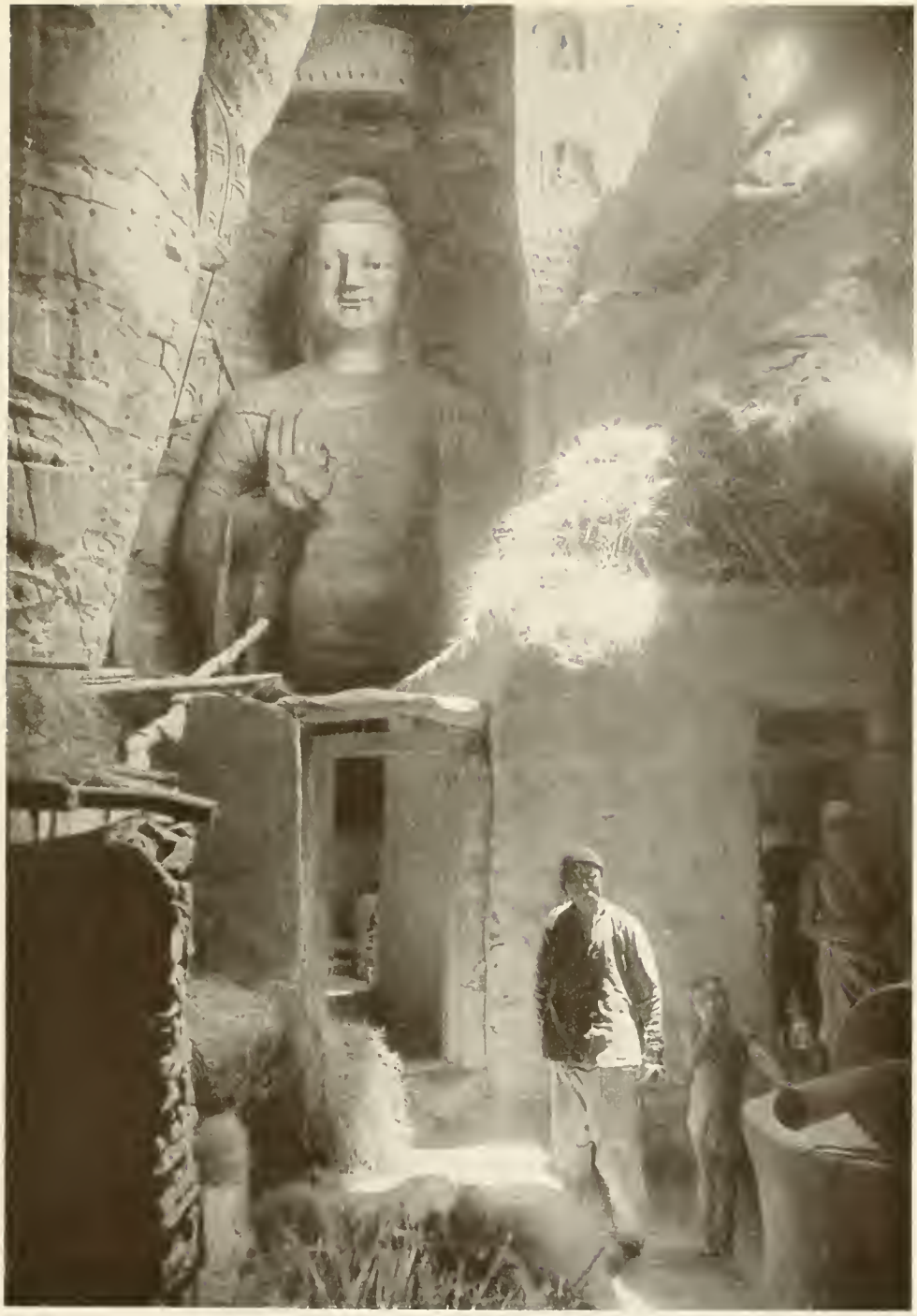
Die Reise hierher von Peking nimmt drei Tage in Anspruch. Kalgan, Ausgangspunkt für Teekarawanen, die äußerste Pforte zu Gobi, wird

am ersten erreicht. Die Wüste sendet große Staubschwaden als Willkommensgruß ins Coupé, und man muß die Fenster mit dem bläulich gefärbten Glas trotz der Hitze schließen. Fliegen, mehr als man verscheuchen kann, setzen sich auf die tropfende Stirn, auf Nase und Hände.

Schon in Honan, wo kantonesische Ingenieure den wichtigen Schienenstrang nach Shansi und Kansu legen, pries man mir die Kalganbahn als vorbildliche Probe südchinesischer Geschicklichkeit. Ihr Erbauer heißt Jeme Tien-yu. Er hat in Amerika studiert. Die Durchbrechungen des Gebirgsmassivs, die Aufschüttung bis zu 20 Meter hoher, von tropischen Regengüssen bedrohter Bahndämme in engen Schluchten hätten, so erklärt mir der Zugführer, gewaltige Schwierigkeiten geboten. Er zeigt mir die bei der starken Steigung wohlangebrachten „escapes", die Jeme Tien-yu von der Canadian Pacific übernahm, leicht hügelan führende tote Gleise, die bei Unglücksfällen abrutschende Wagen auffingen. Hinter Ch'ing lung ch'iao, der Station der großen Mauer, arbeitet sich die Bahn durch einen 1 km langen Tunnel hindurch bis an das Hochplateau vor Kalgan.

Der Zugführer ist ebenfalls Südchinese. Seine und seiner Kollegen Funktionen werden dem Reisenden nicht immer ganz klar. Am ehesten sind sie vielleicht mit dem Obliegenheiten gewisser Herren zu vergleichen, die in größeren deutschen Speisehäusern nichtsahnende Gäste durch plötzliche Verbeugungen erschrecken. Der chinesische „Zugführer" ist Lebenskünstler, darum sitzt er in der ersten Klasse. Ich hörte, wie in der südmandschurischen Bahn ein biederer japanischer Zugführer drei elegante Chinesen fragte, ob es wahr sei, daß die Stationsvorsteher in China sämtlich Universitätsgrade besäßen. Diese drei Herren waren selbst Stationsvorsteher, bereisten „studienhalber" die japanischen Eisenbahnlinien des Kontinents, frönten aber so eifrig dem Pokerspiel, daß ihnen zur Entfaltung professioneller Neugier keine Zeit blieb.

Hinter Nankou wird eine zweite Maschine angekoppelt. Fauchend und schnaubend schiebt sie den Zug über das Geröll der Paßschlucht, klettert stoßweise atmend schmale Schleifenwege hinauf, bis man den



Yünkang: Grotte w. vom Haupttempel
5.—6. Jahrh. n. Chr.

Kopf weit aus dem Fenster recken muß, um die Grate der Bergschroffen noch zu sehen. Große Cumuluswolken ziehen um die braungrünen Kegel. Bergbäche rauschen. Ein gezacktes Band taucht an den Gebirgskanten auf. Wie ein geschuppter Drachenleib läuft es die Hänge herab, versinkt in Falten und Schluchten und schraubt sich an anderer Stelle wieder hinauf zu dunstumflossenen Höhen. Es ist die Mauer. Oft sieht man nur einen Wachturm. Er klebt auf der höchsten Bergspitze wie die Ruine eines Räuberkastells, gespenstisch beleuchtet von jähem Sonnenblitz aus zerreißenden Wolken. Die harte Silhouette der Mauer steigt bergauf und bergab hoch über den alten Kamelkarawanenstraßen, die sich längs der immer kahler werdenden Hänge hinziehen. Oasenhaft tauchen Stationsgebäude in dieser Bergwüstenei auf. Architekturprobleme, wie sie sich die Erbauer der Shantungbahn gestellt haben (was kein Chinese würdigt), wird man auf dieser von chinesischem Material und Gelde errichteten Strecke nicht suchen. Vier gemauerte Wände, eine Halle mit Regendach, Glasfenster, die einen Warteraum mit Tisch, Bank und Stühlen auf Steinfußboden zeigen, wirken in der nackten Landschaft schon als überraschende Erfüllung hochgeschraubter Luxusansprüche.

Spät am Nachmittag fährt der Zug in weitausholendem Bogen in Kalgan ein. Bergwände umgeben die Stadt von drei Seiten, ein Strang der großen Mauer blickt auf sie herab. Die Bilder, die sich dem Ankömmling gleich in der ersten Straße aufdrängen, sind gewürzt: auf den Steinfliesen der Hausvorsprünge liegen Zerlumpte jeden Geschlechts und Alters schlafend, bettelnd, mit stumpfem Blick ins Nichts starrend, in der Mehrzahl aber damit beschäftigt, sich und Familienangehörigen die Läuse abzusuchen. Offene Abzugskanäle fließen, einen halben Meter breit, übelduftend vor den Häusern vorbei. Das leidlich saubere chinesische Hotel mit großem Garten, elektrischem Licht und europäischen Betten ist in diesem Milieu eine freudige Überraschung.

Die Polizei stellt sich ein, um meinen Paß zu prüfen. (Für jede Provinz Chinas braucht man einen besonderen.) Ich bin ohne Paß ab-

gereist und muß damit rechnen, daß man mich wieder zurückschickt. Als ich erkläre, nach Ta tung fu zu wollen, nickt man befriedigt. Nach der Mongolei wird niemand durchgelassen.

Die Gründe der Sperre werden einem auf den Straßen bald klar. Alles ist voll von Soldaten; vor den terrassenförmig ansteigenden Tempeln stehen Wachen, die unerbittlich gegenüber europäischer Wißbegierde sind. Unfreundliche und mißtrauische Blicke folgen mir überall. Zwar ist immer Krieg in China, aber hier scheint eine besonders gereizte und verbissene Stimmung zu herrschen. Ein Feldzug gegen die Mongolen ist geplant, und die erste und die dritte Division — das ist die, welche am 29. Februar 1912 in Peking meuterte und einige Stadtviertel niederlegte — sind in Kalgan zusammengezogen worden. Ihr Ausmarsch muß nahe bevorstehen, wenn man nach den wütenden Gesichtern der Soldaten schließen darf, und Szenen werden sich abspielen, wie sie Gobineau im Turkmenenkrieg geschildert hat.

Die Stadt, deren Tempel mir durch die Soldateska verschlossen sind, ist wenig mehr als eine große Karawanserei, voll schlechter Gerüche und verschlammter Wege. Maultiere und Esel, mit Häuten und Wolle oder Kohle beladen oder mit Soldatenbagage, beengen die an sich schon unbequeme Passage. Grobe Artikel, die die mongolischen Jurten wohnlich machen, füllen die Läden. Ich flüchte mich aus dieser ungepflegten Atmosphäre an das Weichbild der Stadt. Laubenkolonieartig breiten sich hier große Gemüsegärten aus mit liebevoll gehegten Beeten von Wasserrüben, Bohnen, Mais, Kohl, Lauch, jedes Parzellchen von großblättrigem Gemüse sorgfältig abgegrenzt. Auf kleinen Erdhügeln stehen die Bürger Kalgans, lüften hier, wo es nach frischem Humus riecht, den Körper und schwingen in der Hand den Käfig mit einem Vogel so lange hin und her, bis er glaubt, auf einem Zweige zu sitzen und die kleine Kehle öffnet. Dann gleitet unverhohlenes Entzücken über das Gesicht des guten Krämers oder Handwerkers und er lauscht mit beiden Ohren und beiden Augen.

Chü lo pou, Shansi: Tanzhalle

Yang kao hsien ist vorläufig Endstation dieser nach Ta tung fu führenden neuen Bahnstrecke. Es sind vier Stunden von Kalgan. Die Landschaft ist trostlos, und ich studiere die neue republikanische Moral. Es scheint, als sei mein Troß der einzige mit korrekt gekauften Fahrkarten. Die Hauptrolle spielt ein jüngerer Herr mit amerikanischen Schuhen, Füllfederhalter im Knopfloch und Bügelfalten in der weißen Leinenhose; die Haare sind nach letzter Friseurmode wirbelwärts gekämmt. Er und seine Freunde besetzen einen ganzen Wagen. Fahrkarten haben sie nicht, wohl aber irgendwelche papierne Ausweise. Der Kontrolleur, ein schicker Jüngling mit breiten Schuhbändern, gesteht mir auf meine indiskrete Frage, daß er selbst etwa 20 Doll. Gehalt habe. Der vorhererwähnte Dandy sei „advicer" des Stationsvorstehers von Yang kao hsien und beziehe 60 Dollar im Monat. Dafür scheinen mir die Herren ungewöhnlich elegant gekleidet. In Yang kao hsien wird das Rätsel gelöst: zwei Passagiere handeln am Schalter um die Fahrkarte, die 1,50 Doll. kostet; sie bieten 25 cts und erhalten sie für 70. Der fiskalische Reingewinn scheint in Bügelfalten angelegt zu werden.

In Yang kao hsien bringt mich ein gerade abgehender Baumaterialienzug 40 Li weiter südwärts. Wir rollen am Fuße des Tsai yao shan entlang, der bis 2400 m ansteigt. Kaum ein Baum oder Strauch ist zu sehen, den die scharf stechende Sonne noch versengen könnte. Dann ballt sich Gewölk zusammen, und es prasselt hart vom Himmel herunter, so daß wir unser Gesicht schützen müssen. Die steppenartige Landschaft hat sich plötzlich winterlich verfärbt. Mein Wagen liegt voll von großen Hagelkörnern.

Die Schienenstränge enden, Erdarbeiter schieben Waggons unter drolligem rhythmischen Gesang vorwärts. Er scheint die Last und den harten Tagesfron weniger fühlbar zu machen. Ein eilends aus dem nächsten Dorf geholter Karren nimmt unsere durchnäßten Koffer, Kisten und Betten auf. Aus den Lößhängen stürzen Katarakte schmutzigbraunen Regenwassers auf die ausgefahrenen Wege herab; im Schneckentempo gehts durch tiefe Pfützen von einem armseligen Lehm-

hüttendorf zum nächsten, noch trostloseren. Hinter der Umwallung von Chü lo pou machen wir halt. In einem Hain, auf den die dämmernden Berge herniederschauen, steht ein Tempel mit einer kleinen Tanzhalle. Ich bette mich ihr gegenüber im Wandelgang, wo man die Namen frommer Stifter und ihre Gaben — von drei Kupfercent an bis hinauf zu acht Dollar — auf schmalen Täfelchen nachbuchstabieren kann; meine Leute schlafen auf dem Altartisch.

Um 5 Uhr morgens, bebend vor Kälte, vor der sich das Shansi-Volk durch wattierte Kleider schützt, wickele ich mich aus meinen Decken. Die Morgenstille ist bezaubernd; Frühnebel zieht über das versandete Flußbett. An der Tanzhalle, deren Firstenden geschnäbelt sind wie ehedem die Häuser der Han-Zeit, mache ich eine kleine Entdeckung. Die Säulen, die das buntbemalte Gebälk tragen, enden in Teufelsmasken-Kapitälen. Bin ich auf den Spuren der alten chinesischen Tanzmasken, der Vorbilder für die wundervollen Bugaku- und Gigaku-Masken japanischer Tempel und Museen? Zwar ist der Maskengebrauch in China noch nicht völlig erloschen. Lamaistische Tempelfeste mit ihrem derb karnevalistischen Mummenschanz beweisen es. Auch auf der chinesischen Schaubühne schimmert die Maskenstarrheit immer noch durch die kunstvolle Tätowierung des ganzen Gesichtes hindurch, die, darin ganz Maske, die Entfaltung jeder individuellen Mimik behindert. Japan allein hat das Maskenspiel in edelster Form, in seinem No-Tanz, aufbewahrt; in diesen von Kinokunst verseuchten Jahren freilich nur unter Aufwendung beträchtlicher Mittel, die kunstfreudige Gesellschaften spenden. Ich sehe das letzte No-Schauspiel, im Frühling dieses Jahres, wieder vor mir; das kleine Theater in Kyoto war nur schwach besetzt. Während der No-Tänzer in seinem steifen Brokatgewande, blütenweiße Tabi an den Füßen, unter Flötenspiel und hohl schnarrendem Trommelschlag die Bühne rhythmisch abschritt, so daß der glatte Boden mit den schallverstärkenden Gefäßen unter ihm donnernd widerhallte, lasen die Zuschauer, fast alles ältere Herren im wappengeschmückten schwarzseidenen Haori, nicht ohne Mühe den

Die Maske bei lamaistischen Tempelfesten

Zusammenhang zwischen dem altertümlichen Sprechgesang des Chors und den Bühnenvorgängen im gedruckten Textbuch nach. In diese andachtsvolle Atmosphäre bildungsbeflissener Antiquare platzte immer wieder das Geschrei und das Gelächter von Kindern herein, die man in den Gängen des Obergeschosses ungerügt spielen sah und die sich den Teufel um die verdienstvolle Konservatorenarbeit ihrer Väter kümmerten. Und als wollte sie das Recht der Jugend auf Respektlosigkeit vor allem Kunstrost unterstreichen, sandte die Sonne eine breite Lichtgarbe in das schon dämmrige Theater, grellere Unruhe schaffend als der Kinderlärm von oben und den Rest des Kontaktes zwischen dem Legendenspiel der Kamakura-Ritter und der Gegenwart hoffnungslos zerreißend.

Auf zackelnden Eseln, die mohammedanische Treiber, einen runden goldgestickten Tuchfez auf dem Kopf, immer wieder zu schnellerer Gangart anfeuern müssen, geht es durch tief eingesenkte monotone Lößhohlwege auf Ta tung fu zu. Stunden tiefster Einsamkeit verrinnen, und wie ein Wesen aus einer anderen Welt berührt mich kurz vor Ta tung fu die Erscheinung eines auf dem Lößgrat stolzierenden Herrn in veilchenblauer großgeblümter Samtrobe. Er führt, gleichsam als Attribut, ein langhaariges gelbes Hundescheusal mit sich, das von europäischen Modedamen vielbegehrte Züchtungsprodukt kaiserlicher Eunuchen. Der Gesichtsausdruck dieses „Peking dog" harmoniert prächtig mit dem seines entmannten Herrn.

Madrolle (Chine du Nord) gibt der Hauptstadt der Wei-Kaiser ein paar trockene Zeilen. Daß sie eine alte befestigte Umwallung hat, ist nicht gerade merkwürdig; ihr Verfall, besonders der des fast zerfransten Westtores, schon eher. Die Hauptstraße, mit Hügeln und heimtückischen Schluchten besetzt, in denen der ungeübte Fuß sich leicht verfängt, ist dennoch nicht bar jedes Wahrzeichens aus großen Tagen. Eine mächtige Fêngshui-Mauer steht darin. Ihre Riesenkacheln, in den fünf Farben der Mingzeit glasiert, zeigen fauchende Drachen, die mit den geschuppten Leibern wild die Wellen peitschen und um das Juwel der Allmacht kämpfen.

Vor dieser Tempelmauer ist ein Graben gezogen, über den eine kleine Steinbrücke führt. Die Pfeiler der Brustwehr bekrönen menschliche und tierische Fabelgestalten. Die Kunst, die aus ihrem gedrängten Umriß spricht, aus der so erlangten Schärfe des Ausdrucks, die willige Unterordnung unter den architektonischen Zweck, dem sie dienen, ihre völlige Anonymität vor allem muß nachdenkliche Europäer bescheiden machen. Dies sind zufällig gefundene Talentproben aus einer Zeit künstlerischen Überflusses, wie sie jede Reise ins Innere zutage fördert. Auch heute ist bei den Steinbildhauern Ostasiens die vortreffliche Tradition noch nicht erloschen. Ich denke an den erst vor wenigen Jahrzehnten entstandenen Kyeng Pok Palast in Seoul, an seinen Thronsaal mit den köstlichen Bekrönungen seiner Balustraden. Es sind im ganzen 54. Bei uns wäre ihr Verfertiger ein berühmter Mann. In Korea weiß man nicht einmal seinen Namen. Und auf den Palasttreppen und der Umwallung des Grabens kauern Tiger, die ein wundersames Gemisch von Realismus und Stilisierung sind. Sie leben gerade deshalb, weil sie auf täuschende Ähnlichkeit verzichten und die innere Wirklichkeit anstreben, ein gemeiner Zeitlichkeit entrücktes Dasein. Von dieser visionären Kunst des fernen Ostens gehen geheimnisvolle Wellen zu der, um die sich unsere jüngsten Generationen ringend bemühen.

Ein schwerer Wagen, von Eisen starrend, mit einem längst verfallenen Paß im Yamên erlangt, karrt unser Gepäck vor die Tore der Stadt. Die Passage sperrt ein Fluß; wer keinen Esel hat, wird von hochgeschürzten Kulis hinübergetragen. Dörfer lassen wir hinter uns, deren Armseligkeit und Verlorenheit jeder Schilderung spotten. Und wieder kommen Stunden, ohne Menschen, ohne Baum, ohne Getier, wenn der Blick nicht an den eisengrauen Käfern haften bleiben will, die sich zu Dutzenden auf den Exkrementen der Esel niedergelassen haben und aufschwirren, sobald Tritte sich nähern. Sie fliegen niedrig und mit einem häßlichen metallischen Geräusch, als seien ihre von dem plumpen Rumpf starr abgespreizten Hinterbeine aus Draht.

Ta tung fu, Shansi: Fünffarbig glasierte Tempelmauer

Da, wo der vielfach gewundene Lauf des Wu chou, den wir verfolgen, sich zu Strudeln belebt und mächtige glattgewachsene Felsblöcke aus dem Bett herausragen, steht, rot umwallt und terrassenartig an ein Brückentor gelehnt, der Kuanyin t'ang mit einer Riesengeistermauer, prachtvoll erhalten wie die von Ta tung fu. Das Motiv ist dasselbe; nur kämpfen hier die Drachen auf einem Hintergrunde von Türkisblau, jenem sinnlich vollen Ton, der an sich unser Auge wie eine Liebkosung berührt. Eine Photographie hält nur Umriß und Abmessungen fest, nicht die überraschende Wirkung einer so mächtigen Fläche des K'ung ch'üeh lü (Pfauengrün nennen's die Chinesen) in dieser kargen Landschaft.

Sie wird, je mehr wir uns unserm Ziele nähern, immer trostloser. Die Berge zu beiden Seiten unserer Straße, die dem versandeten, durch Steingeröll ausgefüllten Flußlauf folgt, flachen ab; hinter ihnen, im Norden und Nordwesten, ahnt man die ganze Melancholie der Steppe. In kleinen Grüppchen, wie fröstelnd vor der Grabesstille und dieser herzbeengenden Atmosphäre der Vernichtung, stehen ein paar noch nicht zu Brennholz verarbeitete pappelartige Bäume furchtsam aneinandergedrückt, als wollten sie die Leere noch fühlbarer machen. Das Defilee einer anderen ähnlich berühmten Kultstätte, das von Lung mên, taucht im Geiste vor mir auf: der Y-Fluß mit seinen dampfenden Quellen, den Reihern, Möven, Wildenten und Kormoranen, der weißblauen Ferne, der lauen Winterluft, die aus den Gemütern der Bauern und Pilger mitreißende Fröhlichkeit hervorlockt.

Das Ärgste an Reizlosigkeit, Armut und Verwahrlosung ist das Dorf Yünkang selbst. Kurz vor der Dämmerung langt mein Troß an. Nackte Kinder beiderlei Geschlechts, eine dicke Schmutzkruste auf dem Körper, umspringen uns; die Mütter stehen neugierig mit lang aus den Achselbändern heraushängenden Brüsten dabei. Vor dem großen Shi k'u sze-Tempel, hinter dem mein Ziel, die Grotten, locken, hängt an einem der beiden Masten eine Fahne; Soldaten liegen in dem terrassenartig ansteigenden Tempel. Ich schicke meine rote Visitenkarte zum

Kommandanten und bitte um Obdach; es wird verweigert. Unmutig ziehe ich an den jämmerlichen Lehmhütten entlang, an ein paar dachlosen oder eingestürzten Tempeln, die keinerlei Schutz gegen den tröpfelnden Regen bieten. Todmüde vom langen Tage, niedergedrückt von der Schwermut der durchwanderten Landschaft, erkläre ich, auf der Landstraße übernachten zu wollen. Das wirkt. Ein Soldat wird benachrichtigt und bringt frohe Botschaft vom Kommandanten. Ich werde zu dem Priester des Tempels geführt, den die Soldateska ganz in die Ecke gedrängt hat. Er weist mir ein Zimmerchen an, zeigt mir die sorgfältig verwahrten Visitenkarten der wenigen nichtchinesischen Gäste Yünkangs, einiger wißbegieriger Japaner und des einzigen Europäers, der vor mir Yünkang besuchte: Professor Chavannes'.

Ich sende dem Kommandanten eine Flasche Sekt, er antwortet mit 20 Eiern. Die Flasche finde ich bei meinem Antrittsbesuch, halb ausgetrunken, unverkorkt und ohne Glas auf dem Tisch. Mein Wirt, eine grundehrliche Haut, ist seit zwanzig Jahren Soldat; er erzählt von der Frau und den Kindern in seiner Heimatstadt Pao ting fu und zeigt voller Stolz seine Mauserpistole: sie sei deutsch. Seit einem halben Jahr liege er mit etwa 30 Mann in diesem Tempel. Räuberbanden machten die Gegend unsicher. Wir verbeugen uns, und ich werfe im Zwielicht einen flüchtigen Blick auf das Innere des Tempels, auf die Wände mit den baldachingeschmückten Buddhanischen und der gewaltigen Heerschar anbetender Genien, die, die Hände vor der Brust gekreuzt, zur Sphärenmusik von Laute, Flöte und Handtrommel ganz wie im Ch'ien ch'i sze von Lung mên im holden und naiven Übereinander bis zum Deckenhimmel emporsteigen.

Posaunen wecken mich beim Grauen des Tages. Sie klingen wie die des jüngsten Gerichts. Ich schüttele den Kopf, schlafe aber, übermüdet, wie ich bin, wieder ein. Nach einer Viertelstunde abermals Trommelwirbel und Posaunenklänge. Es sei eine Art Warnungssignal für Räuberbanden, so heißt es. Richtig stehen draußen auf der Estrade des Tempels

Seoul, Palast Kyeng Pok: Balustradenkopf und Tiger am Wassergraben
19. Jahrh.

drei Soldaten, zwei davon mit meterlangen Blasinstrumenten ausgerüstet. Das Mittel scheint mir probat und fast so kriegerisch wie Schwergeschütz; die Gedärme des abgebrühtesten Briganten müssen durch diese klaftertiefen Grunztöne erschüttert werden. Alle Viertelstunden wird das Konzert wiederholt. Die armen Soldaten erhalten ihren Sold von 17 cts. (34 Pfg.) pro Tag nicht umsonst.

Dann trete ich auf den Hof, wo eine freundliche Seele aus ein paar verirrten Humuskrümeln ganze Büsche von Päonien zwischen Steinen hervorgezaubert hat. Zwei mächtige Garudas, geierköpfige Vierfüßler mit dräuenden Augen, halten dort Wache. Der Kopf ist aus Biskuit, der geschuppte Leib und der Sockel in zwei Farben, braun und gelb, glasiert. Zum dritten Mal stoße ich im Ta tung fu-Distrikt auf eine imponierende Kraftprobe chinesischer Töpfer. Der Haupttempel, der mit seinen verschiedenen Stockwerken fast bis an den Kamm des Gebirgsstockes heranklettert, legt sich wie ein Schutzgehäuse um die Felsskulpturen im Innern. Säulen, die wie die Tanzhalle von Chü lo pou in gehörnten Teufelsmasken endigen, tragen das buntbemalte Gebälk. Frommer Konservatorensinn hat diesen Tempel vor ein paar Jahrhunderten errichtet und möglicherweise größeren Schaden von den klassischen Skulpturen abgehalten, als im Innern selbst angestiftet. Denn nicht nur in den oberen Stockwerken macht sich das fast christlich-katholisch anmutende Pantheon des niederen Volkes in Stalaktiten-Grotten breit und spottet des lauteren Buddhaglaubens der Wei-Zeit.

Dieser klingt wie Orgelton hindurch durch den Wust stümperhafter Ergänzungen. Er wird reiner und hoheitsvoller, je mehr man sich den großen Grotten des dem Haupttempel hofartig angegliederten Geländes nähert. Und er endet, nachdem alle Grotten durchwandert sind, auf der Westseite mit einem Cantabile, das wie der Gesang einer holden Kinderstimme alle Härte des menschlichen Herzens schmilzt und Versenkung in eine Zeit leicht macht, deren Menschen, verdurstend in der Trockenheit konfuzianischer Lehren, den indischen Glauben entgegennahmen wie die Völker der Tropen den befruchtenden Regen.

Fast hundert Jahre, wenn man den Stillstand der Arbeiten unter dem Apostaten T'ai Wu abrechnet, ist in Yünkang Frömmigkeit unablässig am Werke gewesen. Fürsten der Toba-Tataren, eines zur höchsten Würde im chinesischen Reiche aufsteigenden Mandschu-Stammes, begannen die gigantische Arbeit im Jahre 414 n. Chr. Auch als die Nord-Wei-Kaiser ihre Hauptstadt von Ta tung fu nach Lo yang verlegt hatten, wo Tempel und Pagoden von legendärer Größe entstehen und Indiens Patriarch, Bodhidharma, seine zweite Heimat findet, verleugneten sie ihren Erstling nicht. Die chinesischen Annalen zeichnen kaiserliche Besuche in Yünkang auf. Ihre Autoren erwähnen, bei der Datierung der frühesten Arbeiten nicht immer im Einklang, den Namen des Priesters T'an yo, der zwischen 460 und 465 die erste Grotte fertiggestellt haben soll. 524 setzen sie als Jahr der Vollendung.

Der erste Eindruck, erdrückend fast, wird von den Abmessungen bestimmt. Sie sind noch gewaltiger als die von Lung mên. Ägyptische Analogien lägen wie in Lung mên nahe. Doch die Vorbilder, die Größe, die Vielheit, sind indisch. Dem erhabenen, aber unplastischen Gedanken indischer Philosophen, den Gottbegriff, das Äquivalent für Unaussprechliches, begrifflich kaum zu Fassendes, durch eine leere Zelle auszudrücken, dem Echo oder dem Schatten zu vergleichen, verschloß sich der nach Bildkraft dürstende Sinn des Volkes, und so wurde, damit die mystische Scheu gewahrt bliebe, bei der Verkörperung göttlichen Wesens durch furchterregende Vielgliedrigkeit, vor allem aber durch Überhöhungen Distanz von menschlicher Form gesucht. Die noch heute in Mysore stehenden Götterbilder sind nur ein Drittel kleiner als die Siva-Statue von Benares, die Chinas berühmtester Reisender, Hsüan tsang, beschreibt: ein Riesenwerk von 100 Fuß Höhe.

Die Vielheit, die unermüdliche Arbeit voraussetzt, Arbeit „bis die Knochen weiß werden", ist indisch. Wie in der Gotik, wo die Innigkeit des Glaubens vor Materialschwierigkeiten nie zurückschreckt, wo unter dem Meißel des Bildners der harte Stein sich rundet zum Spiel zartester Spiralen und Kurven, wird die Mühe mit Fleiß aufgesucht,

Yünkang: Zentralbuddha einer Grotte ö. vom Haupttempel
5.—6. Jahrh. n. Chr.

denn ihre Überwindung ist Lohn an sich, und Ausdauer allein erhärtet wahre Frömmigkeit.

So wird in die Wände von Yünkang wie in einen Teppich eingewirkt, was den beseelten Wunderbau ragender indischer Tempel auf den ersten Blick so verwirrend gestaltet: ein Gewoge von Bändern, Ranken, Rosetten; Reigen himmlischer Nymphen, deren Körper das Empor der Wölbungen akzentuiert und mit den Flammenornamenten der Heiligenscheine sich in jubelnder Aufwärtsbewegung vereint; vielstöckige Pagoden, in denen kleine Bodhisattvas thronen, symbolisches Fabelgetier, das den Leib um die Nischen schmiegt; die Nische selbst in allen Formen und Größen variiert mit ihrem quastenverzierten Baldachin, ihrem geschnäbelten Ziegeldach, ihrem symmetrisch gefältelten Behang. Jeder Pfeiler, jeder der Hunderte von Friesen, jeder Deckenhimmel, ja die Tiara der Bodhisattvas ist ein Mikrokosmus für sich.

Die Götter selbst haben auf ihrem Wege über Gandhara, Kaschmir und Khotan freilich viel von ihrer heimatlichen Wesensart eingebüßt; aus Verzerrung und üppig wucherndem Beiwerk hat China, der stärkste Hort des buddhistischen Glaubens, sie zu neuer Reinheit in Yünkang wiedergeboren. Vielleicht kommt ihnen, wenn man Früh-Indisches außerhalb des leeren von Gandhara geschaffenen Typs zum Vergleich heranziehen will, der schöne steinerne Gautama von Anuradhapura in Ausdruck und Körperhaltung am nächsten. Er ist aus dem Dschungel vor nicht langer Zeit zurückgewonnen worden, und man möchte vermuten, daß noch andere verloren gegangene Zwischenglieder existierten. Widerspräche es nicht dem Respekt vor dem uns erst jetzt geoffenbarten Können der Plastiker von Ellora und Elephanta, anzunehmen, daß die Blütezeit indischer Bildhauerei später einsetzt als die der chinesischen? Denn diese, die Plastik der Nord-Wei-Periode, ist die schönste Blüte chinesischer Skulptur: Blüte und Knospe zugleich. Sie hat sich magisch schnell erschlossen, ohne sichtbare Entwicklung fast, so wie der chinesische Sommer den kurzen, kaum geborenen Frühling ablöst.

Die früheren der zentral stehenden oder sitzenden Gottheiten, Statuen von 10-15 Meter Höhe, leiden begreiflicherweise unter dem Mißverhältnis zwischen hochfliegendem Wunsch und tastendem Können. So kommt es, daß Einzelheiten, vor die man zu nah gestellt wird, unfertig wirken und das Typische: der kurze Hals, die großen Ohren, die breite „löwenartige" Brust mit den mächtigen Schultern, die Einschnürung des Körpers in der Hüfte, die ängstlich gerippte in getreppten Kanten sich aufblätternde Gewandung, stark vergröbert erscheint. Doch gleicht der Verfall, der oft den halben Rumpf weggefressen hat, die Versinterung des ziemlich weichen Steins krassere Unzulänglichkeiten wohltuend aus. Ja, er vermag dort, wo die Phantasie vor einem hochgereckten Torso sich der Freude nachschaffenden Ergänzens überläßt, die Wirkung ins Zermalmend-Dämonische zu steigern. In einer der östlichen Grotte wächst der verstümmelte Rumpf eines Gottes wie ein Naturwesen aus den Schichten des Gesteins. Die rechte Hand des Riesen ist machtvoll erhoben, die Augen des schlanken Kopfes schauen wie die eines Siegers weit weg in die strahlenden Gefilde der Unendlichkeit. Das Maß geistiger Kraft, das diese Gottheit ausströmt, ist in der frühen buddhistischen Kunst Chinas unerhört. Taoistisches wird hier lebendig, ein Seherwort von überirdischem Klang: „ich will meinen Schein vereinen mit Sonne und Mond, mit Himmel und Erde gemeinsam unsterblich sein. Während ich mich in die Weiten verliere, entschwinden die Menschen meinem Blick. Sie alle sterben: ich allein bin."

Indessen: sanfter gearteter Künstler Werke, nicht dieser über alle menschlichen Verhältnisse sich hinausreckende Titan bestimmen das Wesensbild der Skulpturen Yünkangs. Die Meißelführung wird sicherer, die Ecken runden sich, das Gewand, anfänglich wohl dem Gandhara-Schema nachgebildet (die Japaner vergleichen diese Faltenanordnung mit rieselndem Wasser) legt sich lockerer und natürlicher über den Körper. Ein hoheitsvoller, ganz eigenwüchsiger Typus entsteht mit milderen, vielleicht oft etwas zu vermenschlichten Umrissen und jener Anmut des Ausdrucks und Gestus, der an die edelsten Schöpfungen der so viel

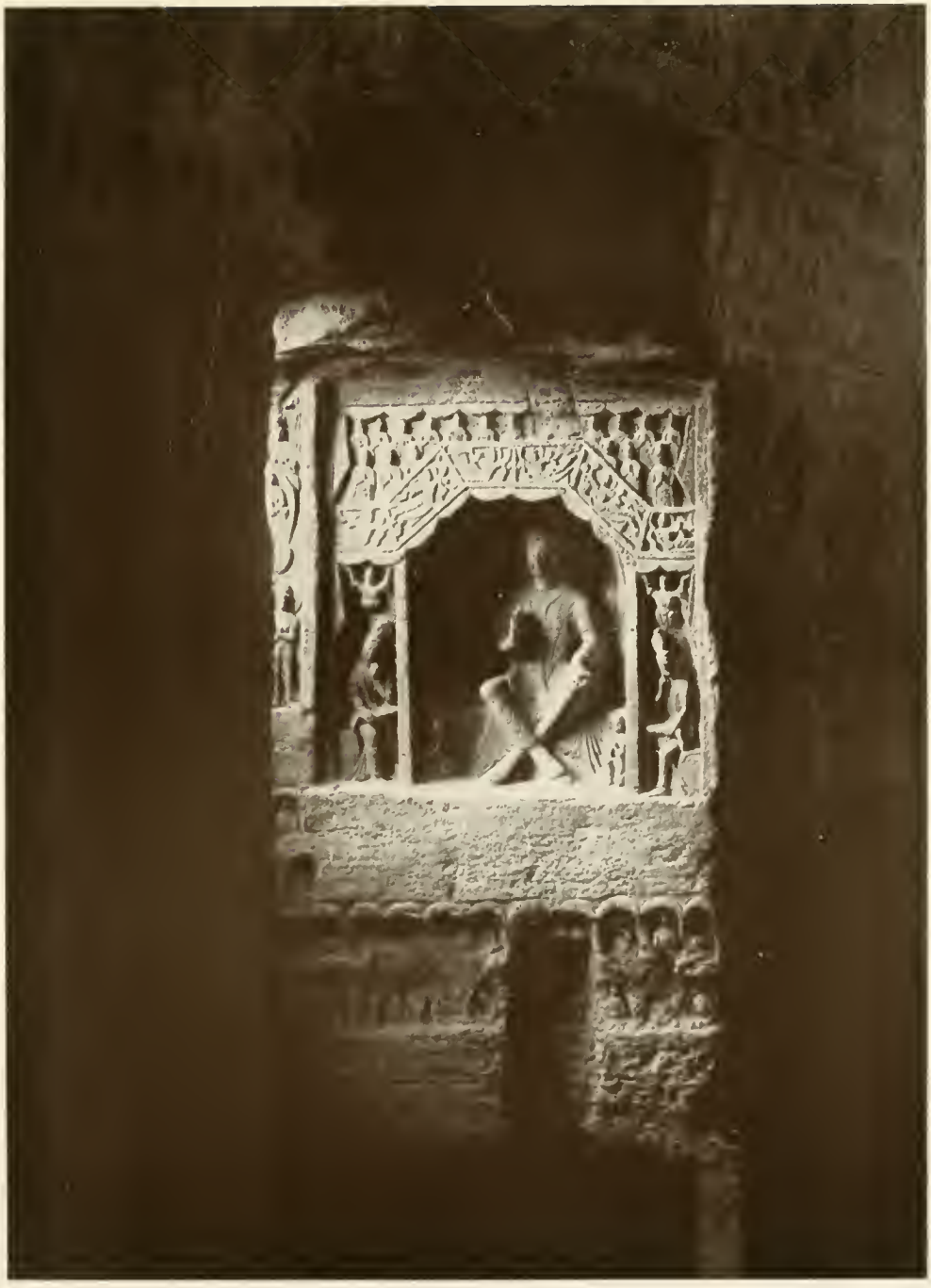
Yünkang: Zentralbuddha einer Grotte ö. vom Haupttempel
5.–6. Jahrh. n. Chr.

späteren Meister von Borobudhur heranreicht. Ich denke an die erste Grotte östlich vom Haupttempel, deren Schmuck ein gewaltiger sitzender Buddha bildet, von zwei stehenden Bodhisattvas flankiert. Die Bauern und Maultiertreiber, die hier hausen, haben, um der kalten Luft den Zugang zu verwehren, diesen Grottentempel mit einer rohen Lehmwand fast zugemauert, und fahles Halblicht fällt von dem oberen Spalt auf den Zentralbuddha mit seinem leicht vorgeneigten mächtigen Rumpf, dem wuchtigen Kopf mit den schweren Lidspalten, dem „urna", dem Perlenauge geistiger Einsicht, den weich geschwungenen Lippen, den langen Ohren, deren Leisten die feinen Rundungen des Fleisches haben, den beseelten Händen, den süßen Kern der Mahayana-Lehre preisend, dem langärmeligen dünnen Gewand, das in natürlichen Wellen über die mächtigen Arme rieselt. Ich bin auf den einen Arm gestiegen, der für ein paar Menschen Raum bietet, um von dort den Kopf und die Tiara des links von diesem Zentralbuddha stehenden Bodhisattva aufzunehmen. Hier ist der letzte Rest manueller Unsicherheit verschwunden; mit wenigen scharfen Schlägen sind die Grundzüge des Typs aus dem Stein gemeißelt, der kunstvolle Haaraufbau mit den auf die Schultern herabfallenden Bändern, die Tiara selbst, in ihrer reichen plastischen Wirkung durch tiefe Unterschneidungen gesteigert — eine der schönsten Lösungen der variantenreichen Diademe, mit denen die Wei-Bildhauer des reiferen Stils ihre Gottheiten zu schmücken liebten.

Die ganze Anmut der Wei-Kunst enthüllt sich freilich weniger in den Riesenskulpturen als in mittleren und kleineren Nischen und Reliefs. Da ist eine offene, leider stark mitgenommene Nische westlich vom Haupttempel mit einer frauenhaft sanften Gottheit darin, die mild zu lächeln scheint, als bedeute ihre meditierend erhobene Hand die Verheißung aller mütterlichen Güte, und wie sie von einem reinen Glücksgefühl verklärt sind auch ihre Begleitfiguren mit den sich senkenden Augen, kaum noch geschlechtslos zu nennende Bodhisattvas mit den Körpern junger Frauen. Sie tragen ein in vielen Grotten häufig

wiederkehrendes Gewand, eine dünne Hülle von Bändern eigentlich nur, die einen tiefen dreieckigen Ausschnitt von Hals und Brust und die Arme freilassen und sich vor den Knien kreuzen, wenn sie nicht am Gürtel durch einen Knoten geschlungen sind. Zuweilen legt sich das Bänderwerk über die Arme, um in langen gezackten Streifen die schlanke Architektur des Körpers bis zu den Knöcheln zu begleiten. Hier sind die Vorbilder für das zu großartigem rhythmischen Spiel gesteigerte Gewandmotiv, das den Silhouetten der Yumedono-Kwannon und der sogenannten „koreanischen" Kwannon des Horyuji ihren bestrickenden musikalischen Reiz verleiht.

Die beiden schönsten Nischen, das Innigste wohl, was der jungfräuliche Glaube der Wei-Künstler geschaffen, liegen westlich vom Haupttempel. Die eine bildet ein Stück der Torleibung einer besonders reich gegliederten mit vielen Hunderten kleiner Skulpturen übersäten Grotte. Hier wie in den Lung mên-Grotten Honans erlebt die Mahayana-Religion eine chinesisch-fröhliche Ausdeutung ihrer ernsten Lehre: in den Reigen der anbetenden Genien, die friesartig die Nische mit dem heiligen Inhalt einsäumen, schlingt sich, wie der Morgennebel um den Sonnenkelch der Lotosblume, das reizende Völkchen der Apsarasas, Tänzerinnen mit wehenden Schleiern und Musikantinnen, die die ti-tze und siao blasen und die schöne Pansflöte oder die Laute schlagen. Es ist, als lauschten die Götter der Tornischen dieser süßen Musik der Ferne: die zentrale Gottheit, deren Beine aus hieratischer Starrheit gelöst und anmutig gekreuzt sind, hat zwar noch immer die Rechte lehrend erhoben, aber die Lider sind glückselig gesenkt, der Gesichtsausdruck völlig hingegeben dem Klange unirdischer Stimmen. Ihre Begleitfiguren, in hohen schlanken Nischen, deren Behang Engel-Karyatiden stützen, haben das Bein lässig über das andere hoch auf den Sitz gelegt, den Körper sanft vorgeschoben, und sie stützen den leicht geneigten, diademgeschmückten Kopf, über den der Glanz eines süßen Traumes zu gleiten scheint, mit dem Zeigefinger der erhobenen Hand. Es ist ein Stück Gotik vor den Toren der Gobi.



Yünkang: Torleibung einer Grotte w. vom Haupttempel
5.—6. Jahrh. n. Chr.

Nicht das Einzige. In einer anderen Nische, die zugleich den Beschluß der Westseite bildet, wird dieses Haltungsmotiv kaum weniger anmutig wiederholt. Ein liebliches junges Göttergeschöpf senkt nachdenklich den diademverzierten Kopf und stützt mit dem Zeigefinger die Wange. Den Heiligenschein, die Gesichtsformen, das in der Mitte gescheitelte Haar, das die Taille akzentuierende dünne Gewand hat der Bildner gerade angedeutet, zum Teil, wie die Ohren, unausgeführt gelassen; aber wie hat er durch die leichte Drehung, die so selbstverständlich in der äußersten Schicht des bearbeiteten Steinblockes mündet, den schlanken jungen Körper beseelt!

Diese Gestalt, die vor Disteln unter Geröll am Wüstenrande sinnt, wesensverwandt so vielen anderen Gottheiten Yünkangs, will nicht mehr durch die ins Übermenschliche potenzierten Formen, durch drohende Attribute wirken. Sie ist wie ihre Schwestern von dem Sockel des furchterregend-Majestätischen herabgestiegen, eine Sendbotin der Liebe, die die Unrast der Menschen durch Güte beschwichtigen und ihre Herzen durch die strahlende innere Schönheit, die ihr Antlitz verklärt, für den neuen Glauben gewinnen will. Die Religion, die diese Interpreten der indischen Lehre verkünden, scheint schon auf Erden die Glückseligkeit des Paradieses zu verheißen.

Aus den Mudras, den Gesten der Götter Yünkangs, die Persönlichkeit der Dargestellten zu bestimmen, ist eine heikle Aufgabe; überall erscheinen die göttlichen Wesenskonturen, als wolle sich der mächtig emporlodernde, mehr durch mündliche Überlieferung und durch Intuition, als durch Literatur entflammte und genährte Glaube, der Glaube an eine Religion des Lichtes, wenig um trockne Schemata bekümmern, unsicher oder verwischt. Aber ein Typus schält sich, ob er nun als zentrale Gottheit oder als begleitender Bodhisattva in immer neuen Variationen von Geste und Haltung auftaucht, bereits im Jahrhundert der Wei-Bildhauer aus unbestimmten Umrissen immer klarer heraus: der aus der mitleidsvollen indischen Gottheit Avalokiteshvara entwickelte

Typus der Kuanyin. Sie ist es, die in jeder Grotte in hundertfachen Verbrämungen wiederkehrt, für deren Erscheinungsform von den frommen Plastikern der Wei-Zeit nach der endgültigen Norm gesucht wird, und ihr recht eigentlich, der aus Weisheit Barmherzigen, als der menschlichem Gefühl am nächsten stehenden Gottheit, gelten die schönsten und sehnsüchtigsten Strophen des großen Gebetes von Yünkang.

Das fromme Lo yang, Honan und die Nachbarprovinzen nehmen an diesem marienartigen Kultus, der jeden anderen überwuchert, mitschaffend teil; in Stein, vergoldet und bemalt, juwelengeschmückt wie eine Bajadere, wird ihr Bildnis, ihr sinnlich bestrickender Körper mit dem träumerisch-verzückten Antlitz auf Tausende von Altären erhoben, und damit es frommem Verlangen allezeit nahe sei, für kleinere Schreine und Haussanktuare in feuervergoldeter Bronze wiederholt, bei aller Kleinheit so formvollendet in der Modellierung des Körpers, des Diadems, der Gewandschleier und des Geschmeides, daß die neubekehrten Nachbarländer, Korea und Japan, jahrhundertelang diesem vollendet ausgeprägten und liebreizendsten aller buddhistischen Göttertypen gläubig nachschaffen können.

Dem Archäologen bieten die Grotten von Yünkang reiche Ausbeute. Der Haupttempel zumal ist ein Sammelbecken aller möglichen Stilformen. Neben Säulen mit korinthischen und ionischen Kapitälen, deren Funktionen völlig mißverstanden sind, naiv vergröberten Akanthus- und Geisblattornamenten finden sich mannigfache Anklänge an die Kunstformen der Durchgangsländer, die der Buddhismus auf dem Wege in seine neue Heimat passierte: bärtige kämpfende Dämonen in Zwickeln, getreppte, der Gandhara-Kunst entlehnte Nischenstürze, Reliefs aus dem Leben Buddhas, von kräftigerem plastischen Leben erfüllt als die von der Gräkisierung verzerrten Weichlichkeiten Gandharas. Deckenhimmel sind da mit Engelsgestalten und Lotosrosetten, wie sie in Tempeln Kaschmirs (z. B. von Pandrenthan) gefunden worden sind. Welche Verkettung eigenartiger Umstände aber hat den

Yünkang: Bodhisattva. Äußerste Westseite
5. 6. Jahrh. n. Chr.

Skulpturenschmuck am Eingang der ersten Grotte westlich vom Haupttempel nach Yünkang verschlagen: den neptunartigen, mit Dreizack, Donnerkeil und geflügelter Mütze ausgerüsteten Gott und seine Partnerinnen, vielköpfig und vielarmig, auf Stier oder geierartigem Fabelvogel ruhend, Traube, Bogen und Diskus in den Händen? Hat ein indischer Mönch, von kaiserlicher Huld oder eigenem Antrieb hierhergezogen, mit diesen schwellenden von kräftigsten Schattenwirkungen belebten Körperformen, Formen, mit denen die Bildner von Madras und Madura ihr Ideal indischer Weiblichkeit ausstatten, Lokalgottheiten seiner Heimat nachzuschaffen versucht?

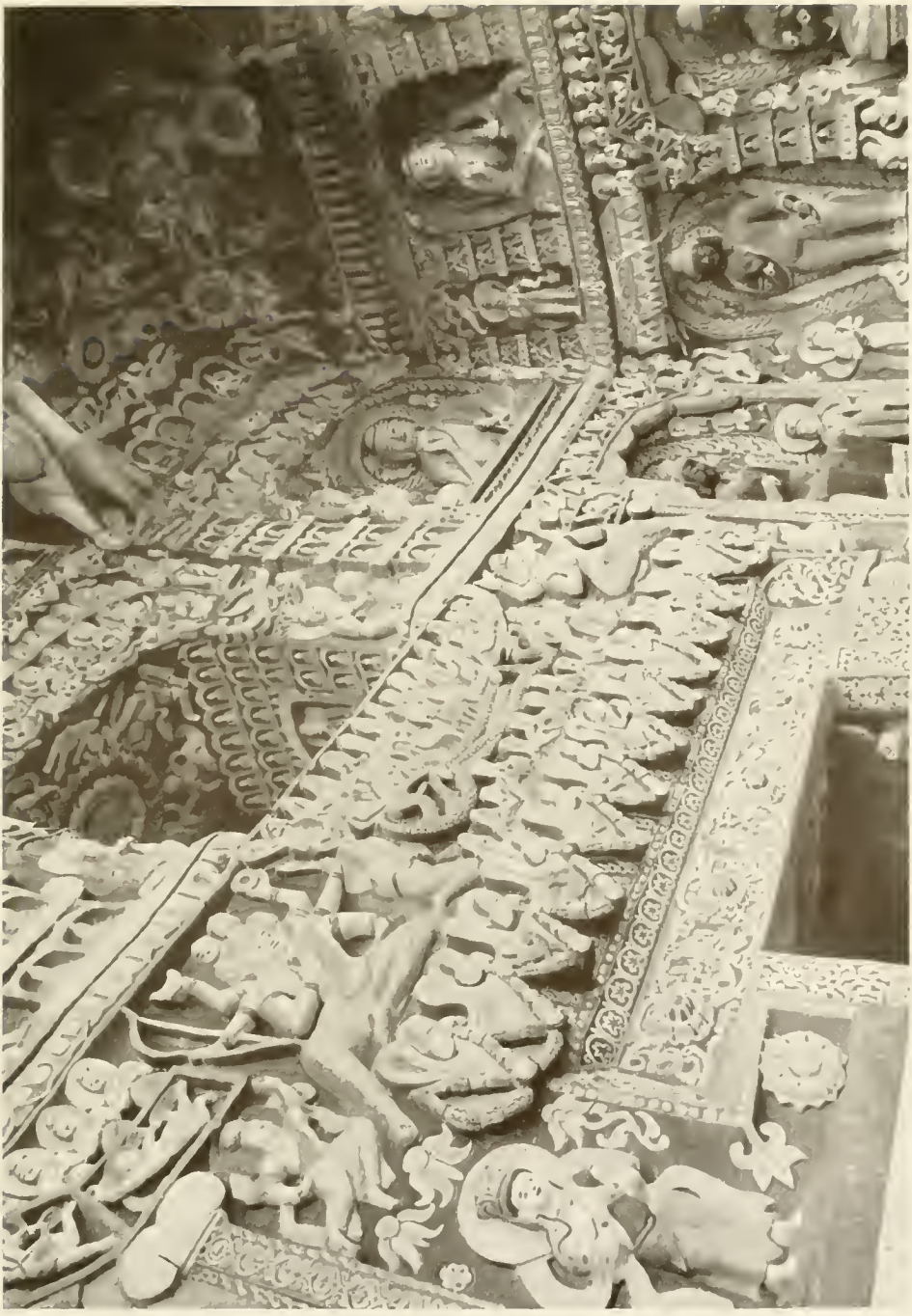
Wie so viele der Grottenplastiken sind auch diese mächtigen Reliefs stark versintert, und wenn auch der Verwitterungsprozeß manchem der gerade noch an der Wand hängenden Köpfe eine Silhouette von bizarrer Schönheit und der Oberfläche des Gesteins malerische Weichheit verleiht, so muß bei der geringen Pflege der ehrwürdigen Kultstätte durch Chinas Regierung doch das Schlimmste für ihre Existenz befürchtet werden. Auf die Pflege würde man noch eher verzichten. Denn es ist viermal an den Grotten, insbesondere am Haupttempel, restauriert worden. Inschriften verzeichnen Reparaturen zur Zeit Shunchihs (nach dem Fu chih 1651), K'ang hsis, im 17. und 20. Jahr der Regierung Kuang hsüs (1891 und 1894). Die Restauratoren der frühen Ch'ing-Kaiser, die sich besonders an den mit einem ganzen Heer anbetender Genien geschmückten Wänden des Haupttempels versuchten, scheinen immerhin noch mit einem gewissen Verständnis ihres schwierigen Amtes gewaltet und auch die Tönungen (in rot, blau, grün, orange) nicht ohne künstlerischen Takt aufgefrischt zu haben.

Die Kuang hsü-Restauratoren aber haben geradezu eine Orgie der Barbarei bei ihrer Ausbesserungsarbeit gefeiert. Die Vorhalle der zweiten Grotte westlich vom Haupttempel ist vielleicht das beredteste mir bekannte Beispiel, mit welcher zielsicheren Gefühllosigkeit ein gutmeinender Chinese sich an seinen Nationalheiligtümern vergreifen kann. Diese wie Honigkuchenornamente aufgepappten Reliefs, die das Dar-

gestellte allerdings in brutalster Deutlichkeit zeigen (woraus der rekonstruierende Archäologe Nutzen ziehen mag), sind von der plumpen Hand eines provinzialen Handwerkers alten Vorlagen nachmodelliert und mit Lehm, den nachlässig aufgetragene Tünche oft nur halb bedeckt, an die Wände geklebt worden. Das Kolorit, in dem die so mißhandelten Götter, Pagoden, Baldachine und Ornamente erstrahlen, spottet jeder Beschreibung. Blau angemalte Karyatiden mit knallrotem Lendentuch, grün-blau-rot-goldene Buddhas, Genien mit gelben Hosen, Ornamente in den stechenden Farben von Bauernbuketts wechseln, jede Nüance eine neue Ohrfeige, erbaulich ab.

Diese restaurierende „Pflege" also wäre zu entbehren. Was heute aber, wo in China an Wiederherstellungsarbeiten nicht gedacht werden kann, bedenklicher erscheint, ist der von außen hereingetragene Verfall. Eine unsäglich arme, zum größten Teil mohammedanische Bevölkerung, Kleinbauern und Eseltreiber, die buddhistischen Heiligtümern verständnislos gegenübersteht, haust in Yünkang außer in der Dorfkarawanserei auch in den Grotten. Sie hat sie durch Lehmmauern, die an die schönsten Skulpturen stoßen, in kleinere Räume geteilt, ihre von Eseln gezogenen Mahlsteine darin errichtet und den Rauch ihrer Herde auf die schönen antiken Deckenhimmel losgelassen, der in einer westlich vom Haupttempel liegenden offenen Grotte bereits hoffnungslos verrußt ist. Einige der Grotten dienen als Ställe für Maulesel, und das unruhige Völkchen der Schwalben, deren Exkremente die Köpfe der Riesengötter mit grauweißen Fäden betropft haben, huscht alle Augenblicke zwitschernd durch die zerfetzten Papierfenster zurück in seine Grottennester. Das ist Yünkang von heute, der Ort, von dem der Chronist (im Shui ching) einst sagte: „Die Erhabenheit der Natur und die Großartigkeit der heiligen Gebäude machen diese Szenerie zu einer hinreißenden und majestätischen Stätte".

Die Reize der Natur, die der Geschichtsschreiber pries, sind rücksichtslosem Raubbau zum Opfer gefallen; die Bevölkerung, die kaum den täglichen Bedarf aus der sterilen Scholle zu ziehen vermag, geht in



Yinkang: Grottenvorhalle, spät restauriert

Lumpen; die Denkmäler einstiger Größe dienen ihr als Unterschlupf wie den Eseln und Schwalben. Yünkang, sagte ich, sei symbolisch für das China von heute. Die Söhne des himmlischen Reiches verzweifeln nicht darob, denn sie sind Fatalisten und replizieren, sollten westländische Vorwürfe über den Niedergang der gelben Menschheit das chinesische Ohr und Gewissen zu belästigen wagen, auf oft erwiesene Unverwüstlichkeit und Zähigkeit pochend, mit den heute dreimal tiefen Worten ihres alten Weisen Lao tze:

Wo die großen Straßen schön und eben sind,
Das Volk aber die Seitenwege liebt,
Wo die Hofhaltung schön sauber ist,
Aber die Felder voll Unkraut stehen
Und die Scheunen leer sind,
Wo die Kleidung schmuck und prächtig ist,
Wo jeder einen scharfen Dolch im Gürtel trägt,
Wo man heikel ist im Essen und Trinken,
Wo sich die Güter im Überfluß finden:
Da herrscht Räuberwirtschaft, nicht das Tao.

Yünkang: Torleibung einer Grotte ö. vom Haupttempel
5.–6. Jahrh. n. Chr.

YO FEIS GRAB

IN Hangchou ist Yo feis Grab.

Es liegt am Hsi hu, den sein Gouverneur Su Tung-po, der eleganteste aller Sung-Dichter, besungen hat. Die Atmosphäre um den See herum ist geschwängert mit Erinnerungen an dieses Dichters Zeit, als man zum Takt der Ruderschläge die Bambusflöte blies, Sus Lieder anstimmte und die Kürbisflasche im Boot herumging, bis alles trunken war vom Wein, von der Schönheit Chêkiangs, von den süßen und wehmütigen Tönen, die wie Seidenfäden über die blaßblaue Fläche des Sees hinflatterten. Als Hangchous Blüte, Venedigs Ruf überschattend, im Mittelpunkt der Erzählungen aller seefahrenden Abenteurer stand, die hierherströmten, um die Paläste, Gärten und Mausoleen kunstbegeisterter Kaiser, die 12 000 Brücken der Lagunenstadt, die 3000 öffentlichen von warmen Quellen gespeisten Bäder, die Kaufmannsgüter in den Basaren und das Leben in den Straßen zu bewundern, deren größte „ebenmäßig wie der Boden eines Ballsaals und so breit gebaut war, daß neun Reisekarren nebeneinander darauf fahren konnten".

Viel hat sich, seitdem Marco Polo und der Frater Odoric „die größte Stadt der Welt" besuchten, verändert, und nichts zum Guten. Die Lagunen sind verschwunden und die meisten der Brücken, wiewohl noch einhundertundsechsunddreißig auf der Karte verzeichnet stehen; die Fronten der Häuser sind bedrohlich eng aufeinander zugekrochen, die Dämme zwar gepflastert und sauberer als im Norden, ein Ballsaalboden aber nur noch für die gröbsten hölzernen Bauernschuhe.

Mongolenhorden waren es, die zu demolieren anfingen, die Mausoleen, den gewaltigen Stadtwall, die Bibliotheken, kaum weniger berühmt im Osten als einst im Westen die alexandrinische. Was sie übrigließen und im Laufe der Jahrhunderte neu erstand, wie die anmutigen Anlagen der Mandschukaiser Ch'ien lung und K'ang hsi (der entzückt fünfmal nach Hangchou zog und seinen sechsten Besuch erst auf Bitten seines sparsamen Ministers aufgab), das vernichteten die T'aip'ing, Chinas Wiedertäufer. Im Frühling des Jahres 1862 setzten sie sich Riesenschwärmen von Heuschrecken gleich in der Stadt aller chinesischen Grazien fest, brannten „im Namen Gottes und Christi" neun Zehntel der Behausungen nieder, mordeten 600000 Menschen und überließen den Rest dem Hungertode und Seuchen. Mutigere ertränkten sich, weil die Kanäle schon mit Leichen verstopft waren, im Westsee. Klagend schreibt der Chronist: „man konnte in den Hsi hu einen halben Li hinaus auf Leichen wie auf einem Landungssteg schreiten".

Der Hsi hu hat sich, als wollte er sich gegen die neue, winklige, von scharfen Gerüchen gebeizte Stadt verwahren, bis an ihren äußersten Zipfel zurückgezogen, ein gewaltiges Ozeanbecken, das auf drei Seiten von grünen Hügelketten eingeschlossen wird. An seinen Ufern erheben sich bunte Pailou mit lustig gegabelten Dächern, Pavillons, Tempel und Klöster, ja, vier der berühmtesten Mönchssiedelungen des südlichen Ostens. Landschaften umrahmen sie, wie sie malerischer und abwechslungsreicher auch die üppige Vegetation Japans nicht hervorzaubern konnte; Kryptomerienalleen, wie ein Dom über breiten lichtgedämpften Wegen aufsteigend, Bambushaine, von Reisfeldern und Maulbeerbaumpflanzungen unterbrochen, getreppte Gebirgspfade, an deren Flanken Bäche rauschen, Feuerlilien und subtropische Blumen ihre Farbenschreie mit dem quellenden Grün kniehoher Gräser mischen. Vögel singen in der feuchtwarmen Kühle des Julimorgens, und große Nebelschwaden segeln wie Torpedos in der bläßlichen Luft, stoßen gegen die Bergwände, lösen sich auf und vereinigen sich wieder.

Yünkang: Torleibung einer Grotte w. vom Haupttempel
5.—6. Jahrh. n. Chr.

Ling ying, „Zuflucht der Seelen", heißt das schönste der Sungklöster. Auf gepflastertem Mittelweg schreitet man unter Riesenbäumen hinauf zu einer Steinbrücke, über deren Bogen sich ein schlanker Holzpavillon spannt. Unter ihm rinnt ein Bach über Felsen in einem von Sträuchern, Moosen, Lianen dschungeldicht austapezierten Bett. Mönche der Mingzeit haben diesen schönen und stillen Fleck besungen, Hideyoshi hat ihn im Momoyama-Palast kopiert. Von den Felswänden aber, zu deren Füßen die Quellen sickern, sehen indische Gottheiten aus tief eingemeißelten Nischen herab, zernagt von der Feuchtigkeit, überwachsen mit Moos, verdunkelt vom Blattwerk, das aus allen Spalten ungestüm herausbricht.

Kaiser Ch'ien lungs Wohnung, das Hsin kung, 1752 erbaut, liegt auf derselben Uferseite. Es sind Pavillons mit mächtig gegabelten Graten, mit Gartenanlagen dazwischen und einem neuen europäischen Gebäude darin, der öffentlichen Bibliothek, die höchst prosaisch ihre steifen geraden Schultern inmitten dieser tänzelnd gedrehten Kioskarchitektur ausstreckt. Hangchous Wohlhabenheit offenbart sich durch Einzelheiten, die auf einen von Nordchina Kommenden wie Zauberspuk wirken: unten im Vorhof gibt es Blumenbeete, sauber wie mit dem Lineal gezogen, gibt es einen leibhaftigen Gärtner, der die Stecklinge sehr geschickt durch kleine Bambushülsen stützt. Die höheren Terrassen haben ummauerte Teiche und Zickzackbrücken, Felsenwege und Hecken, gepflegt wie japanische Gärten, Ziersteine, durchlöchert gleich Schwämmen, das unerläßliche Ingrediens des chinesischen Parks, von Rollbildern her bekannt oder von den Hintergründen der Porzellanmaler, die dieses bequeme Füllsel ebenso mutig mißbrauchen wie die japanischen Wandschirmmaler ihre Fingerwolken. Eiserne Stühle und Tische zur Benutzung des Publikums, die in Nordchina schnell in das Haus des Kustoden und von dort auf den Trödelmarkt wandern würden, stehen auf diesen hochgelegenen Terrassen, und man kann durch die dichten Wutungbäume, durch ihre schweren, gelbweißen Blütendolden hindurch den Blick auf den See spazierenschicken, in dem das Laub

sich spiegelt, der Pailou mit den fast glasartig ausgezogenen Dächern, Inseln, die wie ein Blumenboot seltsam flach und schmal auf dem Wasserdunst zu zittern scheinen.

„Oben ist der Himmel, unten sind Suchou und Hangchou".

Das alte Wort wird erst wahr, wenn man den Eifer, die zehn schönsten Punkte des Westsees, von Kaiser K'ang hsi auserlesen und getauft, gewissenhaft zu absolvieren, wenn man diesen Touristeneifer schlafen schickt und ein paar Stunden planlos auf der blausilbernen Fläche umhergondelt. Selbst durch halbgeschlossene Lider sieht man genug, um eine Woche davon zu zehren: Brücken, rund wie ein Katzenrücken, unnützlich und entzückend malerisch, die Donnerkeilpagode, von Unkraut überwuchert, kopflosen Palasttürmen aus Angkor-Vat stilverwandt, die Pao shu-Pagode auf dem „Edelsteinhügel" des anderen Ufers, von der Form einer Virginia Zigarre, Marmorrampen, von denen bemooste Treppen ins Wasser steigen, Halbinseln mit ummauerten Tempelanwesen, hinter deren Pforten Lotosteiche träumen mit Brückenlabyrinthen und Fels-Ungetümen, von kressenartigem Schlinggewächs und Hunderten gelber Blüten überwachsen.

Die Kunst der Chinesen, langsam zu leben, langsam zu genießen, Hangchou und der Westsee lehren sie. Lernbegierige strömen aus allen Nachbarorten hinzu, aus Ningpo, Shanghai, Suchou, ja aus den Provinzen Anhui, Fukien und Kuantung. Die besten Räume des „Hui chung Hotels" am Seeufer, in dem ich wohnte, waren von Kantonesen bis auf das letzte Winkelchen besetzt. In mein Zimmer, dessen Temperatur dem eines Dampfbades glich, drang bis spät nach Mitternacht ihr Geschrei, Lachen, Rülpsen, Klänge von Darmsaiten, die grellen Töne populärer Arien, von trunkenen Suchoumädchen gejodelt, von den gequälten Kopfstimmen der Männer unterbrochen, nachgeahmt, vergröbert, bis sich alles in einem wahrhaft bacchantischen Geheule zusammenfand. Jetzt sitzt man manierlich, in hellen Seidenkleidern, in den Booten: sich fächelnde Männer, schwatzend, rauchend, schauend, kleine Körbe mit Himbeerfrüchten, eine Delikatesse Chêkiangs, neben

Hangchou, S. China: Brückenpavillon im Ling ying-Kloster

sich; junge Mädchen, die rudern und steuern, weiße Blumen im Haar, das in dicken schwarzen Zöpfen tief in den Rücken herabfällt. Ein alter Herr in blaßblauer Seide, die Schultern gegen das Sitzbrett gestemmt, die Teetasse auf dem Sitz, mit Augen, wie wir sie haben, wenn wir, uns selbst genug, ruhige Feste feiern, Augen, deren stillen und heiteren Glanz Not und Armut in Nordchina fast verbieten. Das alles treibt aneinander vorbei, mustert sich flüchtig und verliert sich schnell auf der glitzernden Fläche, hinter Brücken und Landzungen, dorthin, wo jeder Gast Hangchous einmal wenigstens sein Opfer darbringt: Yo feis Grab.

Die Japaner haben ihre siebenundvierzig Ronin, die ihren Fürsten rächten und ihre Vendetta mit feierlichem Bauchausweiden sühnten, die Chinesen haben Yo fei.

Seine Geschichte ist lehrreich, weil sie ebenso gut im China von heute (die Präsidentenzeit rechnet noch nicht) spielen könnte.

Als der Sung-Kaiser Kao tsung von den Nüchên-Tataren schwer bedrängt und die neuerwählte Hauptstadt Hangchou, „die Himmlische", der Gewalt der Mongolen schon ausgeliefert schien, trat Yo fei, ein junger honanesischer Bandenführer, auf den Plan. Mit dem Scharfblick des geborenen Soldaten hatte er aus abenteuerlustigem Volk eine kleine Kerntruppe herangebildet, die er dem Kaiser zur Verfügung stellte. Kao tsung gab ihm die gewünschten Vollmachten, und Yo fei schritt von Sieg zu Sieg. Sein Name genügte, Schrecken im mongolischen Heere zu verbreiten, und der tatarische Generalissimus fand sich schließlich im heutigen Kaifêng fu in Honan von Yo feis Armee eingeschlossen.

Zehn Jahre hatte der Krieg gedauert. Als Yo fei zu den letzten entscheidenden Schlägen ausholen wollte, widersetzte sich der Premierminister Ch'in kuei Yo feis Absichten. Er berief erst dessen Stabsoffiziere und dann Yo fei selbst und sein ganzes Heer zurück. So sehr (erzählt der Chronist) wußte Ch'in kuei den Kaiser gegen den verdienten General einzunehmen, daß dieser an einem Tage zehn kaiserliche Botschaften erhielt, sämtlich desselben Inhalts: unverzüglich zurückzukehren.

Yo fei gehorchte schweren Herzens. Seine Befürchtungen erfüllten sich: alles den Mongolen abgerungene Gebiet wurde in kurzer Zeit von diesen zurückerobert. In höchster Not nahm der Kaiser abermals zu Yo fei seine Zuflucht. Yo fei gehorchte freudig, lieferte ein siegreiches Treffen und schien zum zweiten Male der Erretter seines Vaterlandes werden zu wollen.

Nun bestand ein Geheimabkommen zwischen dem tatarischen Generalissimus und dem chinesischen Premierminister aus der Zeit, da dieser Gefangener im Mongolenlager gewesen war. Ch'in kuei, der Minister, hatte damals gegen Zusicherung seiner Freiheit und hoher Belohnung versprochen, alle Steine des Anstoßes aus dem Weg der Tataren zu räumen. Ch'in kueis Weib, Geliebte zugleich des Tatarengenerals, war als Helferin im Bunde gewonnen.

Ich übergehe die Intrigen, die von Ch'in kuei angezettelt wurden, um Yo fei als Landesverräter zu brandmarken. Das erste Verhör verlief günstig für Yo fei. Auf seinem Rücken fand man vier große Charaktere eintätowiert: Ching Chung Pao Kuo: treu bis zum letzten Atemzuge. Der Richter war gerührt und sprach den Helden frei.

Ein gefügigerer Jurist wurde entboten. Dieser ließ Yo fei und dessen Sohn kurzerhand ins Gefängnis werfen. Doch kostbare Zeit war schon verloren, der Tatar drängte, und Ch'in kuei, der mittlerweile aussprengen ließ, Yo fei sei im Gefängnis einer Krankheit erlegen, übersandte auf Anraten seines Weibes dem Kerkermeister einen geheimen Vollstreckungsbefehl für Yo fei. In einer Orange (so geht die Legende), die des Ministers Weib aussog, wurde das von Ch'in kuei gesiegelte Todesurteil dem Kerkermeister als eine kleine Aufmerksamkeit des Allgewaltigen überbracht. Der Kerkermeister gehorchte, um sein eigenes Leben nicht zu verlieren, und Yo fei wurde in einem abgelegenen Winkel des Gefängnisgartens erdrosselt.

Das Volk murrte, als es von dem Tode seines Helden vernahm, und Aufstände flackerten überall auf. Aber erst Kaiser Kao tsungs Sohn, Hsiao tsung, einsichtiger als sein Vater, sühnte den Meuchelmord. Yo fei erhielt, der schönen Sitte ostasiatischer Völker gemäß, zwanzig Jahre nach seinem Tode die Titel: „Furchtloser Wächter des Thronerben" und

Hangchou, S. China: Felsskulpturen im Ling ying-Kloster
Sung-Periode.

schließlich „Fürst von Ngo“. Ein pomphaftes Begräbnis wurde ihm zuteil, ein Gedächtnistempel am Ufer des Hsi hu errichtet und die Familie durch reiche Schenkungen entschädigt.

Garküchen und Teehäuser nehmen die Pilgerströme auf, die zu Yo feis Grab und den Sungklöstern in seiner Nähe wallfahren. Schwärme von Bettlern, Blinde, Gelähmte, von furchtbaren Krankheiten Zerfressene, die auf ihre brandigen Füße, ihre Nasenstümpfe, ihre dreiviertelnackten Kinder weisen, umhumpeln die gebefreudigen Touristen, das Spalier von Sänften, das sich vor den Herbergen und Restaurants staut. Wie auf Watte gleiten die Sänftenträger mit ihren Lasten dahin, den Oberkörper fast starr, jede abrupte Bewegung mit dem hohlen Kreuz, den rhythmisch sich drehenden Hüften, um die eine drollige hölzerne Tabakstasche schlenkert, geschickt ausgleichend. Bettlerhäuschen huschen vorbei, kümmerlich wie Südseeinsulanerbauten aus Schilf und Matten aufgeführt, grellbunte Kapellen an einem Wegrande von Bambushainen, Bauerngehöfte, in deren weitgeöffneten Räumen flinke Hände Seidenfäden von Kokons abspinnen, hochragende Tempel mit seltsamem Dachschmuck, der sich scharf in jeder Zacke von dem mullweißen Himmel abhebt. Ein Krieger steht auf einem dieser Tempeldachkonsolen in dem theatralischen Ornat, mit dem die chinesische Schaubühne noch heute jeden „General“ ausstaffiert. Ein mächtiger Bart umwallt das Kinn, die Brauen sind gerunzelt; auf dem Kopf schwankt die Krone mit pomponartigem Zierat. Fähnchen ragen, als repräsentiere er eine ganze Armee, aus dem Köcher vom Rücken. Die Hände hauen zu mit Hellebarde und Schwert. Es ist Yo fei.

Sein Grab, von schönen ernsten Bäumen und einer Mauer eingefriedet, liegt hinter einer Inschrifttafel und einem Steinkegel. Bunte Blumen sprießen aus dem mächtigen tumulus, der Yo feis Gebeine birgt. Zwei Staatsmänner, zwischen den erhobenen Händen den breiten Amtsstab, halten am Fuße des Grabes Wacht. Zu beiden Seiten aber des Eingangs knien, die Hände auf dem Rücken gebunden, vier Bildsäulen aus Eisen:

Ch'in kuei und sein Weib zur Rechten, zur Linken Yo feis Richter und ein General, der ihn verriet. Jeder trägt seinen Namen in großen Charakteren auf der Brust. Diese eisernen Statuen, ausdrucksvoller als rein handwerkerliche Güsse, standen früher in Steinkäfigen, die man zerschlagen hat, so daß Yo feis einstige Widersacher nun offen allen Beschimpfungen der Pilger ausgesetzt sind.

In Sengakuji, wo Japans treueste Vasallen, die Ronin ruhen, brennt man Weihrauchstäbchen auf ihren Gräbern. Alte Mütterchen klatschen in die Hände, verneigen sich und murmeln Gebete. Bücher, Bilder, Holzschnitte und Theater feiern seit zweihundert Jahren die Mannhaftigkeit der Ronin, und man beginnt angesichts des lärmenden Kultus, der mit diesen japanischen Nationalhelden allenthalben getrieben wird, zwischen Rührung und Widerwillen zu schwanken.

Yo fei, Spiegel aller chinesischen Tugenden, büßte seine Vaterlandsliebe vor siebenhundertundfünfzig Jahren. Sein Andenken wurde frisch erhalten nicht nur durch Verehrung, die Generationen ihm darbrachten, sondern vor allem durch Haß, den man durch die Konfrontierung seiner Henker mit seinen Manen immer wieder neu anstachelte. Die Insulten, die jeder Pilger seit dritthalb Jahrtausend den eisernen Abbildern von Yo feis Meuchelmördern antut, können nur angedeutet werden. In Sengakuji überfallen uns Europäer steinzeitalterliche Stimmungen, Scham, daß man sich von so feudaler Heldenhaftigkeit, schulbuchfrommer Tugend, die der wackere Nieritz kindlichem Geiste pries, entfernt haben möchte; in Hangchou ist man gerührt — und lacht. Lacht ein Lachen der Befreiung. Denn uns Europäern wird es sauer, der Übernatur mit feierlicher Geste unaufhörlich Huldigungen darzubringen, wir sind allzu menschlich. Die „niedrige" Natur in uns bricht sich Bahn.

Das Schauspiel, das sich in Sengakuji bei Tokyo abspielt, berührt unerhört edel; das am Fuße von Yo feis Grab ist belustigend natürlich. Auf Pose und Spiegel scheint das verblüffend menschliche Chinesenvolk schon seit Jahrhunderten verzichtet zu haben. Es ist daher sicher vor einer Entlarvung und Europa vor einer zweiten ostasiatischen Enttäuschung.

Hangchou, S. China: Yo fei Ankläger am Pranger

KANTON

HANGCHOUS Atmosphäre ist venezianisch, und der im Glanze großer Vergangenheit sich sonnende Autochthone, der lieber Zugewanderte, besonders Ningpoer, arbeiten und reich werden läßt, sich selbst aber schont und fetter Pfründen harrt, trägt nicht wenig zu dem verführerisch-leichtlebigen Charakter der alten Kaiserstadt bei. Kanton dampft, qualmt, vibriert, vernichtet und erneuert sich wie Chicago. Leute wie Joh. V. Jensen und Pennell, die die Poesie amerikanischer Ameisenbetriebe entdeckten, müßten ihre Freude an dieser erdinsektenhaften Rührigkeit ausgedörrter Menschen haben, an dem Tuten der Dampfpfeifen, dem Geheul der Sirenen, dem Knattern des Feuerwerks, dem Lavastrom unaufhaltsam vorwärts drängenden Lebens, das am Kai, auf den Brücken, in den Gassen der Altstadt pulsiert und ohne Gnade jeden im tollen Wirbel mitreißt.

In Fuchou habe ich die ungeheure Stoßkraft, die hinter den Millionen des Südens lauert, körperlich erlebt. Ich stieg über die malerische „Brücke der 10000 Lebensalter“ in eine der Hauptverkehrsadern hinab, um wie ein biederer Tourist Eindrücke zu sammeln. Sänften begegneten mir, streiften mich hart, rückten hinter mir an, schlängelten sich an mir vorbei, Träger von Holz, Fischen, Melonen, Wasserlilienwurzeln füllten die Zwischenräume, jeden der trippelnden Schritte mit rhythmischem Singsang begleitend, der das hastige Tempo abermals beschleunigte, die Vordermänner wie der Knall einer Peitsche traf, Fieber in das Blut des Lässigsten jagte. Tripp trapp, klitsch klatsch schlugen kleine nackte Füße auf dem glatten Steinboden der Straße an, Augen streiften

mich, gehetzt und entzündet, schmutziggelbe Schultern, von Wasser überströmt, die ein grausames Odeur verbreiteten, bis ich schließlich, gepeinigt von der Luft, der fahlen Glut, dem Lärm, der schrecklichen Energiewelle, die diese dreiviertelnackten Körper mit sich riß, eigene Wünsche ganz vergaß, willenloses Werkzeug der Masse wurde, Sklave ihrer hektischen, mich erbarmungslos vorwärts ziehenden Bewegung. Wie war es möglich, daß ich in der Ta sha lan Pekings, enger als die Friedrichstraße und ebenso volkreich wie die Straßen dieser Tropenstadt, in behaglichem Tempo hoch zu Roß hindurchgelangte?

Das Leben in Kanton hat dieselbe uns enervierende Hochspannung. Im langen Sommer ein tropisches Klima, doch nicht die gemächlich schreitenden, gazellensanften Eingeborenen der Tropen als Ruhepunkte. Unheimlich intelligente Augen folgen wachsam jedem Europäer Schritt vor Schritt. Die feuchte Hitze, 35 Grad Celsius und mehr im Juli, hat die Nacken ausgedörrt, das Fleisch dünn über die Knochen gespannt, das Skelett verzierlicht, die Rassenmerkmale unangenehm scharf ausgebildet. Der Nordchinese tritt dem Benjaminstyp seines Volkes, der nur aus Schädel, Augen, Mund und Gesten zu bestehen scheint, mit ähnlichem Argwohn gegenüber wie den Japanern; dieses Übermaß an nervösem Temperament, das Wohlgefühl in der Hast, das ganze Lebenstempo, mit konfuzianischer Würde unverträglich, stoßen ihn ab. Er ist sicher nicht weniger hilflos als wir, wenn er seine Sänfte verlassen hat und seinen Weg durch die labyrinthische Altstadt sucht, die die tropische Sonne, das weiße Licht, durch Matten, Simse und Fähnchen abblendet und einem riesigen dämmrigen Basare gleicht.

Hier völlig unterzutauchen ist ein Genuß, doppelt verlockend, weil ihn kein Europäer wagt. Sie kommen zuweilen von ihrer engen grünen Insel herüber, wo sie wie die Tiger hinter dem Dornengestrüpp ihrer Stacheldrähte herumschleichen, bleich von der Hitze, bleischwer von der Bedrückung unablässiger gegenseitiger Beobachtung, in üppigen Sänften, deren Vorhänge ängstlich zugezogen sind, als säße eine kostspielige Fatme oder Sobëide darin. Sie haben vergessen, wie anziehend-

gefährlich es ist, nachts gewisse Viertel von London und Paris allein zu durchstreifen, und ihre Unwissenheit, die auf das elende Führerpack übergegangen ist, versteckt sich hinter Warnungen vor allem Abenteuerlichen. Ich will das Innere der Häuser sehen, die der wohlhabende Kantonese, der mit europäischer Halbbildung, bewohnt, die neuen Hotels, mit denen er Europa zu übertrumpfen glaubt, die Märkte, wo man um Katzen, Hunde und Feldratten schachert, die Garküchen, in denen man sie schmort, Opiumhöhlen mit überreizten totenbleichen Phthisikern, Sampans von Lastermädchen gesteuert, die einen Dolch im Ärmel für den reisschnapsbenebelten Fremdling bereit halten, Restaurants, in denen man Fantam spielt und Lerchenzungen ißt.

Vier Führer schütteln den schöngescheitelten Kopf, der fünfte verspricht die Hälfte, im stillen hoffend, daß ich mich doch zu kleinen Eskapaden in die Geschäfte der Jadeschleifer verlocken lasse, der Elfenbeinschnitzer, der Brokathändler, der Leute, die Federn des Eisvogels zu reizend stumpfsinnigen Schmucksachen, genuine Kantonese, verarbeiten. Mit den Gasthöfen beginnen wir. Denn der Aufenthalt in dem einzigen europäischen auf Shamien ist Hölle. Es klebt dicht am Kanal, wo einen Feuerwerk, zur glücklichen Ausreise oder Heimkehr eines der Tausende von Chinesenbooten losgelassen, um den kargen Schlaf bringt, den man in diesem Treibhausklima doppelt nötig hat. In den Hinterzimmern kann man nur atmen, wenn die elektrischen Fächer gehen, und die des Hotels verbreiten Geräusche wie Aeroplan-Propeller. Gescheite Leute schlafen darum auf den Dampfern, die fast allnächtlich am Kai des Perlflusses anlegen. Zur Erholung kommt niemand nach Kanton.

Die großen chinesischen Hotels liegen am „Bund“, in der flirrenden Weißglut, vor der selbst Kuli ihre Augen durch dunkle Gläser schützen. Es sind prosaische Würfelbauten im amerikanischen Stil mit Balkons und Veranden, die an Port Said erinnern. Ganz im Geschmack eines New Yorker Kinos hat man die Treppenabsätze mit Spiegelglas austapeziert, damit es anheimelnd blinke und der Fuß respektvoll strauchle.

In den Ecken des Vestibüls liegen Obstschalen, Tabaksreste, Papierabfälle herum. Der Lärm, die Gesten, der Geruch geben einen vielversprechenden Auftakt.

Die Räume sind klein wie Käfige, erinnern an die Verschläge eines common lodging house in London, die Türen, meist nur durch Vorhänge angedeutet, stehen offen und enthüllen peinlich-intime Szenen aus dem chinesischen Familienleben. Sechs bis acht Menschen sind durchschnittlich in solchen Kabinen zusammengepfercht. Auf den Vorplätzen und glasgedeckten Galerien lümmeln sich halbnackte Kellner herum, verschmitzt aussehende Zwerge mit einer dunkleren Schweißbahn auf der Brust, die auf die gellenden Schreie der Gäste mit ähnlichem Geheul antworten. Mit feuchtheißen Handtüchern bekämpfen sie in diesen Bleikammern erst ihre Ausdünstungen und dann die der Gäste. Und von unten, vom Flusse her, tobt das Schnauben der Motordampfer, das Rasseln der Kräne, das Gebrüll aus den Sampans, das Heulen der Sirenen, das Tuten unzähliger Schlepper, die hastig und sicher durch den Wirrwarr von Dschunken und Lastkähnen hindurchsteuern. Sie ziehen überfüllte Fährboote, Reste jener ursprünglicheren Zeit, als man ein Schiff noch beseelte durch große Fischaugen am Bug und es mit üppigen Blumengirlanden bemalte wie Hochzeitsbarken in arabischen Märchen.

Das barmherzige Licht der Altstadt, gedämpfter Lärm, der etwas Geheimnisvolles hat wie die molchartigen Menschen, die blaß vom ewigen Zwielicht hastig aneinander vorbeischlüpfen, nehmen uns auf. Es geht durch Steintore mit vielfigurigen taoistischen Friesen, die leider kein Mensch zu betrachten Zeit und Raum hat, weil Häuserfronten sie genuesisch einkeilen, über bebrückte Kanäle, wo Kinder in dampfendem Schlammwasser baden, an öffentlichen Häusern vorbei, versperrt und von der Ungunst der Zeiten entvölkert (auch ihr poetischerer Ersatz, das Blumenboot, ist vom Sittenbesen der neuen Ordnung hinweggefegt).

Die Ladenstadt öffnet sich; wie ein Londoner Schaufenster vollgestopft bis zum Rande mit Waren alltäglicher und ungewöhnlicher Art. Angliederung neuer Viertel oder Durchbrechung alter Straßen haben die

Einteilung nach Zünften schon vereinzelt verwischt. Doch gibt es noch immer eine Straße der Spiegelmacher, der Fächerhändler, der Perlmutterknopfverkäufer, der Zahnärzte; Gassen, die über alle Leckerbissen der Saison, wie Haifischflossen, Seeschwalbennester, abgelagerte Eier, weiße Mäuse, Übersicht bieten, gargantuahafte Metzgerviertel, wo mächtige knuspriggebratene Schweine den Gaumen reizen, Fischmärkte mit Aquarien, durch Bambushülsen ständig mit frischem Wasser gespeist, einen ganzen Basar der Schuster, deren letzte Errungenschaft tierhufartig spitze Schuhe aus edlem Roßleder mit farbigen Gummizügen bilden, für „geknickte" Damenfüße bestimmt und sicher japanischen Modellen nachempfunden. Selbst ein Buchhändlerviertelchen ist da, denn Kanton liest. Laufjungen sieht man mit Büchern in der Hand, und das Bild eines dreiviertelnackten Mannes, der beim Drehen des Jadeschleifsteines ein Buch vor die kurzsichtigen Augen hält, gibt dem von Norden Kommenden eine Art erfreulichen Choks.

Stolz auf große Umsätze spricht aus den Fassaden vieler Geschäftshäuser. Ihre gegitterte, verschwenderisch vergoldete Honigkuchen-Architektur, oft zu ganzen Blocks zusammengeschlossen und darum kantonesischen Reichtum besonders eindrucksvoll verkündend, geht wie jedes chinesische Haus auf das Tempelschema zurück. Die Rückwand des Verkaufsraumes, mit vergoldetem Schnitzwerk kraus überzogen, wirkt wie ein mächtiger Schrein. Ein Aufsatz, eingefaßt von Glücksemblemen, bekrönt ihn: hier thronen Kuanti und Kuanyin, Kantons Schutzgötter, bunt ausstaffiert wie Jahrmarktsheilige, vor glitzerndem Goldgrund. Die Distanz zwischen Mensch und Gott, den flinke Hände überall wie eine Tapeziererattrappe anbringen, ist klein in Kanton geworden, und wenn man den Nüstern der Heiligen auch gewohnheitsmäßig durch Weihrauch schmeichelt, so beengt die fromme Atmosphäre (deren Duft sich mit dem süßlichen Backobstgeruch der Straße zu einem undefinierbaren Bukett mischt) den kantonesischen Geschäftsmann in der freiesten Ausübung seiner Gewohnheiten keineswegs. Schon vom Palankin aus über-

sieht man sein halbes, der Öffentlichkeit ungeniert zugekehrtes Dasein: zopflose Kaufmannsjünger, in dünnen tabakfarbigen oder schwarzen Gewändern aus fischblasenartig glänzender Halbseide, ihre Kunden mit dem zerstreuten Blick der Orientalen bedienend, während der Rest der Angestellten sich an vollbesetztem Ecktisch Reis, Pickles und Gezuckertes in den Mund schaufelt. Einen Kommis, der den Kopf auf den Tisch gelegt hat und sich den Nacken rasieren läßt; den Pagen eines Seidenhauses, der am Eingang auf einer geschnitzten Bank aus gelacktem Hartholz sitzt und in diesem Großstadttrubel selbstvergessen die Flöte bläst. Oder im Drahtkasten einer Schaufensterauslage, eigentlich für Fleisch oder Geflügel bestimmt, den jüngsten Sprößling des Besitzers, völlig nackt wie eine Eßware, mit den kurzen Beinchen strampelnd und vergnügt mit seinem Anhängsel spielend. Über die großen und kleinen Kinder des Orients aber wachen satt und gleichgültig Kuanti und Kuanyin.

Ich habe Teekostproben abgehalten in den Empfangsräumen der großen Exportfirmen, die mit geschnitzten geradlinigen Möbeln und langen roten Schriftgemälden solide und feierlich ausstaffiert sind. Das heiße Wasser wird in der henkellosen Tasse über die Blätter gegossen, mit einem Porzellandeckelchen zugedeckt und aus dem Spalt zwischen Wand und Deckel geschlürft. Ein Europäer verbrüht sich dabei heftig. Das schönste Aroma hat Fuchous Tee. Ich habe einen Blick auf die schattigen Arbeitsräume geworfen, wo Männer, Frauen und Kinder (für etwa zwanzig Pfennige täglich) sehr vergnügt Teeblätter auslesen und verarbeiten, auf die sonnenbeglänzten Kanäle, wohin die langgestreckten Fabrikanlagen münden und die Warenballen direkt von der Verfertigungsstelle eingeschifft werden. Eines der vielen eindrucksvollen Zeugnisse chinesischen Gemeinsamkeitssinnes habe ich gefunden im Gildenhaus der Kaufleute aus Swatou, die Tempel, Ahnenhallen, Schaubühnen und Gasträume mit einem Kostenaufwand von 30 Millionen Mark (die Ziffer ist glaubwürdig, denn sie rührt von einem Angelsachsen her) auf einem mauerumgürteten, inselhaft stillen Grunde mitten in der Stadt er-

bauten. Und ich habe das Schnitzwerk der Eingangspforte bestaunt, wo das ganze taoistische Pantheon sich aus Wellen, Drachen, Felsen und Rankenwerk aus dem Holz herauswickelt als ein vielsinniger Mikrokosmos, den die Flachheit des Reliefs zum unaufdringlichen A-jour-Ornament zurückgestaltet. Und schließlich habe ich tief aufgeatmet und lange und vergnügt transpirierend mich an Fröschen gutgetan, die mit Rhabarber und Bohnenteig in einer fetten Sauce gereicht wurden und zu denen man Senf und Jelly und Shoju mischt, damit die zarten Schenkel glatt und prickelnd durch die Kehle gleiten. Dies geschah in den „Ost-Gärten", wo das Licht der Pavillons, das kreidig weiße Licht der Subtropenstadt, durch kleine blaue Glasscheiben gedämpft wird und die Fettflecke der Tischtücher sich in ein diffuses Grauweiß auflösen. Betelnüsse, förderlich für die Verdauung, wie mein Führer im Tiergartenstil kommentiert, kaut man zum Dessert.

Doch nicht von diesem schwitzenden und pustenden Kanton der Altstadt, auf das ich durch Bilder und Skizzen vorbereitet war, empfing ich den stärksten Eindruck, sondern von seinem „Brooklyn", dem unbekannten Westviertel, wo die Wohlhabenheit sich von den Geschäften ausruht. Von Shamien aus gelangt man mit der Sänfte in einer guten Viertelstunde zu dem etwa zwanzig Jahre alten Viertel. London, das so unendlich viele phantasielos aufgeführte Straßenzüge besitzt, ist mir im Vergleich zu Berlin trotzdem als die poetischere Stadt erschienen, obwohl man in Berlin Einzelarchitektur von viel höherer Eigenart und besserem Geschmack antrifft. Architektonische Einheit aber fehlt so gut wie ganz (mit den Menschen ist es ähnlich). Das neue Wohnviertel Kantons, das zweifellos auf angelsächsische Vorbilder zurückgeht, hat sie. Es sind mager profilierte Straßenzüge mit gerader Fluchtlinie, durch Wandvorsprünge, die in regelmäßigen Abständen wiederkehren, durch schmale Simse, bei reicheren Beispielen durch kleine vorderasiatisch anmutende Balkone sehr bescheiden gegliedert. Die aus grauen Ziegeln aufgeführten Fassaden sind so sauber behandelt wie in China sonst nur eine Palastwand aus der Zeit des Kaisers Ch'ien lung. Auffallend hübsch

wirken die Türen: von Granitpfosten eingefaßt und in halber Höhe von einer geschnitzten vierteiligen Holzpforte, über die eine zweite zurückschiebbare Leitertür hinwegblickt, ausgefüllt. Orientalischer Schmucksinn kreuzt schließlich englisch-amerikanische Geradlinigkeit und Trokkenheit in der liebenswürdigen Art: unter einem Stucco-Blütenblatt am Dachgesims wächst eine Gosse in Form eines Bambusstammes an der Fassade zur Erde herunter. Die Glieder dieses Bambusstammes sind mit Blumen und Gräsern in Relief verziert. Der Einfall ist hübsch und neu, und er zeigt, daß man nicht, wie in der Ginza Tokyos, an Vorbildern kleben bleibt oder sie mißhandelt, sondern daß die lange lahmgelegte Phantasie schon wieder kleine Purzelbäume schlägt. Winzige Einzelheiten solcher Art reden kräftiger als weitschweifige Erlasse fortschrittlicher Vizekönige.

Wer aus der Plunderherrlichkeit, dem fürstlichen Biwakleben Nordchinas kommt wie ich, erkennt unschwer und voller Respekt Ansätze zu einem „neuen China“ aus dem Hausinneren. Hier ist die Abgeschlossenheit im Gegensatz zu Nordchina auch auf beschränktem Raum gesucht und erreicht. Eine kapellenartige Vorhalle, ein Empfangsraum, wo der pater familias die Gäste auf spiegelschwarz lackierte Stühle und an Tischchen, nach strengster Etikette angeordnet, nötigt, das „Boudoir“ mit einem geschnitzten K'ang aus zartem Holz, eine Reihe anderer Schlafzimmer und schließlich ein „bathroom“ (ein Plakat in Englisch von der Hand des zwanzigjährigen Sohnes weist stolz auf ihn hin) auf dem Hofe, wo Federvieh, Hund und Katze sich unter Zwerggrotten tummeln — die Solidität des Rahmens, der ganze Aufriß berühren wie der Beginn einer neuen Ordnung. Das abgeschrägte holzverkleidete Dach läßt sich öffnen, so daß das grelle Licht zwar abgeblendet, dem Luftzug aber Zugang gewährt ist. Steinplatten, die den Fußboden überall bedecken, sorgen ferner für Kühle.

Ein solcher Palazzo (für den Nordchinesen ist's einer), nüchtern und sachlich außen, reinlich und selbst für anspruchsvolle europäische Begriffe wohnlich und geschmackvoll innen, erfordert keine höhere Miets-

Kanton, neues Westviertel: Gosse in Form eines Bambusstammes

leistung als durchschnittlich 70 Mark im Monat. Die meisten Bewohner sind freilich auch Besitzer des Grundstücks selbst. Man mag dieses Englisch radebrechende Kaufmannsvolk halbgebildet nennen, das Straßenbild, das sie geschaffen haben, im Vergleich zum alten Kanton, dem basarhaft bewegten, prosaisch; ihre höheren Lebensbedürfnisse, denen sie so sichtbaren Ausdruck gegeben haben, bedeuten in der Verlumpung Chinas eine Leistung. Sie hat mich über meine Wünsche nach sensationellen touristischen Eindrücken, worauf schwülstige Phantastik in der Art von Octave Mirbeaus Jardin des supplices vorbereiten könnte, gesund und reinlich hinweggebracht. Den neuen Lebenswillen, dessen Kraftkeime hier sprießen, anzuzeigen, ist vielleicht wertvoller als über den Hokuspokus raffinierten Halbbarbarentums zu fabeln, den diese chaotische Stadt als europäischen Nervenkitzel sicher noch immer erzeugt.

Sehr fügsam und ein klein wenig erhoben bin ich meinem Führer dann in den wohl allen Touristen bekannten Tempel der Familie Ch'en gefolgt. Diese Familie, man sagt wohl besser Sippe, denn ein paar Hunderttausend gehören ihr an, hat mit einem Kostenaufwande von fast einer halben Million Mark am Nordrande eines Teiches sich einen pomphaften Ahnentempel errichtet. Zur Zeit, als das Westviertel entstand, und ganz in seiner Nähe. Es sind drei parallele Reihen von Gebäuden, mauereingefaßt und durch bedeckte Wandelgänge verbunden, so daß sechs Innenhöfe entstehen. Über diese Höfe kommt man von den Eintrittshallen zu den Versammlungshallen und schließlich zum eigentlichen Ahnentempel. Die Versammlungshallen, wo sich je vier Stühle aus schön geschnitztem Hartholz nebst Ellenbogentischen streng symmetrisch gegenüberstehen, sind bei allem Reichtum an geschnitzten Konsolen, Friesen, Altartischen, an Schriftdekor noch verhältnismäßig einfach. Die Ahnentempel aber zeigen recht, wieviel handwerkerliches Geschick rein chinesischen Charakters noch in Kanton, im ganzen Süden sich erhalten hat. Es offenbart sich in den Altarnischen mit ihren Lambrequins aus edelstem Schnitzwerk. Fünf solcher Nischen gibt es, jede

sonnenaugenähnlich in der Mitte überstrahlt von einer silbernen Scheibe, dem heiligen Stein, der Perle. In den Nischen selbst sind stufenweise Tausende von kleinen schmalen Schrifttafeln aufgestellt, die die Namen der Verstorbenen tragen. Vor diesen „Seelentafeln" macht man den Kotau. Wie auf unseren Friedhöfen wird die Stelle gemäß der Höhe der Zahlung verteilt; ein Platz in der mittelsten Nische, der vornehmsten, kostet etwa 300 Mark. So wird vermieden, daß die Seele eines fetten Teehändlers, der gewohnt war, sich allabendlich die langen Fingernägel zusammenzurollen, in den Seelendunstkreis eines lauchduftenden Rikshakulis gerät.

Den Fassadenschmuck dieses Ahnentempels habe ich mir aufgespart, um mit respektvollem Grauen davon zu reden. Man kann nicht sagen, daß er amerikanisch wirkt, so teuer er ausschaut. Es ist eher schwülstiges Nikko-Barock. Und doch wieder, so sehr wie auch in Nikko südasiatische Motive und Architekturformen anklingen, Barock urchinesischen Geistes. Man denke sich die ganz moderne Ziegelwand der Fassade unter dem Dachgesims überzogen mit langen Stuckfriesen, die Dachfirste in ganzer Länge gebildet aus Stuckprozessionen mythologischer Helden und Fabelgetier, aus Stuckfeldern mit Inschriften, Blumen und Vögeln, Ziegel oder Stuck, Sopraporten von einer Üppigkeit und Schwere, daß die schmalen fast gotisch wirkenden Nebenpforten darunter zusammenzubrechen scheinen, Steinsäulen, über und über mit Drachen und Wolken in hohem Relief bedeckt auf tief eingeschnürten Sockeln, granitene Pfeiler und Brüstungen, bei denen kaum noch unprofilierte Fläche als Rahmen für das unterschnittene oder völlig durchbrochene Füllwerk übrig geblieben ist, kurzum eine Quantität architektonischen Beiwerks, in dem sich lange aufgespeicherte Kraft, überquellende Phantasie, Freude an der technisch verblüffenden Leistung förmlich zu entladen scheint. Der chinesische Steinmetz ist noch immer der höchsten Aufgaben gewachsen. Er und der Stuckkünstler haben den Architekten, der unter dem Wust dieses Zierkrams mühselig nordchinesische Tempelstrenge im Grundriß zu erhalten sich bemüht, über-

Kanton: Ahnentempel der Familie Ch'en, Frontportal

schrien, aber ihrer Stimme vorlauter, tropisch-sinnlicher Klang darf nicht nur als Behagen am Schwulst gedeutet werden. Man kann in ihr, in dieser Ahnenhalle einer einflußreichen Sippe und im ganzen Westviertel den Ausdruck eines neuen bürgerlichen Machtgefühls sehen, einen Protest, wenn man will, gegen die karawansereihafte Armseligkeit des Nordens, eine Kundgebung, welchen Aufwandes das Gemeinsamkeitsgefühl des Südens fähig ist.

Chêkiang, Fukien und Kuantung, für die mir nur Tage blieben, keine Monate, sind mir darum nur zu einem vagen Eindruck verschmolzen. Aber dieses zerflossene Bild üppiger grüner Triften, leer von Spaziergängern, belebt von Silhouetten Arbeitender, gewaltiger Maulbeerbaumkulturen, Teepflanzungen und Reissümpfe, kilometerweiter Gärten, schwer von den herrlichsten Früchten, von Dörfern, vergraben im Grün der feuchten Zone, in die sich das Band silbern schimmernder Kanäle und Flüsse hineinflechtet, von Millionenstädten, wo in engen Gassen unter bleischwerem Himmel nach Gewinn gejagt, bis zur Erschöpfung getagelöhnert, nervös genossen und von beiden Geschlechtern leidenschaftlich politisiert wird, dieses Bild der Überfülle, der Verschwendung aus der Sicherheit des Reichtums hat mich bedenklich gestimmt gegen einen Norden, der das Phänomen des chinesischen Südens mit ein paar geringschätzigen Phrasen abtut. Es ist drohender, als man glaubt, und es birgt im Kerne etwas, dessen der Norden dringend bedarf: den Willen und die Kraft zur Erneuerung.

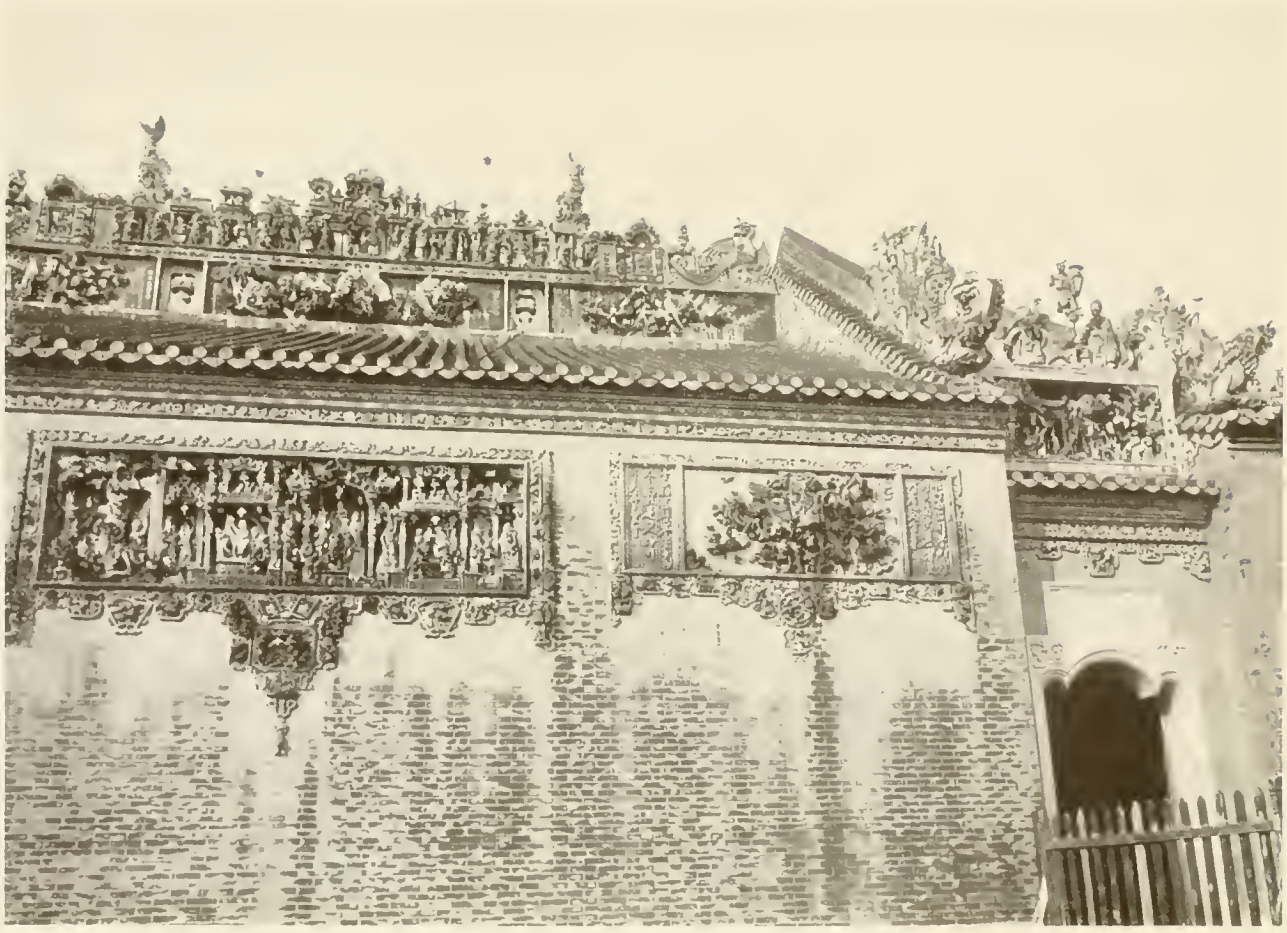
MAKAO

ZWISCHEN Kanton, Hongkong und Makao, der drolligsten europäischen Kolonie, die satirische Phantasie sich ausdenken könnte, bin ich, flügellahm vom tropischen Sommer, verfolgt vom Typhusgeier, der über diesen Breiten schwebt, auf der Suche nach kühlen Brisen hin- und hergependelt. Zu Wasser natürlich, auf den bequemen und eleganten Dampfern der vielen Schiffahrtslinien, die in Hongkong miteinander rivalisieren. (Bald wird ein japanisches Syndikat unter chinesischer Flagge sie alle aufgekauft haben). Man geht am Abend in Hongkong an Bord, fährt an kahlen Inseln, die die Form kauernder Raubtiere haben, vorbei, und erwacht früh auf dem Perlfluß vor Kanton. Irgend etwas, das Vorgefühl eines ungewöhnlichen Eindrucks, treibt einen beim Morgengrauen an die Fensterluke der Kabine. Was man sieht, ist schön wie die Einfahrt in den Hafen von New York, nachts, wenn Tausende von kletternden Lichtern die Ufer erhellen. Der breite Fluß, zartgrau wie eine sterbende Perle (er könnte seinen Namen davon haben), verengt sich allmählich. Auf die dunkleren Obstbaumpflanzungen der flachen Ufer sehen niedrige Hügel, melodiös geschwungen, grau im Dunste des Frühlichts herab. Schmale Halbinseln bilden kleine Buchten, von denen sich winzige Kähne, zitternde Striche, mit einer Vertikallinie darauf, dem stehenden Fährmann, ablösen. Das Ganze wirkt wie die vaporose Landschaft eines Sungmalers, gedämpft und verblaßt vom Alter, in dem die Stille, der Morgenfrieden fast hörbar wird.

Doch der Fluß verengt sich, die Ufer fallen, die Farben werden trüber, ein eigentümlicher Geruch, von Tang, von nassem Holz, von

Fett? durchdringt die Atmosphäre. Laute erwachen, raunend unbestimmte zuerst, dann hellere, tiefere, breitere, bis es heranbraust wie ein Strom, dessen tolles Crescendo die Nerven unerhört anstachelt. Dschunken knattern vorbei mit tabakbraunen geflickten Segeln, wahre Sindbadschiffe mit breitherausgewölbtem gegitterten Bug. Boote mit tonnenförmiger Verdachung schieben sich dazwischen, belebt von nackten Kindern, von kreischenden Frauen gerudert; ein paar Fahrzeuge erst, dann Dutzende, schließlich Hunderte, die den Fluß aufwühlen, ihn mit gellen Staccato-Lauten füllen, mit Gestank von herumtreibenden Abfällen, aus brodelnden Pfannen, mit dem Rauch von Holzfeuern, mit Düften, die undefinierbarer werden, je mehr der Dampfer dem Wirbel des krabbelnden Hexensabbats zusteuert. Zornige Schreie, weil nur geschicktes Steuern viele dieser schwimmenden Arbeiterwohnungen vor dem Gerammtwerden bewahrte, brechen sich an den Wänden des Dampfers, der unaufhörlich Warnungssignale abgibt; Tuten von Motorbooten überbietet das Menschengekreisch, Feuerwerkskörper knallen, die Ahnung fremdesten Lebens dämmert inmitten dieses chaotischen Getriebes, noch ehe Kanton selbst erreicht ist, wie ein beklemmendes Traumbild herauf.

Die Fahrt nach Makao ist erheblich friedfertiger. Äußerlich wenigstens: der Himmel blaut, nackte Inselberge von rötlichem Gestein schimmern freundlich herüber, man liegt im Korbstuhl und sonnt sich oder hält die Nase in die Brise. Aber man kann ein kleines chinesisches Kanonenboot entdecken, wenn man Glück hat. Denn der Kantonfluß und vor allem der Westfluß, die mit ihren vielen Armen und Kanälen die fruchtbaren Reisgebiete der Halbinsel zerschneiden, sind die bevorzugten Jagdgründe südchinesischer Piraten. Jede Woche fast ereignet sich irgendein hübsches Abenteuer. Die Seeräuber nehmen als biedere Passagiere Fahrkarten auf den Dampfern, holen, wenn das Schiff im Gange ist, ihre Waffen aus dem Versteck hervor und bemächtigen sich zunächst des Schiffspersonals. Dann wird eine erfolgreiche Subskription veranstaltet. Überfälle auf Dampfern europäischer Linien sind weniger



Kanton: Ahnentempel der Familie Ch'en, Frontportal

beliebt, doch scheut man bei günstiger Aussicht auch vor ihnen nicht zurück. Ob man wenigstens Menschenleben schone, frage ich unseren Kapitän. It depends, antwortet er achselzuckend. Wer Widerstand zeige, würde sofort erschossen. Ein Missionar habe vor ein paar Jahren versucht, im besten Südchinesisch auf die in voller Tätigkeit begriffenen Seeräuber einzureden. Der Hund versteht zu viel, war die Antwort, nebst einer Kugel durch die Schläfe. „Sein Name?" „Doktor M.," entgegnete der Kapitän, der ihn kannte. Ich beschreibe ihn; der Kapitän nickt: mit diesem Missionar habe ich vor Jahren auf einer langen Seefahrt Shuffleboard geübt.

Mehr als einer der Piraten hat auf Makao seinen Wohnsitz und erfreut sich eines behaglichen Rentierdaseins. Man kriegt Appetit, sich ihnen anzuschließen, wenn der Leuchtturm, der älteste europäische an chinesischen Gewässern, das Haus des Gouverneurs, die hübsche Kurve der Praia grande mit ihren südlich-hellen Häusern, das Hotel, hoch gelegen wie ein Räuberschlupfwinkel, über dem Ufersaum auftauchen, und kecke Erwartungen werden noch übertroffen, sobald der versandende innere Hafen mit seinen Fischbarken, den übel duftenden Trockenplätzen für frisch gemachten Fang, erst überstanden ist.

Es geht in Rikshas holprige Gassen hinauf durch ein Stück alten Portugals, das vor Hunderten von Jahren von kühnen Kauffahrern und Jesuiten auf diese Südspitze Chinas verpflanzt wurde. Ich hielte am liebsten überall. Blaue, fleischfarbene, ockergelbe Häuser mit grünen Läden, weißen Stuckfriesen, Girlanden, Festons, mit Vasen auf den breiten Freitreppen, mit Rampen, über die Oleander und Planea schwer und dunkel hängen, Durchfahrten mit orthodoxen Namen: Traversa do Bom Jesus, Pateo da Eterna Felicedade, Jesuitenseminare für Knaben und Mädchen, aus denen herrlich bigotte Gesichter sehen — nur ein Gasthof „Zu den Wonnen der Liebe" fehlt noch, wie es Graf Kessler in Mexiko entdeckte.

Das „Boa Vista", über Orangenbäume und Meer hinwegschauend, wo Ehlers seine Reise durch Indochina niederschrieb, hat indessen auch

seine Qualitäten. Hier ist fadenscheinigste Pracht. Schreibpapier wird karg zugemessen, für den Mangel an Tageszeitungen entschädigen zehn Jahre alte Nummern unmöglicher englischer und französischer Zeitschriften. In den portugiesisch möblierten Zimmern wohnen „Ehepaare", die stark echauffiert zum gemeinsamen Imbiß herunterkommen in den von Tropenlicht überfluteten Speisesaal, wo sechs Punkas wehen, von einem unsichtbaren Knaben unter dem Saal an langer Leine gezogen. Vom Tische aus hat man das Meer, eine riesige schokoladenbraune gewellte Fläche, auf der Dschunken gondeln, Silhouetten aus dem achtzehnten Jahrhundert, mit tabakbraunen Segeln, grell von der Sonne umgrenzt. Der sehr aufmerksame Wirt geht umher, ein englischer Apotheker a. D., der erstaunliche Sachen aus dem Boxerkrieg, wie den Raub von unsignierten chinesischen Banknoten oder die Geschichte von Lady Macdonalds chinesischem Perlenhalsband, mit der Trockenheit des geborenen Geschichtsschreibers zu erzählen weiß. Sein Stil wird portugiesisch, wenn er die Zähne stochert, ein Fleischrestchen aus einem Backenzahn holt und es wie eine Fahne viertelstundenlang anmutig am Zahnstocher herumschwenkt. Er macht mich mit den Gästen bekannt: einem Portugiesen mit acht Zentimeter hohem Kragen, „Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten" Makaos, der einen Lord an Anstand der äußeren Erscheinung beschämt und wohl wegen seines edlen Profils zu seinem Posten berufen wurde, einem amerikanischen Jngenieur aus Hongkong, der an Schlaflosigkeit leidet und schwitzend, nilpferdgemütlich, kragenlos von der Veranda durch den Speisesaal trottet, wo er mir für den Rat dankt, sich kalte Genickumschläge zu machen, einem deutschen Ingenieur aus Kanton, der sich in der Südsee anthropologischen Studien gewidmet hat, deren Wiedergabe (beim fünften Vormittagswhisky) Somali erröten ließe, Portugiesinnen in Waschblusen, die nach dreißig wie Teigberge aufgehen und greller als die Sonne lachen, zwei Japanern, mit distingiertem englischen Bürstenschnurrbart, Abiturienten der guten Lebensart, die in Angelsachsen gelernt haben, tadellos zu essen und deren Mission selbst meinem Wirt unbekannt blieb.

Ich feiere Orgien der Ironie in dieser Umgebung. Sonntags kommt eine Dame aus Shanghai hierüber, und der Wirt öffnet diskret die Tür des Speisezimmers, die in einen Rouletteraum führt. Ich lasse die aus Hongkong herbeigeeilten Kaufleute abenteuerlich setzen und verlieren (Hongkong steht Sonntags unter englischem Sittengesetz), spiele zäh und gewinne. Dollar schlenkern klobig in meiner Tasche. In der Bar, wo ich meinen Durst lösche, sitzt ein Chinese an einem Tisch. In ölpapierartiger schwarzer Seide, mit einem von Opium ausgemergelten Körper, habgierigen alten Augen unter unheimlich geschliffenen schildpatteingefaßten Brillengläsern. Ein ordinäres Spieldiagramm liegt vor ihm, ein Würfelbecher daneben; der Südseeinselingenieur, der aus den Taschen Banknotenballen holt und in seinem Rausch lärmt, wenn er verliert, ist das Opfer. Ich setze ebenfalls, verdopple, verfünffache, spiele und verliere wie ein Cowboy.

Ärgerlich schlendere ich die pompöse Auffahrt zum Hotel herab. Soll ich abreisen? Gehe ich, nach dem großen Erlebnis, das mir Nordchina bereitete, schon jetzt hüftentief in europäischem Schlamm unter?

Rikshas bieten sich an, umringen mich: ich fahre langsam die Staatsstraße entlang, die leichte Brise genießend. Im benachbarten Hongkong brütet jetzt Backofentemperatur. (Man muß dort die Korridortüren des Hotels öffnen, um einen Luftzug zu spüren; nachts versucht man es verzweifelt, pyjamalos zu schlafen, wobei man wasserübergossen aufwacht. Die elektrischen Fächer, die letzte Zuflucht, holen die verborgensten rheumatischen Anlagen heraus, wie es Johannes V. Jensens famose, gottlob noch nicht verwirklichte Zentralkühlung ebenfalls tun würde. Bleibt das Peakhotel auf der Bergspitze, wo mittags die Tropensonne auf Asphaltwege brennt und abends Novembernebel in die Fensterritzen hineinkriechen.)

Der Rikshakuli unterbricht diese Erinnerungen und winkt voller Hochachtung mit der Nase: „der Gouverneur“. Zwei Rikshas halten vor einem Haus mit breiter Auffahrt. Ihre Wagenführer tragen ungefüge blauweiße Schärpen, deren Enden bis an die Kniekehlen reichen. Es

sieht grotesk aus, aber auffallend und vermögend. Ein Herr steigt ein, hinter ihm, diskret wartend, sein Adjutant. Soviel Würde auf diesem Operettenboden ergötzt mich, ich lasse ostentativ halten und freue mich sichtbar. Stechend blickt der Gouverneur herüber. Wird er mich verhaften lassen? Ich käme in hübsche Gesellschaft. Der Generalpostmeister Makaos wurde vor kurzem eingesperrt. Die Portugiesen, die diese Kolonie von den Millionenabgaben der Spielhöllen erhalten, dürfen nicht jeuen. So blieb dem Postmeister nichts anderes übrig, als Hunderte von eingeschriebenen Briefen eigenhändig zu erbrechen und sich ihres Inhalts zu bemächtigen.

Mit dem Sündengeld, das von den Spielhäusern einkommt, hat man immerhin den gefälligen kurbadhaften Aspekt zu bewahren gewußt. Neues zu schaffen ist die Aufgabe reicherer Völker. Die würden vor allem die verschlammenden Häfen ausbaggern. Dafür aber gibt es einen Park (am Nordende der Stadt) mit schönen Ruhebänken und gut gehaltenen Wegen, auf denen sich die vornehme portugiesische Welt, eine nordafrikanisch-südeuropäisch-chinesische Mischlingsrasse, trifft, längst an Glanz überflügelt von den Familien der reichen chinesischen Villenbesitzer, einen Badestrand, wo das olivgrüne Portugal und das gelbe China auf heißen Kieseln hockt und warme Schlammbäder nimmt, den ceylonhaft üppigen Camoensgarten in der Nähe des inneren Hafens mit Grotten, Aussichtspunkten und der Büste des Dichters, der in diesem subtropischen Exil an seinen Lusiaden schrieb. Von einer Höhe darüber kann man den Hafen übersehen, der von Masten starrt, die humusleeren Felsketten der Halbinsel hinter ihnen, das schmuddlige chinesische Leben in den Uferstraßen, aus denen im Sommer ein garstiger Geruch von toten Fischen heraufsteigt.

Wunderbar genug verträgt sich China mit Portugal. Keiner, weder Chinese noch Portugiese, gibt sich irgendwelchen Täuschungen hin, daß dieser Landzipfel, der so anmutig mit Jesuitenkultur gedüngt ist, der heruntergekommenen Republik nur durch die Gnade der Großmächte, vor allem Englands, gehört. Eins der Touristenvergnügen ist es, die

Makao: S. Paolo

operettenhaften Befestigungen, die verrosteten Kanonenrohre und die Disziplin der zigarettenrauchenden, mit tadellosen Gummizugstiefeln ausgerüsteten Soldateska zu bewundern. Diesem Geist fühlt sich der Chinese seelenverwandt. Die hochgelegene Ruine der Sao Paolokirche, von der nur noch die Fassade, ein prächtiges Beispiel subtropischen Jesuitenbarocks, mit der breiten Freitreppe steht, erinnert ihn angenehm daran, daß nicht nur chinesisches Menschenwerk dem Verfall entgegengeht. Es wird ihm leicht, sich einer Regierung unterzuordnen, die notdürftig erhält, was ehrgeizige Vorväter geschaffen haben, damit es gerade noch bewohnbar bleibe. Mit solchen Grundsätzen fraternisiert ein Chinese besser als mit nörgelndem Ordnungs- und Reinlichkeitssinn. Der Reisende muß dafür dankbar sein. Denn die Einheitlichkeit des Lebens, die sich schon äußerlich in dem kaum merklichen Übergehen portugiesischer in chinesische Straßenzüge ausdrückt, berührt ästhetisch wohltuend. Tsingtau ist eine prachtvolle Leistung deutschen Fleißes und deutscher Organisation. Aber wer wollte leugnen, daß seine Architektur (Architektur etwa vom Jenenser Landgrafenberg), in eine urchinesische Landschaft hineingestellt, befremdend und vielleicht sogar aggressiv wirkt?

Makaos architektonische Schroffheiten sind also längst chinesisch abgeschliffen, und was herausfällt, deckt der subtropische Pflanzenwuchs ausgleichend zu. Gemächlich schreitet man aus den verschlafenen Bergstraßen Alt-Makaos herab auf den mosaikgepflasterten Hauptplatz der Stadt, an dem das Senatsgebäude, ein paar verkümmerte Palmen und wundervollerweise kein Denkmal steht, hinein in engere Straßen, in eine bewegtere Welt. Lange Schilder mit Goldbuchstaben hängen herunter; blitzende Spiegelscheiben locken an den Treppen, gestikulierende Ellenbogen streifen sich. Es stinkt. Portugal hat aufgehört, und China beginnt.

Alle möglichen Dialekte des Südens hört man. Es strömt aus den reicheren Häusern, vor denen Dutzende von Rikshas warten, die engagiert werden, ohne daß man, wie sonst in China, lange handelt. Je weiter

der Tag vorrückt, um so dichter wird das Gedränge, um so betäubender der Lärm, um so heller die Straßen. Um zehn Uhr abends hat der Chinese Makaos nur noch einen Gedanken: Fan tam.

Spielhaus reiht sich an Spielhaus; in allen wird Fan tam gespielt. Es gibt solche erster, zweiter und dritter Klasse, aber der Gang der Dinge ist derselbe. Unten im Parterre sitzen die Kuli um einen länglichen grünbespannten Tisch mit Setzfeldern; zum ersten oder zweiten Stock, wo die feineren Leute Platz nehmen, führen Wendeltreppen hinauf, und man kann von hier den Schacht hinunter auf den Setztisch sehen und verfolgen, was gewinnt. Am Tischende, hell beleuchtet, thront der Croupier, nackt bis zum Nabel. Seine Ruhe ist bezaubernd. Er hat eine Menge gelber, durchlochter Münzen vor sich, über die er einen Messingdeckel stülpt. Ein langes Stäbchen ist in seiner feinnervigen Hand.

Ich lasse mich an den schmalen Tischen im oberen Stockwerk nieder. Ein Chinese neben mir fragt mich, was ich zu trinken wünsche. Es gibt Bier, Ginger Ale, Whisky, Limonaden, alles mehr als lauwarm, und wer dagegen protestiert, bekommt ein nicht immer sauberes Eisstück mit zuvorkommender Miene ins Getränk geworfen. Der Kellner schiebt dem Gast Zigarren, Zigaretten, Melonenkerne hin. Rechnungen werden nicht vorgelegt, und wer sein Reisegeld verliert, erhält Geld für die Rückfahrt in die Heimat ausbezahlt. Man ist nicht nur in Monte Carlo nobel.

Die Gewinnchancen scheinen mir dabei hier bedeutend größer. Ich blicke hinunter auf den Setztisch, wo das Spiel beginnt. Der Croupier stellt die henkellose Teetasse, aus der er geschlürft hat, beiseite, greift eine Anzahl Münzen aus dem Haupthaufen, legt den Messingdeckel darüber und spuckt. Er spuckt mit beängstigender Konzentration. Mein Nachbar sekundiert ihm, und der Geschäftsführer, ein gesichtsloses Mensch-Insekt in zerbeultem Gehrock und verrutschter Kravatte, der mich auf intelligente Weise zum Trinken ermuntert, fügt sich donnernd ein ins Spuckterzett.

Es geht los. Der Croupier zählt mit dem fast senkrecht erhobenen Stäbchen die Münzen ab, immer vier zu vier, und je mehr er sich dem Ende nähert, um so stiller wird es am und über dem Tisch. Ein paar Kuli, die Kupfer gesetzt haben, stehen gespannt auf. Es bleiben zwei Münzen übrig. Zwei hat gewonnen.

Betrug ist ausgeschlossen. Jede kleinste Bewegung der Croupiers wird von Dutzenden von Blicken verfolgt, und der Haufen Münzen, den er faßt, ist zu groß, als daß er das Endresultat überschauen könnte.

Ich will setzen. Mein Nachbar reicht mir einen Zettel, auf dem die Ergebnisse der letzten zehn Spiele verzeichnet sind. Vier hat zehnmal nicht gewonnen. Ich setze vier. Zwei Dollar. Ein Körbchen wird über die Barriere an einem Seil hochgezogen und ich tue meinen Dollar hinein. Der Geschäftsführer ruft: „Vier, zwei Dollar," und der Korb wird unten ausgepackt, das Geld gesetzt. Links neben mir machen sich drei chinesische Schöne breit, in dünner fischblasenartiger Seide, mit schweren Nephritarmbändern und Ohrringen behängt. Sie kauen unaufhörlich Melonenkerne, spucken die Schalen von sich, entledigen sich ihres Auswurfs, so daß ich meine Beine unwillkürlich hochziehe, blasen Tabaksrauch aus den Nasenlöchern und schlürfen kunstgerecht Tee aus henkellosen Deckeltassen.

Zwei gewinnt.

Ich setze wieder vier; fünf Dollar.

Während der Croupier die mageren Finger bewegt, habe ich Muße, im Lokal Umschau zu halten. In allen Ecken gibt es Ruhenischen, kleine Appartements mit Schriftpanelen, geschnitzten Stühlen, Hockern, schön marmorierten Tischen, kissenbelegten Sofabänken von einladender Tiefe mit einem niedrigen Rauchtischchen darauf. Ein alter Herr liegt da, schnarchend, die halbentblößten Beine an den Leib gezogen, den Ellenbogen unter dem Kopf. Ihm gegenüber halbwach ein Mensch von Dreißig, ein wahres Skelett mit tiefeingefallenen Schläfen, die Opiumpfeife am Mund. Seine Backen werden noch hohler, wenn er den Rauch einsaugt. Verlorene Augen stieren aus dem gespenstischen Gesicht.

Eins gewinnt und ich setze zehn Dollar, wieder auf vier.

Der Raum füllt sich. Die Weiblichkeit, die mit großen Pausen spielt, wird beiseite genötigt. Europäer und Amerikaner aus Hongkong langen an, Schiffskapitäne, Kommis, Touristen. Sie setzen stehend, gewinnen große Beträge und verlieren sie ebenso schnell. Viele werden hier ihr Monatsgehalt los. Auch ich verliere, immer auf vier.

„Nehmen Sie Drei," sagt der Geschäftsführer gönnerhaft.

Er triumphiert, als der Croupier drei Münzen übrigbehält.

„Jetzt kommt wieder Drei."

Er hat recht. Ich bleibe aber bei Vier. Achtzehnmal ist es nicht gekommen. Die Luft wird erstickend. Wachsgelb und fahl erscheinen die Gesichter der Menschen durch den Dunst. Der Opiumraucher ist in tiefe Narkose gesunken.

„Hundert Dollar auf Vier!" rufe ich herunter. Ich fülle den Korb mit Noten englischer, deutscher, portugiesischer, japanischer Banken. Die Kupfer setzenden Kuli sind über meine Halsstarrigkeit entzückt. Ich bin meiner Sache sicher, blicke gleichmütig umher und kaue Melonenkerne wie ein Chinese.

„Vier ist da! Vier!" rufen alle Kuli lachend. Voller Verwunderung starren sie auf den überfrachteten Korb. Ich streiche ein paar Hundert Dollar ein und beginne mein System von neuem.

Ich gewinne jeden Tag. Das Ganze ist für den Europäer lediglich eine Probe, wie lange er ein unleidliches Milieu, die Nähe chinesischer Körper, die Rachentöne, mit denen sie ihren Auswurf begleiten, ihre von keiner Hemmung beeinträchtigten Manieren aushält. Wenn er dagegen gefeit ist, kann er sich als Privatier auf Makao niederlassen wie die fetten Kompradores Hongkongs. Der Sensiblere versagt nach wenigen Tagen.

Zumal wenn, wie es zur Zeit des Südwest-Monsums öfters vorkommt, die Brise, die Makao umfächelt, selbst des Abends aussetzt. Feuchtwarme Dünste strömen dann von den bunten Häusermauern aus. Auf der Praia grande sitzen zur Dämmerung die Kuli in ihren Rikshas matt

und gleichgültig wie verspätete Moskitos, die eine letzte überwarme Herbststunde herausgelockt hat. Nacktheit ist kein Schutz mehr. Die Augen brennen, das Herz klopft unruhig, Meer, Himmel, Dschunken verschwimmen in phosphoreszierenden Tönen. Die Luft ist still wie vor einem Taifun. Große rötliche Wolken vor violettem Blau schweben unbewegt, wie Boten eines Schwefelregens, über der glorreich erleuchteten Küste.

Das Gehirn gerinnt, die hektische Landschaft, so apokalyptisch sie prangt, wird zur Qual. Und selbst in dem Menschen, der die Tropen liebt, steigt Überdruß auf über die Fülle, die sich so verschwenderisch mitteilt, die alle Phantasie in Bande schlägt, die wunschlos macht, die Existenz zu einem vegetativen Hindämmern herabschraubt. Ertötet ruht, was der Norden je in uns weckte: der Drang nach Aufwärts, Wille zu harter Leistung.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Tafel

Yünkang: Kopf eines Bodhisattva. 5.–6. Jahrh. n. Chr. (Titelbild) s. auch Abb. 67 1

Peking, Westberge: Marmorterrassen des Pi yün sze 2

Nahe Ta tung fu, Shansi. Fünffarbig glasierte Mauer auf türkisfarbenem Grund. Fêngshui-Mauer des Tempels Kuanyin t'ang 3

Peking: Himmelstempel 4

Yüan ming yüan einst: Das Lustschloß Hiai k'i ts'iu. Aus „Sommerpaläste in Peking", einer Kupferstichserie des Kunstgewerbe-Museums, Berlin . . 5

Yüan ming yüan einst: Bambuspavillon. Aus: „Sommerpaläste in Peking", einer Kupferstichserie des Kunstgewerbe-Museums, Berlin 6

Yüan ming yüan jetzt 7

Peking, Sommerpalast: Siebenzehnbogenbrücke und Nephritgürtelbrücke . . . 8

Die Pagode in der chinesischen Landschaft. (Westberge, Peking.) 9

Kopf eines Bodhisattva. 6. Jahrh. n. Chr. Stein. Aus Honan. Im Pekinger Kunsthandel 10

Kaiser Ch'ien lung rezitiert Gedichte zu Ehren seiner Ahnen. Aus dem Kupferstichwerk „Les batailles mémorables de la Chine". Paris 1783–88. Gezeichnet von Cochin und gestochen von Helman. Die erste sehr seltene Ausgabe des Werkes wurde bis auf wenige in Europa zurückgebliebene Exemplare für den chinesischen Hof reserviert 11

Kuanyin. Vergoldete Bronze. 6. Jahrh. n. Chr. Höhe ohne Sockel etwa 18 cm. 12

Kuanyin. Vergoldete Bronze. 6. Jahrh. n. Chr. 13

Peking, Winterpalast. Die Kuanyin aus weißem Jade. Teilweise vergoldet, der Gewandsaum mit Halbedelsteinen besetzt. Höhe annähernd 1 Meter . 14

Der Altar des Vicekönigs Tuan Fang. Datiert: 593 n. Chr. (Ta Sui k'ai huang 13. Jahr). Bronze, vergoldet. Näheres über dieses köstliche Werk berichtet Hamilton Bell im Burlington Magazine, Juni 1914 und August 1915. Bell gibt auch die Maße der einzelnen Teile an. Das Werk, das sich jetzt in Paris befindet, wurde von Tuang Fang im Katalog seiner Sammlung abgebildet 15

Ein chinesisches Hofbankett im 17. Jahrhundert. Aus: Dapper, Gedenkwaerdig Bedryf der Nederlandsche Oost-Indische Maetschappye op de Kuste en in het Keizerrijk van Taising of Sina. Amsterdam 1670. Staatsbibliothek, Berlin 16

Kaiser Ch'ien lung bewirtet 3000 Greise. Aus dem Kupferstichwerk „Les batailles mémorables de la Chine" (s. Abb. 11) 17

Flötenspielerin. T'ang-Periode (618–906 n. Chr.). Ton. Besitzer M. de Goloubew, Paris 18

Tafel

Der Tanz zur T'ang-Zeit. Relief aus den Grotten von Lung mên. Grabfigur aus Honan 19
Grabfigur eines Ringers. T'ang-Periode. Ursprünglich ein Paar; Höhe: etwa 20 cm. Ausgrabung aus Honan 20
Torso eines Bodhisattva. 7. Jahrh. Marmor. Boston, Museum of fine Arts 21
Kuanyin. Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. Stein, bemalt und vergoldet. Stammt aus Honan. Höhe: 56 cm. Im Besitz des Verfassers. (Farbige Tafel) . 22
Lung mên, Honan: Hauptgrotte, Wanddetail 23
Lung mên, Honan: Hauptgrotte mit dem Prozessionsrelief. 7. Jahrh. n. Chr. 24
Lung mên, Honan: Bodhisattva. 6. Jahrh. n. Chr. 25
Lung mên, Honan: „Neunhallengrotte". Teilansicht. 7. Jahrh. n. Chr. . . . 26
Lung mên, Honan: Hauptgrotte mit dem Prozessionsrelief. 7. Jahrh. n. Chr. 27
Lung mên, Honan: Großes Prozessionsrelief. 642 n. Chr. 28
Lung mên, Honan: Zentralbuddha der „Neun-Hallen-Grotte". 672 bis 675 n. Chr. 29
Lung mên, Honan: Priesterreliefs. 7. Jahrh. n. Chr. 30
Kuanyin. Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. Stein. 74 cm hoch. Bemalt und vergoldet. Stammt aus Honan. Im Besitz des Verfassers. (Farbige Tafel) . . 31
Lung mên, Honan: Kleinere Nischen. 6. Jahrh. n. Chr. 32
Lung mên, Honan: Grottenteile. 6. und 7. Jahrh. n. Chr. 33
Lung mên, Honan: Arhatgrotte (Ostseite des Defilee). 7. Jahrh. n. Chr. . . 34
Kung hsien, Honan: Shih k'u sze, Westgrotte, äußere Wand (Teilansicht). 6. Jahrh. n. Chr. 35
Kung hsien, Honan: Reliefs der Hauptgrotte des Shih k'u sze. 6. Jahrh. n. Chr. 36
Sung-Gräber, Ostseite (s. w. Kung hsien, Honan). 37
Grotten von Ichou, Chihli. Aufstieg zur Shan tze tung-Grotte 38
Grotten von Ichou, Chihli. Rückenansicht der 1912 zertrümmerten Kuanyin auf dem Kuanyin-Berge. Der 1624 angebrachte Mantel ist abgeschlagen, der mit drei Glasuren bedeckte Tonkern sichtbar. Der Sockel maß zirka ein Meter in der Höhe und zwei Meter in der Breite. Die Kuanyin selbst etwa zwei Meter in der Höhe 39
Ichou, Chihli. Südtor des Yung ch'êng-Mausoleums. 18. Jahrh.. 40
Grotten von Ichou, Chihli. Shan tze tung, Eingang. Westlich von ihr wichtige Gedenktafel, die von der Reparatur der Lohan (zwischen 1511–20) und der Stiftung des Mi le fo und der Shan tze tung berichtet 41
Grotten von Ichou, Chihli. Shan tze tung-Grotte, Inneres. Im hier nicht sichtbaren, tiefer liegenden Vorraum eine Gedächtnistafel aus dem Jahre 1667, von Reparaturen berichtend, in dem höher liegenden Altarraum zwischen

Tafel

Trümmern ein 1511 gestifteter Mi le fo und zwei Begleitfiguren. Im Vorraum sollen Lohan gestanden haben 42

Grotten von Ichou, Chihli. Lohan mit Sockel. T'ang? Wende des ersten Jahrtausends? Höhe 1.10 m, Breite 85 cm. Sockel: 96 × 87 cm, Höhe 17 cm. Ton mit drei Glasuren (den san ts'ai der T'ang-Zeit). S. Hobson, Chinese Pottery and Porcelain. 2 Bände, London 1915. Ostasiat. Zeitschrift, II. Jahrgg. 1913/14, S. 458—60. Hobson setzte den Lohan des British Museum als farbiges Titelbild seinem Werke voran. — Auf die Gruppe der Lohan aus den von dem Verfasser entdeckten Grotten von Ichou gedenkt dieser in einer besonderen Schrift zurückzukommen. Jetzt Metropolitan Museum, New York 43

Grotten von Ichou, Chihli. Lohan, s. Abb. 43. Metropolitan Museum, New York. 44

Grotten von Ichou, Chihli. Lohan (Torso). T'ang? Wende des ersten Jahrtausends? Höhe 67 cm, Breite 55 cm. Die rechte Schulter wurde 1913 ergänzt. Jetzt Sammlung Fuld, Frankfurt a. M. 45

Ku pei k'ou, Chihli. Große Mauer und Dach des Yao wang miao. . . . 46

Die Kaiserstraße nach Jehol 47

Jehol. Plan des Kaiserlichen Residenzschlosses und Parkes 48

Jehol, Residenzschloß. Lotosteich. Im Hintergrund der „Waschklöppelfels“ 49

Jehol. Gesamtansicht des Putala 50

Jehol, Residenzschloß. „Halle der Vorsicht“. 51

Jehol. Tempel der alldurchdringenden Freude (Pu lo sze). 18. Jahrh. 52

Jehol, Hsin kung. Dach mit Drachen aus vergoldetem Kupfer. 18. Jahrh. 53

Jehol, Hsin kung. Mönchswohnungen und Umgang mit Treppenhaus. 18. Jahrh. 54

Jehol. Decke des Putala. Kassettierung weiß, rot, grün, gold. Mittelfeld vergoldet. 18. Jahrh.. 55

Rückfahrt von Jehol auf dem Luan ho 56

Die Grottentempel von Yünkang (Westseite, Teilansicht) 57

Yünkang. Offene Grotte westlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. . . 58

Yünkang. Torleibung einer Grotte westlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. 59

Yünkang. Torleibung einer Grotte westlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. 60

Yünkang. Hof des Haupttempels. Auf ihm zwei mächtige garudaartige Fabeltiere auf Sockeln, aus Ton mit braun und gelben Glasuren, der Kopf aus Biskuit, wohl der Ming-Zeit angehörend. Die Tempelsäulen mit gehörnten Teufelsmasken-Kapitälen geschmückt s. Tanzhalle, Abb. 63 61

Tafel

Yünkang. Grotte westlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. Das Bild dieser Grotte zeigt recht anschaulich, wie die mohammedanische Bevölkerung mit den Grottenschätzen umgeht 62
Chü lo pou, Shansi. Tanzhalle 63
Die Maske bei lamaistischen Tempelfesten. Die Aufnahmen sind anläßlich des Festes der Teufelsaustreibung im Gelben Tempel bei Peking gemacht 64
Ta tung fu, Shansi. Fünffarbig glasierte Tempelmauer 65
Seoul. Palast Kyeng Pok. Balustradenkopf und Tiger am Wassergraben. Stein. 19. Jahrh. 66
Yünkang. Zentralbuddha einer Grotte östlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. Rechts vom Zentralbuddha der schöne Bodhisattva des Titelbildes, dessen Aufnahme dem Verfasser nur möglich war, indem er auf den rechten Unterarm des Zentralbuddha kletterte 67
Yünkang. Zentralbuddha einer Grotte östlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. 68
Yünkang. Torleibung einer Grotte westlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. 69
Yünkang. Bodhisattva. Äußerste Westseite. 5.–6. Jahrh. n. Chr. 70
Yünkang. Grottenvorhalle. Als abschreckendes Beispiel später Restaurierung reproduziert 71
Yünkang. Torleibung einer Grotte östlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. 72
Yünkang. Torleibung einer Grotte westlich vom Haupttempel. 5.–6. Jahrh. n. Chr. 73
Hangchou, S. China. Brückenpavillon im Ling ying-Kloster 74
Hangchou, S. China. Felsskulpturen im Ling ying-Kloster. Sung-Periode. 75
Hangchou, S. China. Yo feis Ankläger am Pranger. Eisen 76
Kanton, neues Westviertel. Gosse in Form eines Bambusstammes 77
Kanton. Ahnentempel der Familie Ch'en. Frontportal. 19. Jahrh. 78
Kanton. Ahnentempel der Familie Ch'en. Frontdetail 19. Jahrh. 79
Makao. S. Paolo 80

INHALT

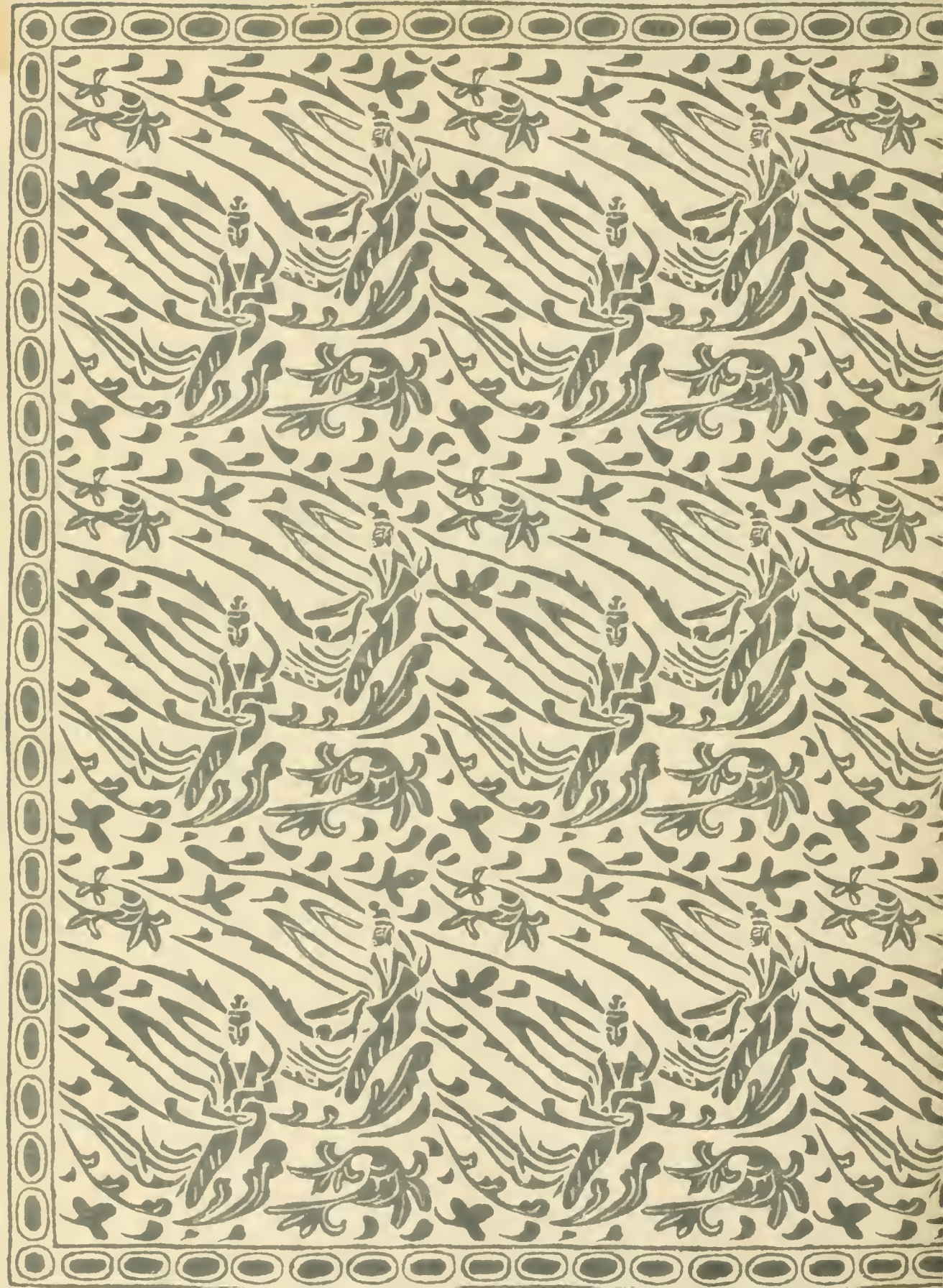
1. Dank aus Heilungt'an 7
2. Peking 17
3. Wang Chi-Chuan spricht 73
4. Reise durch Honan 89
5. Jagd auf Götter 129
6. Jehol 157
7. Das große Gebet von Yünkang 195
8. Yo feis Grab 219
9. Kanton 229
10. Makao 243
11. Verzeichnis der Abbildungen 257

Dieses Buch wurde im Jahre 1912 begonnen; sein Abschluß war dem Verfasser erst nach Beendigung des Weltkrieges möglich. Die Abbildungen gehen zum größten Teil auf eigene Aufnahmen des Verfassers zurück, der sich für diese alle Rechte weiterer Reproduktion vorbehält. Einige Lücken wurden durch Aufnahmen der Herren Dr. Herbert Mueller, Hermann Schoede, Reg.-Baumeister Schuberth und Baurat E. Boerschmann ausgefüllt, denen für die Überlassung von Photographien Dank gebührt.

Königssee, Oberbayern
im Mai 1919.

Friedrich Perzyński.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei (Text) und der Buchdruckerei Emil Hermann sen. (Tafeln), beide in Leipzig.



UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 597 326 8